ARTHUR SCHNITZLER

GESAMMELTE WERKE

DIE THEATER-STÜCKE

BAND I

S. FISCHER VERLAG
BERLIN

S.F.C.

GESAMMELTE WERKE VON ARTHUR SCHNITZLER

in zwei Abteilungen

Erste Abteilung:
Die erzählenden Schriften in drei Bänden

Zweite Abteilung:
Die Theaterstücke in vier Bänden

1912
S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

DIE THEATERSTÜCKE VON ARTHUR SCHNITZLER

Erster Band

1912
S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

Erstes bis fünftes Tausend

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript. Das Recht der Aufführung ist nur von S. Fischer, Verlag, Berlin W, Bülowstr. 90 zu erwerben.

INHALT

Anatol (1889—90) 9
Das Märchen (1891) 109
Liebelei (1894) 205
Freiwild (1896) 269
Das Vermächtnis (1897) . . . 347

ANATOL

Einleitung. Von Loris 11
Die Frage an das Schicksal . . 13
Weihnachtseinkäufe 27
Episode 38
Denksteine 54
Abschiedssouper 61
Agonie 77
Anatols Hochzeitsmorgen . . . 89

Einleitung

Hohe Gitter, Taxushecken,
Wappen, nimmermehr vergoldet,
Sphinxe, durch das Dickicht schimmernd ...
... Knarrend öffnen sich die Tore. —
Mit verschlafenen Kaskaden
Und verschlafenen Tritonen,
Rokoko, verstaubt und lieblich
Seht ... das Wien des Canaletto,
Wien von Siebzehnhundertsechzig ...
... Grüne, braune, stille Teiche,
Glatt und marmorweiß umrandet,
In dem Spiegelbild der Nixen
Spielen Gold- und Silberfische ...
Auf dem glattgeschornen Rasen
Liegen zierlich gleiche Schatten
Schlanker Oleanderstämme;
Zweige wölben sich zur Kuppel,
Zweige neigen sich zur Nische
Für die steifen Liebespaare
Heroinen und Heroen ...
Drei Delphine gießen murmelnd
Fluten in ein Muschelbecken ...
Duftige Kastanienblüten
Gleiten, schwirren leuchtend nieder
Und ertrinken in dem Becken ...
... Hinter einer Taxusmauer
Tönen Geigen, Klarinetten ...
Und sie scheinen den graziösen
Amoretten zu entströmen,
Die rings auf der Rampe sitzen
Fiedelnd oder Blumen windend,
Selbst von Blumen bunt umgeben,
Die aus Marmorvasen strömen:
Goldlack und Jasmin und Flieder ...
... Auf der Rampe, zwischen ihnen
Sitzen auch kokette Frauen,
Violette Monsignori ...

Und im Gras, zu ihren Füßen,
Und auf Polstern, auf den Stufen:
Kavaliere und Abbati ...
Andre heben andre Frauen
Aus den parfümierten Sänften ...
... Durch die Zweige brechen Lichter,
Flimmernd auf den blonden Köpfchen;
Scheinen auf den bunten Polstern,
Gleiten über Kies und Rasen,
Gleiten über das Gerüste,
Das wir flüchtig aufgeschlagen.
Wein und Winde klettert aufwärts
Und umhüllt die lichten Balken.
Und dazwischen, farbenüppig
Flattert Teppich und Tapete,
Schäferszenen, keck gewoben,
Zierlich von Watteau entworfen ...
Eine Laube statt der Bühne,
Sommersonne statt der Lampen,
Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie unsrer Seele,
Unsres Fühlens Heut und Gestern,
Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder,
Halbes, heimliches Empfinden,
Agonien, Episoden ...
Manche hören zu, nicht alle ...
Manche träumen, manche lachen,
Manche essen Eis ... und manche
Sprechen sehr galante Dinge ...
... Nelken wiegen sich im Winde,
Hochgestielte, weiße Nelken,
Wie ein Schwarm von weißen Faltern ...
Und ein Bologneserhündchen
Bellt verwundert einen Pfau an ...

Herbst 1892. Loris.

ANATOL, MAX, CORA.

Anatols Zimmer.

MAX. Wahrhaftig, Anatol, ich beneide dich ...

ANATOL lächelt.

MAX. Nun, ich muß dir sagen, ich war erstarrt. Ich habe ja doch bisher das Ganze für ein Märchen gehalten. Wie ich das nun aber sah, ... wie sie vor meinen Augen einschlief ... wie sie tanzte, als du ihr sagtest, sie sei eine Ballerine, und wie sie weinte, als du ihr sagtest, ihr Geliebter sei gestorben, und wie sie einen Verbrecher begnadigte, als du sie zur Königin machtest ...

ANATOL. Ja, ja.

MAX. Ich sehe, es steckt ein Zauberer in dir!

ANATOL. In uns allen.

MAX. Unheimlich.

ANATOL. Das kann ich nicht finden ... Nicht unheimlicher als das Leben selbst. Nicht unheimlicher als vieles, auf das man erst im Laufe der Jahrhunderte gekommen. Wie, glaubst du wohl, war unseren Voreltern zumute, als sie plötzlich hörten, die Erde drehe sich? Sie müssen alle schwindlig geworden sein!

MAX. Ja ... aber es bezog sich auf alle!

ANATOL. Und wenn man den Frühling neu entdeckte! ... Man würde auch an ihn nicht glauben! Trotz der grünen Bäume, trotz der blühenden Blumen und trotz der Liebe.

MAX. Du verirrst dich; all das ist Gefasel. Mit dem Magnetismus ...

ANATOL. Hypnotismus ...

MAX. Nein, mit dem ist's ein ander Ding. Nie und nimmer würde ich mich hypnotisieren lassen.

ANATOL. Kindisch! Was ist daran, wenn ich dich einschlafen heiße, und du legst dich ruhig hin.

MAX. Ja, und dann sagst du mir: „Sie sind ein Rauchfangkehrer," und ich steige in den Kamin und werde rußig! . . .

ANATOL. Nun, das sind ja Scherze . . . Das Große an der Sache ist die wissenschaftliche Verwertung. — Aber ach, allzuweit sind wir ja doch nicht.

MAX. Wieso . . . ?

ANATOL. Nun, ich, der jenes Mädchen heute in hundert andere Welten versetzen konnte, wie bring' ich mich selbst in eine andere?

MAX. Ist das nicht möglich?

ANATOL. Ich hab' es schon versucht, um die Wahrheit zu sagen. Ich habe diesen Brillantring minutenlang angestarrt und habe mir selbst die Idee eingegeben: Anatol! schlafe ein! Wenn du aufwachst, wird der Gedanke an jenes Weib, das dich wahnsinnig macht, aus deinem Herzen geschwunden sein.

MAX. Nun, als du aufwachtest?

ANATOL. O, ich schlief gar nicht ein.

MAX. Jenes Weib . . . jenes Weib? . . . Also noch immer!

ANATOL. Ja, mein Freund! . . . noch immer! Ich bin unglücklich, bin toll.

MAX. Noch immer also . . . im Zweifel?

ANATOL. Nein . . . nicht im Zweifel. Ich weiß, daß sie mich betrügt! Während sie an meinen Lippen hängt, während sie mir die Haare streichelt . . . während wir selig sind . . . weiß ich, daß sie mich betrügt.

MAX. Wahn!

ANATOL. Nein!

MAX. Und deine Beweise?

ANATOL. Ich ahne es . . . ich fühle es . . . darum weiß ich es!

MAX. Sonderbare Logik!

ANATOL. Immer sind diese Frauenzimmer uns untreu. Es ist ihnen ganz natürlich . . . sie wissen es

gar nicht ... So wie ich zwei oder drei Bücher zugleich lesen muß, müssen diese Weiber zwei oder drei Liebschaften haben.

MAX. Sie liebt dich doch?

ANATOL. Unendlich ... Aber das ist gleichgültig. Sie ist mir untreu.

MAX. Und mit wem?

ANATOL. Weiß ich's? Vielleicht mit einem Fürsten, der ihr auf der Straße nachgegangen, vielleicht mit einem Poeten aus einem Vorstadthause, der ihr vom Fenster aus zugelächelt hat, als sie in der Früh' vorbeiging!

MAX. Du bist ein Narr!

ANATOL. Und was für einen Grund hätte sie, mir nicht untreu zu sein? Sie ist wie jede, liebt das Leben, und denkt nicht nach. Wenn ich sie frage: Liebst du mich? — so sagt sie ja — und spricht die Wahrheit; und wenn ich sie frage, bist du mir treu? — so sagt sie wieder ja — und wieder spricht sie die Wahrheit, weil sie sich gar nicht an die andern erinnert — in dem Augenblick wenigstens. Und dann, hat dir je eine geanwortet: Mein lieber Freund, ich bin dir untreu? Woher soll man also die Gewißheit nehmen? Und wenn sie mir treu ist —

MAX. Also doch! —

ANATOL. So ist es der reine Zufall ... Keineswegs denkt sie: O, ich muß ihm die Treue halten, meinem lieben Anatol ... keineswegs ...

MAX. Aber wenn sie dich liebt?

ANATOL. O, mein naiver Freund! Wenn das ein Grund wäre!

MAX. Nun?

ANATOL. Warum bin ich ihr nicht treu? ... Ich liebe sie doch gewiß!

MAX. Nun ja! Ein Mann!

ANATOL. Die alte dumme Phrase! Immer wollen wir uns einreden, die Weiber seien darin anders als wir! Ja, manche ... die, welche die Mutter einsperrt,

oder die, welche kein Temperament haben ... Ganz gleich sind wir. Wenn ich einer sage: Ich liebe dich, nur dich, — so fühle ich nicht, daß ich sie belüge, auch wenn ich in der Nacht vorher am Busen einer andern geruht.

MAX. Ja ... du!

ANATOL. Ich ... ja! Und du vielleicht nicht? Und sie, meine angebetete Cora vielleicht nicht? Oh! Und es bringt mich zur Raserei. Wenn ich auf den Knieen vor ihr läge und ihr sagte: Mein Schatz, mein Kind — alles ist dir im Vorhin verziehen — aber sag' mir die Wahrheit — was hülfe es mir? Sie würde lügen wie vorher — und ich wäre soweit als vorher. Hat mich noch keine angefleht: „Um Himmels willen! Sag' mir ... bist du mir wirklich treu? Kein Wort des Vorwurfs, wenn du's nicht bist; aber die Wahrheit! Ich muß sie wissen" ... Was hab' ich drauf getan? Gelogen ... ruhig, mit einem seligen Lächeln ... mit dem reinsten Gewissen. Warum soll ich dich betrüben, hab' ich mir gedacht? Und ich sagte: Ja, mein Engel! Treu bis in den Tod. Und sie glaubte mir und war glücklich!

MAX. Nun also!

ANATOL. Aber ich glaube nicht und bin nicht glücklich! Ich wär' es, wenn es irgend ein untrügliches Mittel gäbe, diese dummen, süßen, hassenswerten Geschöpfe zum Sprechen zu bringen oder auf irgend eine andere Weise die Wahrheit zu erfahren ... Aber es gibt keines außer dem Zufall.

MAX. Und die Hypnose?

ANATOL. Wie?

MAX. Nun ... die Hypnose ... Ich meine das so: Du schläferst sie ein und sprichst: Du mußt mir die Wahrheit sagen.

ANATOL. Hm ...

MAX. Du mußt ... Hörst du ...

ANATOL. Sonderbar! ...

MAX. Es müßte doch gehen ... Und nun fragst

du sie weiter ... Liebst du mich? ... Einen anderen? ... Woher kommst du? ... Wohin gehst du? ... Wie heißt jener andere? ... Und so weiter.

ANATOL. Max! Max!

MAX. Nun ...

ANATOL. Du hast recht! ... Man könnte ein Zauberer sein! Man könnte sich ein wahres Wort aus einem Weibermund hervorhexen ...

MAX. Nun also? Ich sehe dich gerettet! Cora ist ja gewiß ein geeignetes Medium ... heute abend noch kannst du wissen, ob du ein Betrogener bist ... oder ein ...

ANATOL. Oder ein Gott! ... Max! ... Ich umarme dich! ... Ich fühle mich wie befreit ... ich bin ein ganz anderer. Ich habe sie in meiner Macht ...

MAX. Ich bin wahrhaftig neugierig ...

ANATOL. Wieso? Zweifelst du etwa?

MAX. Ach so, die andern dürfen nicht zweifeln, nur du ...

ANATOL. Gewiß! ... Wenn ein Ehemann aus dem Hause tritt, wo er eben seine Frau mit ihrem Liebhaber entdeckt hat, und ein Freund tritt ihm entgegen mit den Worten: Ich glaube, deine Gattin betrügt dich, so wird er nicht antworten: Ich habe soeben die Überzeugung gewonnen ... sondern: Du bist ein Schurke ...

MAX. Ja, ich hatte fast vergessen, daß es die erste Freundespflicht ist — dem Freund seine Illusionen zu lassen.

ANATOL. Still doch ...

MAX. Was ist's?

ANATOL. Hörst du sie nicht? Ich kenne die Schritte, auch wenn sie noch in der Hausflur hallen.

MAX. Ich höre nichts.

ANATOL. Wie nahe schon! ... Auf dem Gange ... *Öffnet die Tür.* Cora!

CORA draußen. Guten Abend! O du bist nicht allein ...

ANATOL. Freund Max!

CORA hereintretend. Guten Abend! Ei, im Dunklen? . . .

ANATOL. Ach, es dämmert ja noch. Du weißt, das liebe ich.

CORA ihm die Haare streichelnd. Mein kleiner Dichter!

ANATOL. Meine liebste Cora!

CORA. Aber ich werde immerhin Licht machen . . . Du erlaubst. *Sie zündet die Kerzen in den Leuchtern an.*

ANATOL zu Max. Ist sie nicht reizend?

MAX. Oh!

CORA. Nun, wie geht's? Dir Anatol — Ihnen, Max? — Plaudert ihr schon lange?

ANATOL. Eine halbe Stunde.

CORA. So. *Sie legt Hut und Mantel ab.* Und worüber?

ANATOL. Über dies und jenes.

MAX. Über die Hypnose.

CORA. O schon wieder die Hypnose! Man wird ja schon ganz dumm davon.

ANATOL. Nun . . .

CORA. Du, Anatol, ich möchte, daß du einmal mich hypnotisierst.

ANATOL. Ich . . . Dich . . .?

CORA. Ja, ich stelle mir das sehr hübsch vor. Das heißt, — von dir.

ANATOL. Danke.

CORA. Von einem Fremden . . . nein, nein, das wollt' ich nicht.

ANATOL. Nun, mein Schatz . . . wenn du willst, hypnotisiere ich dich.

CORA. Wann?

ANATOL. Jetzt! Sofort, auf der Stelle.

CORA. Ja! Gut! Was muß ich tun?

ANATOL. Nichts anderes, mein Kind, als ruhig auf dem Fauteuil sitzen zu bleiben und den guten Willen haben, einzuschlafen.

CORA. O ich habe den guten Willen!

ANATOL. Ich stelle mich vor dich hin, du siehst

mich an . . . nun . . . sieh mich doch an . . . ich streiche dir über Stirne und Augen. So . . .

CORA. Nun ja, und was dann . . .

ANATOL. Nichts . . . Du mußt nur einschlafen wollen.

CORA. Du, wenn du mir so über die Augen streichst, wird mir ganz sonderbar . . .

ANATOL. Ruhig . . . nicht reden . . . Schlafen. Du bist schon recht müde.

CORA. Nein.

ANATOL. Ja! . . . ein wenig müde.

CORA. Ein wenig, ja . . .

ANATOL. . . . Deine Augenlider werden dir schwer . . . sehr schwer, deine Hände kannst du kaum mehr erheben . . .

CORA leise. Wirklich.

ANATOL ihr weiter über Stirne und Augen streichelnd, eintönig. Müd' . . . ganz müd' bist du . . . nun schlafe ein, mein Kind . . . Schlafe. *Er wendet sich zu Max, der bewundernd zusieht, macht eine siegesbewußte Miene.* Schlafen . . . Nun sind die Augen fest geschlossen . . . Du kannst sie nicht mehr öffnen . . .

CORA will die Augen öffnen.

ANATOL. Es geht nicht . . . Du schläfst . . . Nur ruhig weiter schlafen . . . So . . .

MAX will etwas fragen. Du . . .

ANATOL. Ruhig. *Zu Cora.* . . . Schlafen . . . fest, tief schlafen. *Er steht eine Weile vor Cora, die ruhig atmet und schläft.* So . . . nun kannst du fragen.

MAX. Ich wollte nur fragen, ob sie wirklich schläft.

ANATOL. Du siehst doch . . . Nun wollen wir ein paar Augenblicke warten. *Er steht vor ihr, sieht sie ruhig an. Große Pause.* Cora! . . . Du wirst mir nun antworten . . . Antworten. Wie heißt du?

CORA. Cora.

ANATOL. Cora, wir sind im Wald.

CORA. O . . . im Wald . . . wie schön! Die grünen Bäume . . . und die Nachtigallen.

ANATOL. Cora ... Du wirst mir nun in allem die Wahrheit sagen ... Was wirst du tun, Cora?

CORA. Ich werde die Wahrheit sagen.

ANATOL. Du wirst mir alle Fragen wahrheitsgetreu beantworten, und wenn du aufwachst, wirst du wieder alles vergessen haben! Hast du mich verstanden?

CORA. Ja.

ANATOL. Nun schlafe ... ruhig schlafen. *Zu Max.* Jetzt also werde ich sie fragen ...

MAX. Du, wie alt ist sie denn?

ANATOL. Neunzehn ... Cora, wie alt bist du?

CORA. Einundzwanzig Jahre.

MAX. Haha.

ANATOL. Pst ... das ist ja außerordentlich ... Du siehst daraus ...

MAX. O, wenn sie gewußt hätte, daß sie ein so gutes Medium ist!

ANATOL. Die Suggestion hat gewirkt. Ich werde sie weiter fragen. — Cora, liebst du mich ...? Cora ... liebst du mich?

CORA. Ja!

ANATOL triumphierend. Hörst du's?

MAX. Nun also, die Hauptfrage, ob sie treu ist.

ANATOL. Cora! *Sich umwendend.* Die Frage ist dumm.

MAX. Warum?

ANATOL. So kann man nicht fragen!

MAX ...?

ANATOL. Ich muß die Frage anders fassen.

MAX. Ich denke doch, sie ist präzis genug.

ANATOL. Nein, das ist eben der Fehler, sie ist nicht präzis genug.

MAX. Wieso?

ANATOL. Wenn ich sie frage: Bist du treu, so meint sie dies vielleicht im allerweitesten Sinne.

MAX. Nun?

ANATOL. Sie umfaßt vielleicht die ganze ... Vergangenheit ... Sie denkt möglicherweise an eine Zeit,

wo sie einen anderen liebte ... und wird antworten: Nein.

MAX. Das wäre ja auch ganz interessant.

ANATOL. Ich danke ... Ich weiß, Cora ist andern begegnet vor mir ... Sie hat mir selbst einmal gesagt: Ja, wenn ich gewußt hätte, daß ich dich einmal treffe ... dann ...

MAX. Aber sie hat es nicht gewußt.

ANATOL. Nein ...

MAX. Und was deine Frage anbelangt ...

ANATOL. Ja ... Diese Frage ... Ich finde sie plump, in der Fassung wenigstens.

MAX. Nun so stelle sie etwa so: Cora, warst du mir treu, seit du mich kennst?

ANATOL. Hm ... Das wäre etwas. *Vor Cora.* Cora! Warst du ... Auch das ist ein Unsinn!

MAX. Ein Unsinn!?

ANATOL. Ich bitte ... man muß sich nur vorstellen, wie wir uns kennen lernten. Wir ahnten ja selbst nicht, daß wir uns einmal so wahnsinnig lieben würden. Die ersten Tage betrachteten wir beide die ganze Geschichte als etwas Vorübergehendes. Wer weiß ...

MAX. Wer weiß ...?

ANATOL. Wer weiß, ob sie nicht mich erst zu lieben anfing, — als sie einen andern zu lieben aufhörte? Was erlebte dieses Mädchen einen Tag, bevor ich sie traf, bevor wir das erste Wort miteinander sprachen? War es ihr möglich, sich da so ohne weiteres loszureißen? Hat sie nicht vielleicht tage- und wochenlang noch eine alte Kette nachschleppen müssen, müssen, sag' ich.

MAX. Hm.

ANATOL. Ich will sogar noch weiter gehen ... Die erste Zeit war es ja nur eine Laune von ihr — wie von mir. Wir haben es beide nicht anders angesehen, wir haben nichts anderes voneinander verlangt, als ein flüchtiges, süßes Glück. Wenn sie zu jener Zeit ein

Unrecht begangen hat, was kann ich ihr vorwerfen? Nichts — gar nichts.

MAX. Du bist eigentümlich mild.

ANATOL. Nein, durchaus nicht, ich finde es nur unedel, die Vorteile einer augenblicklichen Situation in dieser Weise auszunützen.

MAX. Nun, das ist sicher vornehm gedacht. Aber ich will dir aus der Verlegenheit helfen.

ANATOL. —?

MAX. Du fragst sie, wie folgt: Cora, seit du mich liebst . . . bist du mir treu?

ANATOL. Das klingt zwar sehr klar.

MAX. . . . Nun?

ANATOL. Ist es aber durchaus nicht.

MAX. Oh!

ANATOL. Treu! Wie heißt das eigentlich: Treu? Denke dir . . . sie ist gestern in einem Eisenbahnwaggon gefahren, und ein gegenübersitzender Herr berührte mit seinem Fuße die Spitze des ihren. Jetzt mit diesem eigentümlichen, durch den Schlafzustand ins Unendliche gesteigerten Auffassungsvermögen, in dieser verfeinerten Empfindungsfähigkeit, wie sie ein Medium zweifellos in der Hypnose besitzt, ist es gar nicht ausgeschlossen, daß sie auch das schon als einen Treubruch ansieht.

MAX. Na höre!

ANATOL. Um so mehr, als sie in unseren Gesprächen über dieses Thema, wie wir sie manchmal zu führen pflegten, meine vielleicht etwas übertriebenen Ansichten kennen lernte. Ich selbst habe ihr gesagt: Cora, auch wenn du einen andern Mann einfach anschaust, ist es schon eine Untreue gegen mich!

MAX. Und sie?

ANATOL. Und sie, sie lachte mich aus und sagte, wie ich nur glauben könne, daß sie einen andern anschaue.

MAX. Und doch glaubst du —?

ANATOL. Es gibt Zufälle — denke dir, ein Zu-

dringlicher geht ihr abends nach und drückt ihr einen Kuß auf den Hals.

MAX. Nun — das . . .

ANATOL. Nun — das ist doch nicht ganz unmöglich!

MAX. Also du willst sie nicht fragen.

ANATOL. Oh doch . . . aber . . .

MAX. Alles, was du vorgebracht hast, ist ein Unsinn. Glaube mir, die Weiber mißverstehen uns nicht, wenn wir sie um ihre Treue fragen. Wenn du ihr jetzt zuflüsterst mit zärtlicher, verliebter Stimme: Bist du mir treu . . . so wird sie an keines Herrn Fußspitzen und keines Zudringlichen Kuß auf den Nacken denken — sondern nur an das, was wir gemeiniglich unter Untreue verstehen, wobei du noch immer den Vorteil hast, bei ungenügenden Antworten weitere Fragen stellen zu können, die alles aufklären müssen. —

ANATOL. Also du willst durchaus, daß ich sie fragen soll . . .

MAX. Ich? . . . Du wolltest doch!

ANATOL. Mir ist nämlich soeben noch etwas eingefallen.

MAX. Und zwar . . .?

ANATOL. Das Unbewußte!

MAX. Das Unbewußte?

ANATOL. Ich glaube nämlich an unbewußte Zustände.

MAX. So.

ANATOL. Solche Zustände können aus sich selbst heraus entstehen, sie können aber auch erzeugt werden, künstlich, . . . durch betäubende, durch berauschende Mittel.

MAX. Willst du dich nicht näher erklären . . .?

ANATOL. Vergegenwärtige dir ein dämmeriges, stimmungsvolles Zimmer.

MAX. Dämmerig . . . stimmungsvoll . . . ich vergegenwärtige mir.

ANATOL. In diesem Zimmer sie . . . und irgend ein anderer.

MAX. Ja, wie sollte sie da hineingekommen sein?

ANATOL. Ich will das vorläufig offen lassen. Es gibt ja Vorwände ... Genug! So etwas kann vorkommen. Nun — ein paar Gläser Rheinwein ... eine eigentümlich schwüle Luft, die über dem Ganzen lastet, ein Duft von Zigaretten, parfümierten Tapeten, ein Lichtschein von einem matten Glaslüster und rote Vorhänge — Einsamkeit — Stille — nur Flüstern von süßen Worten ...

MAX. ...!

ANATOL. Auch andere sind da schon erlegen! Bessere, ruhigere als sie!

MAX. Nun ja, nur kann ich es mit dem Begriffe der Treue noch immer nicht vereinbar finden, daß man sich mit einem andern in solch ein Gemach begibt.

ANATOL. Es gibt so rätselhafte Dinge ...

MAX. Nun, mein Freund, du hast die Lösung eines jener Rätsel, über das sich die geistreichsten Männer den Kopf zerbrochen, vor dir; du brauchst nur zu sprechen, und du weißt alles, was du wissen willst. Eine Frage — und du erfährst, ob du einer von den wenigen bist, die allein geliebt werden, kannst erfahren, wo dein Nebenbuhler ist, erfahren, wodurch ihm der Sieg über dich gelungen — und du sprichst dieses Wort nicht aus! — Du hast eine Frage frei an das Schicksal! Du stellst sie nicht! Tage- und nächtelang quälst du dich, dein halbes Leben gäbst du hin für die Wahrheit, nun liegt sie vor dir, du bückst dich nicht, um sie aufzuheben! Und warum? Weil es sich vielleicht fügen kann, daß eine Frau, die du liebst, wirklich so ist, wie sie alle deiner Idee nach sein sollen — und weil dir deine Illusion doch tausendmal lieber ist als die Wahrheit. Genug also des Spiels, wecke dieses Mädchen auf und lasse dir an dem stolzen Bewußtsein genügen, daß du ein Wunder — hättest vollbringen können.

ANATOL. Max!

MAX. Nun, habe ich vielleicht unrecht? Weißt

du nicht selbst, daß alles, was du mir früher sagtest, Ausflüchte waren, leere Phrasen, mit denen du weder mich noch dich täuschen konntest?

ANATOL rasch. Max ... Laß dir nur sagen, ich will; ja, ich will sie fragen!

MAX. Ah!

ANATOL. Aber sei mir nicht böse — nicht vor dir!

MAX. Nicht vor mir?

ANATOL. Wenn ich es hören muß, das Furchtbare, wenn sie mir antwortet: Nein, ich war dir nicht treu — so soll ich allein es sein, der es hört. Unglücklich sein — ist erst das halbe Unglück, bedauert werden: Das ist das ganze! — Das will ich nicht. Du bist ja mein bester Freund, aber darum gerade will ich nicht, daß deine Augen mit jenem Ausdruck von Mitleid auf mir ruhen, der dem Unglücklichen erst sagt, wie elend er ist. Vielleicht ist's auch noch etwas anderes — vielleicht schäme ich mich vor dir. Die Wahrheit wirst du ja doch erfahren, du hast dieses Mädchen heute zum letzten Mal bei mir gesehen, wenn sie mich betrogen hat! Aber du sollst es nicht mit mir zugleich hören; das ist's, was ich nicht ertragen könnte. Begreifst du das ...?

MAX. Ja, mein Freund, *drückt ihm die Hand*, und ich lasse dich auch mit ihr allein.

ANATOL. Mein Freund! *Ihn zur Tür begleitend.* In weniger als einer Minute ruf' ich dich herein! — *Max ab.*

ANATOL steht vor Cora ... sieht sie lange an. Cora! ...! *Schüttelt den Kopf, geht herum.* Cora! — *Vor Cora auf den Knien.* Cora! Meine süße Cora! — Cora! *Steht auf. Entschlossen.* Wach' auf ... und küsse mich!

CORA steht auf, reibt sich die Augen, fällt Anatol um den Hals. Anatol! Hab' ich lang geschlafen? ... Wo ist denn Max?

ANATOL. Max!

MAX kommt aus dem Nebenzimmer. Da bin ich!

ANATOL. Ja ... ziemlich lang hast du geschlafen — du hast auch im Schlafe gesprochen.

CORA. Um Gottes willen! Doch nichts Unrechtes? —

MAX. Sie haben nur auf seine Fragen geantwortet!

CORA. Was hat er denn gefragt?

ANATOL. Tausenderlei! . . .

CORA. Und ich habe immer geantwortet? Immer?

ANATOL. Immer.

CORA. Und was du gefragt hast, das darf man nicht wissen? —

ANATOL. Nein, das darf man nicht! Und morgen hypnotisiere ich dich wieder!

CORA. O nein! Nie wieder! Das ist ja Hexerei. Da wird man gefragt und weiß nach dem Erwachen nichts davon. — Gewiß hab' ich lauter Unsinn geplauscht.

ANATOL. Ja . . . zum Beispiel, daß du mich liebst...

CORA. Wirklich.

MAX. Sie glaubt es nicht! Das ist sehr gut!

CORA. Aber schau . . . das hätte ich dir ja auch im Wachen sagen können!

ANATOL. Mein Engel! *Umarmung.*

MAX. Meine Herrschaften . . . adieu! —

ANATOL. Du gehst schon?

MAX. Ich muß.

ANATOL. Sei nicht böse, wenn ich dich nicht begleite. —

CORA. Auf Wiedersehen!

MAX. Durchaus nicht. *Bei der Tür.* Eines ist mir klar: Daß die Weiber auch in der Hypnose lügen . . . Aber sie sind glücklich — und das ist die Hauptsache. Adieu, Kinder. *Sie hören ihn nicht, da sie sich in einer leidenschaftlichen Umarmung umschlungen halten.*

Vorhang.

ANATOL, GABRIELE.

Weihnachtsabend 6 Uhr. Leichter Schneefall. In den Straßen Wiens.

ANATOL. Gnädige Frau, gnädige Frau . . .!

GABRIELE. Wie? . . . Ah, Sie sind's!

ANATOL. Ja! . . . Ich verfolge Sie! — Ich kann das nicht mit ansehen, wie Sie all diese Dinge schleppen! — Geben Sie mir doch Ihre Pakete!

GABRIELE. Nein, nein, ich danke! — Ich trage das schon selber!

ANATOL. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, machen Sie mir's doch nicht gar so schwer, wenn ich einmal galant sein will —

GABRIELE. Na — das eine da . . .

ANATOL. Aber das ist ja gar nichts . . . Geben Sie nur . . . So . . . das . . . und das . . .

GABRIELE. Genug, genug — Sie sind zu liebenswürdig!

ANATOL. Wenn man's nur einmal sein darf — das tut ja so wohl!

GABRIELE. Das beweisen Sie aber nur auf der Straße und — wenn's schneit.

ANATOL. . . . Und wenn es spät abends — und wenn es zufällig Weihnachten ist — wie?

GABRIELE. Es ist ja das reine Wunder, daß man Sie einmal zu Gesicht bekommt!

ANATOL. Ja, ja . . . Sie meinen, daß ich heuer noch nicht einmal meinen Besuch bei Ihnen gemacht habe —

GABRIELE. Ja, so etwas Ähnliches meine ich!

ANATOL. Gnädige Frau — ich mache heuer gar keine Besuche — gar keine! Und — wie geht's denn dem Herrn Gemahl? — Und was machen die lieben Kleinen? —

GABRIELE. Diese Frage können Sie sich schenken! — Ich weiß ja, daß Sie das alles sehr wenig interessiert!

ANATOL. Es ist unheimlich, wenn man auf so eine Menschenkennerin trifft!

GABRIELE. Sie — kenne ich!

ANATOL. Nicht so gut, als ich es wünschte!

GABRIELE. Lassen Sie Ihre Bemerkungen! Ja —?

ANATOL. Gnädige Frau — das kann ich nicht!

GABRIELE. Geben Sie mir meine Päckchen wieder!

ANATOL. Nicht bös sein — nicht bös' sein!! — Ich bin schon wieder brav...

Sie gehen schweigend nebeneinander her.

GABRIELE. Irgend etwas dürfen Sie schon reden!

ANATOL. Irgend etwas — ja — aber Ihre Zensur ist so strenge...

GABRIELE. Erzählen Sie mir doch was. Wir haben uns ja schon so lange nicht gesehen... Was machen Sie denn eigentlich? —

ANATOL. Ich mache nichts, wie gewöhnlich!

GABRIELE. Nichts?

ANATOL. Gar nichts!

GABRIELE. Es ist wirklich schad' um Sie!

ANATOL. Na... Jhnen ist das sehr gleichgültig!

GABRIELE. Wie können Sie das behaupten? —

ANATOL. Warum verbummle ich mein Leben? — Wer ist Schuld? — Wer?!

GABRIELE. Geben Sie mir die Pakete! —

ANATOL. Ich habe ja niemandem die Schuld gegeben... Ich fragte nur so ins Blaue...

GABRIELE. Sie gehen wohl immerfort spazieren?

ANATOL. Spazieren! Da legen Sie so einen verächtlichen Ton hinein! Als wenn es was Schöneres gäbe! — Es liegt so was herrlich Planloses in dem Wort! — Heut paßt es übrigens gar nicht auf mich — heut bin ich beschäftigt, gnädige Frau — genau so wie Sie! —

GABRIELE. Wieso?!

ANATOL. Ich mache auch Weihnachtseinkäufe! —

GABRIELE. Sie!?

ANATOL. Ich finde nur nichts Rechtes! — Dabei stehe ich seit Wochen jeden Abend vor allen Auslagefenstern in allen Straßen! — Aber die Kaufleute haben keinen Geschmack und keinen Erfindungsgeist.

GABRIELE. Den muß eben der Käufer haben! Wenn man so wenig zu tun hat wie Sie, da denkt man nach, erfindet selbst — und bestellt seine Geschenke schon im Herbst. —

ANATOL. Ach, dazu bin ich nicht der Mensch! — Weiß man denn überhaupt im Herbst, wem man zu Weihnachten etwas schenken wird? — Und jetzt ist's wieder zwei Stunden vor Christbaum — und ich habe noch keine Ahnung, keine Ahnung —!

GABRIELE. Soll ich Ihnen helfen?

ANATOL. Gnädige Frau ... Sie sind ein Engel — aber nehmen Sie mir die Päckchen nicht weg ...

GABRIELE. Nein, nein ...

ANATOL. Also Engel! darf man sagen. — das ist schön — Engel! —

GABRIELE. Wollen Sie gefälligst schweigen?

ANATOL. Ich bin schon wieder ganz ruhig!

GABRIELE. Also — geben Sie mir irgend einen Anhaltspunkt ... Für wen soll Ihr Geschenk gehören?

ANATOL. ... Das ist ... eigentlich schwer zu sagen ...

GABRIELE. Für eine Dame natürlich?!

ANATOL. Na, ja — daß Sie eine Menschenkennerin sind, hab' ich Ihnen heut schon einmal gesagt!

GABRIELE. Aber was ... für eine Dame? — Eine wirkliche Dame?!

ANATOL. ... Da müssen wir uns erst über den Begriff einigen! Wenn Sie meinen, eine Dame der großen Welt, — da stimmt es nicht vollkommen ...

GABRIELE. Also ... der kleinen Welt? ...

ANATOL. Gut — sagen wir der kleinen Welt. —

GABRIELE. Das hätt' ich mir eigentlich denken können ...!

ANATOL. Nur nicht sarkastisch werden!

GABRIELE. Ich kenne ja Ihren Geschmack ... Wird wohl wieder irgend was vor der Linie sein — dünn und blond!

ANATOL. Blond — gebe ich zu ...!

GABRIELE. ... Ja, ja ... blond ... es ist merkwürdig, daß Sie immer mit solchen Vorstadtdamen zu tun haben — aber immer!

ANATOL. Gnädige Frau — meine Schuld ist es nicht.

GABRIELE. Lassen Sie das — mein Herr! — Oh, es ist auch ganz gut, daß Sie bei Ihrem Genre bleiben ... es wäre ein großes Unrecht, wenn Sie die Stätte Ihrer Triumphe verließen ...

ANATOL. Aber was soll ich denn tun — man liebt mich nur da draußen ...

GABRIELE. Versteht man Sie denn ... da draußen?

ANATOL. Keine Idee! — Aber, sehen Sie ... in der kleinen Welt werd' ich nur geliebt; in der großen — nur verstanden — Sie wissen ja ...

GABRIELE. Ich weiß gar nichts ... und will weiter nichts wissen! — Kommen Sie ... hier ist gerade das richtige Geschäft ... da wollen wir Ihrer Kleinen was kaufen ...

ANATOL. Gnädige Frau! —

GABRIELE. Nun ja ... sehen Sie einmal ... da ... so eine kleine Schatulle mit drei verschiedenen Parfüms ... oder diese hier mit den sechs Seifen ... Patschuli ... Chypre ... Jockey-Club — das müßte doch was sein — nicht?!

ANATOL. Gnädige Frau — schön ist das nicht von Ihnen!

GABRIELE. Oder warten Sie, hier ...! — Sehen Sie doch ... Diese kleine Brosche mit sechs falschen Brillanten — denken Sie — sechs! — Wie das nur glitzert! — Oder dieses reizende, kleine Armband mit den himmlischen Berloques ... ach, — eins stellt gar einen veritablen Mohrenkopf vor! — Das muß doch riesig wirken ... in der Vorstadt! ...

ANATOL. Gnädige Frau — Sie irren sich! Sie kennen diese Mädchen nicht — die sind anders, als Sie sich vorstellen . . .

GABRIELE. Und da . . . ach, wie reizend! — Kommen Sie doch näher — nun — was sagen Sie zu dem Hut!? — Die Form war vor zwei Jahren höchst modern! Und die Federn — wie die wallen — nicht!? Das müßte ein kolossales Aufsehen machen — in Hernals?!

ANATOL. Gnädige Frau . . . von Hernals war nie die Rede . . . und übrigens unterschätzen Sie wahrscheinlich auch den Hernalser Geschmack . . .

GABRIELE. Ja . . . es ist wirklich schwer mit Ihnen — so kommen Sie mir doch zu Hilfe — geben Sie mir eine Andeutung —

ANATOL. Wie soll ich das . . .?! Sie würden ja doch überlegen lächeln — jedenfalls!

GABRIELE. Oh nein, o nein! — Belehren Sie mich nur . . .! Ist sie eitel — oder bescheiden? — Ist sie groß oder klein? — Schwärmt sie für bunte Farben . . .?

ANATOL. Ich hätte Ihre Freundlichkeit nicht annehmen sollen! — Sie spotten nur!

GABRIELE. Oh nein, ich höre schon zu! — Erzählen Sie mir doch was von ihr!

ANATOL. Ich wage es nicht —

GABRIELE. Wagen Sie's nur! . . . Seit wann . . .?

ANATOL. Lassen wir das!

GABRIELE. Ich bestehe darauf! — Seit wann kennen Sie sie?

ANATOL. Seit — längerer Zeit!

GABRIELE. Lassen Sie sich doch nicht in dieser Weise ausfragen . . .! Erzählen Sie mir einmal die ganze Geschichte . . .!

ANATOL. Es ist gar keine Geschichte!

GABRIELE. Aber, wo Sie sie kennen gelernt haben, und wie und wann, und was das überhaupt für eine Person ist — das möcht' ich wissen!

ANATOL. Gut — aber es ist langweilig — ich mache Sie darauf aufmerksam!

GABRIELE. Mich wird es schon interessieren. Ich möchte wirklich einmal was aus dieser Welt erfahren! — Was ist das überhaupt für eine Welt? — Ich kenne sie ja gar nicht!

ANATOL. Sie würden sie auch gar nicht verstehen!

GABRIELE. Oh, mein Herr!

ANATOL. Sie haben eine so summarische Verachtung für alles, was nicht Ihr Kreis ist! — Sehr mit Unrecht.

GABRIELE. Aber ich bin ja so gelehrig! — Man erzählt mir ja nichts aus dieser Welt! — Wie soll ich sie kennen?

ANATOL. Aber . . . Sie haben so eine unklare Empfindung, daß — man dort Ihnen etwas wegnimmt. Stille Feindschaft!

GABRIELE. Ich bitte — mir nimmt man nichts weg — wenn ich etwas behalten will.

ANATOL. Ja . . . aber, wenn Sie selber irgend was nicht wollen . . . es ärgert Sie doch, wenn's ein anderer kriegt? —

GABRIELE. Oh —!

ANATOL. Gnädige Frau . . . Das ist nur echt weiblich! Und da es echt weiblich ist — ist es ja wahrscheinlich auch höchst vornehm und schön und tief . . . .!

GABRIELE. Wo Sie nur die Ironie herhaben!!

ANATOL. Wo ich sie herhabe? — Ich will es Ihnen sagen. Auch ich war einmal gut — und voll Vertrauen — und es gab keinen Hohn in meinen Worten . . . Und ich habe manche Wunde still ertragen —

GABRIELE. Nur nicht romantisch werden!

ANATOL. Die ehrlichen Wunden — ja! — Ein „Nein" zur rechten Zeit, selbst von den geliebtesten Lippen — ich konnte es verwinden. — Aber ein „Nein", wenn die Augen hundertmal „Vielleicht" gesagt — wenn die Lippen hundertmal „Mag sein!" gelächelt, — wenn der Ton der Stimme hundertmal nach „Gewiß" geklungen — so ein „Nein" macht einen —

GABRIELE. Wir wollten ja was kaufen!

ANATOL. So ein Nein macht einen zum Narren ... oder zum Spötter!

GABRIELE. ... Sie wollten mir ja ... erzählen —

ANATOL. Gut — wenn Sie durchaus etwas erzählt haben wollen ...

GABRIELE. Gewiß will ich es! ... Wie lernten Sie sie kennen ...?

ANATOL. Gott — wie man eben jemand kennen lernt! — Auf der Straße — beim Tanz — in einem Omnibus — unter einem Regenschirm —

GABRIELE. Aber — Sie wissen ja — der spezielle Fall interessiert mich. Wir wollen ja dem speziellen Fall etwas kaufen!

ANATOL. Dort in der ... „kleinen Welt" gibt's ja keine speziellen Fälle — eigentlich auch in der großen nicht ... Ihr seid ja alle so typisch!

GABRIELE. Mein Herr! Nun fangen Sie an —

ANATOL. Es ist ja nichts Beleidigendes — durchaus nicht! — Ich bin ja auch ein Typus!

GABRIELE. Und was für einer denn?

ANATOL. ... Leichtsinniger Melancholiker!

GABRIELE. ... Und ... und ich?

ANATOL. Sie? — ganz einfach: Mondaine!

GABRIELE. So ...! ... Und sie!?

ANATOL. Sie ...? Sie ..., das süße Mädl!

GABRIELE. Süß! Gleich „süß"? — Und ich — die „Mondaine" schlechtweg —

ANATOL. Böse Mondaine — wenn Sie durchaus wollen ...

GABRIELE. Also ... erzählen Sie mir endlich von dem ... süßen Mädl!

ANATOL. Sie ist nicht faszinierend schön — sie ist nicht besonders elegant — und sie ist durchaus nicht geistreich ...

GABRIELE. Ich will ja nicht wissen, was sie nicht ist —

ANATOL. Aber sie hat die weiche Anmut eines

Frühlingsabends ... und die Grazie einer verzauberten Prinzessin ... und den Geist eines Mädchens, das zu lieben weiß!

GABRIELE. Diese Art von Geist soll ja sehr verbreitet sein ... in Ihrer kleinen Welt! ...

ANATOL. Sie können sich da nicht hineindenken! ... Man hat Ihnen zu viel verschwiegen, als Sie junges Mädchen waren — und hat Ihnen zu viel gesagt, seit Sie junge Frau sind! ... Darunter leidet die Naivität Ihrer Betrachtungen —

GABRIELE. Aber Sie hören doch — ich will mich belehren lassen ... Ich glaube Ihnen ja schon die „verzauberte Prinzessin"! — Erzählen Sie mir nur, wie der Zaubergarten ausschaut, in dem sie ruht —

ANATOL. Da dürfen Sie sich freilich nicht einen glänzenden Salon vorstellen, wo die schweren Portieren niederfallen — mit Makartbuketts in den Ecken, Bibelots, Leuchttürmen, mattem Samt ... und dem affektierten Halbdunkel eines sterbenden Nachmittags.

GABRIELE. Ich will ja nicht wissen, was ich mir nicht vorstellen soll ...

ANATOL. Also — denken Sie sich — ein kleines dämmeriges Zimmer — so klein — mit gemalten Wänden — und noch dazu etwas zu licht — ein paar alte, schlechte Kupferstiche mit verblaßten Aufschriften hängen da und dort. — Eine Hängelampe mit einem Schirm. — Vom Fenster aus, wenn es Abend wird, die Aussicht auf die im Dunkel versinkenden Dächer und Rauchfänge! ... Und — wenn der Frühling kommt, da wird der Garten gegenüber blühn und duften ...

GABRIELE. Wie glücklich müssen Sie sein, daß Sie schon zu Weihnachten an den Mai denken!

ANATOL. Ja — dort bin ich auch zuweilen glücklich!

GABRIELE. Genug, genug! — Es wird spät ... wir wollten ihr was kaufen! ... Vielleicht etwas für das Zimmer mit den gemalten Wänden ...

ANATOL. Es fehlt nichts darin!

GABRIELE. Ja . . . ihr! — das glaub' ich wohl! — Aber ich möchte Ihnen — ja Ihnen! das Zimmer so recht nach Ihrer Weise schmücken!

ANATOL. Mir? —

GABRIELE. Mit persischen Teppichen . . .

ANATOL. Aber ich bitte Sie — da hinaus!

GABRIELE. Mit einer Ampel von gebrochenem, rotgrünem Glas? . . .?

ANATOL. Hm!

GABRIELE. Ein paar Vasen mit frischen Blumen?

ANATOL. Ja . . . aber ich will ja ihr was bringen —

GABRIELE. Ach ja . . . es ist wahr — wir müssen uns entscheiden — sie wartet wohl schon auf Sie?

ANATOL. Gewiß!

GABRIELE. Sie wartet? — Sagen Sie . . . wie empfängt sie Sie denn? —

ANATOL. Ach — wie man eben empfängt. —

GABRIELE. Sie hört Ihre Schritte schon auf der Treppe . . . nicht wahr?

ANATOL. Ja . . . zuweilen . . .

GABRIELE. Und steht bei der Türe?

ANATOL. Ja!

GABRIELE. Und fällt Ihnen um den Hals — und küßt Sie — und sagt . . . Was sagt sie denn . . .?

ANATOL. Was man eben in solchen Fällen sagt . . .

GABRIELE. Nun . . . zum Beispiel!

ANATOL. Ich weiß kein Beispiel!

GABRIELE. Was sagte sie gestern?

ANATOL. Ach — nichts Besonderes . . . das klingt so einfältig, wenn man nicht den Ton der Stimme dazu hört . . .!

GABRIELE. Ich will ihn mir schon dazu denken: Nun — was sagte sie?

ANATOL. . . . „Ich bin so froh, daß ich dich wieder hab'!"

GABRIELE. „Ich bin so froh" — wie?!

ANATOL. „Daß ich dich wieder hab'!" . . .

GABRIELE. ... Das ist eigentlich hübsch — sehr hübsch! —

ANATOL. Ja ... es ist herzlich und wahr!

GABRIELE. Und sie ist ... immer allein? — Ihr könnt Euch so ungestört sehen!? —

ANATOL. Nun ja — sie lebt so für sich — sie steht ganz allein — keinen Vater, keine Mutter ... nicht einmal eine Tante!

GABRIELE. Und Sie ... sind ihr alles ...?

ANATOL. ... Möglich! ... Heute ... *Schweigen.*

GABRIELE. ... Es wird so spät — sehen Sie, wie leer es schon in den Straßen ist ...

ANATOL. Oh — ich hielt Sie auf! — Sie müssen ja nach Hause. —

GABRIELE. Freilich — freilich! Man wird mich schon erwarten! — Wie machen wir das nur mit dem Geschenk ...?

ANATOL. Oh — ich finde schon noch irgend eine Kleinigkeit ...!

GABRIELE. Wer weiß, wer weiß! — Und ich habe mir schon einmal in den Kopf gesetzt, daß ich Ihrer ... daß ich dem ... Mädel — was aussuchen will ...!

ANATOL. Aber, ich bitte Sie, gnädige Frau!

GABRIELE. ... Ich möchte am liebsten dabei sein, wenn Sie ihr das Weihnachtsgeschenk bringen! ... Ich habe eine solche Lust bekommen, das kleine Zimmer und das süße Mädel zu sehen! — Die weiß ja gar nicht, wie gut sie's hat!

ANATOL. ...!

GABRIELE. Nun aber, geben Sie mir die Päckchen! — Es wird so spät ...

ANATOL. Ja, ja! Hier sind sie — aber ...

GABRIELE. Bitte — winken Sie dem Wagen dort, der uns entgegenkommt ...

ANATOL. Diese Eile mit einem Mal?!

GABRIELE. Bitte, bitte! *Er winkt.*

GABRIELE. Ich danke Ihnen ...! Aber was machen wir nun mit dem Geschenk ...?

Der Wagen hat gehalten; er und sie sind stehen geblieben, er will die Wagentüre öffnen.

GABRIELE. Warten Sie! — ... Ich möchte ihr selbst was schicken!

ANATOL. Sie ...?! Gnädige Frau, Sie selbst ...

GABRIELE. Was nur?! — Hier ... nehmen Sie ... diese Blumen ... ganz einfach, diese Blumen ...! Es soll nichts anderes sein als ein Gruß, gar nichts weiter ... Aber ... Sie müssen ihr was dazu ausrichten. —

ANATOL. Gnädige Frau — Sie sind so lieb —

GABRIELE. Versprechen Sie mir, ihr's zu bestellen ... und mit den Worten, die ich Ihnen mitgeben will —

ANATOL. Gewiß.

GABRIELE. Versprechen Sie's mir? —

ANATOL. Ja ... mit Vergnügen! Warum denn nicht!

GABRIELE bat die Wagentür geöffnet. So sagen Sie ihr ...

ANATOL. Nun ...?

GABRIELE. Sagen Sie ihr: „Diese Blumen, mein ... süßes Mädl, schickt dir eine Frau, die vielleicht ebenso lieben kann wie du und die den Mut dazu nicht hatte ...“

ANATOL. Gnädige ... Frau!? — —

Sie ist in den Wagen gestiegen — — — Der Wagen rollt fort, die Straßen sind fast menschenleer geworden.
Er schaut dem Wagen lange nach, bis er um eine Ecke gebogen ist ...
Er bleibt noch eine Weile stehen; dann sieht er auf die Uhr und eilt rasch fort.

Vorhang.

EPISODE

ANATOL, MAX, BIANCA.

Maxens Zimmer, im ganzen dunkel gehalten, dunkelrote Tapeten, dunkelrote Portieren. Im Hintergrunde, Mitte, eine Tür. Eine zweite links vom Zuschauer. In der Mitte des Zimmers ein großer Schreibtisch; eine Lampe mit einem Schirm steht darauf; Bücher und Schriften liegen auf demselben. Rechts vorn ein hohes Fenster. Im Winkel rechts ein Kamin, in welchem ein Feuer lodert. Davor zwei niedere Lehnsessel. Zwanglos daneben gerückt ein dunkelroter Ofenschirm.

MAX sitzt vor dem Schreibtisch und liest, seine Zigarre rauchend, einen Brief.,, Mein lieber Max! Ich bin wieder da. Unsere Gesellschaft bleibt drei Monate hier, wie Sie wohl in der Zeitung gelesen haben. Der erste Abend gehört der Freundschaft. Heute abend bin ich bei Ihnen. Bibi . . ." Bibi . . . also Bianca . . . Nun, ich werde sie erwarten. *Es klopft.* Sollte sie es schon sein . . . ? Herein!

ANATOL tritt ein, ein großes Paket unter dem Arm tragend, düster. Guten Abend!

MAX. Ah — was bringst du?

ANATOL. Ich suche ein Asyl für meine Vergangenheit.

MAX. Wie soll ich das verstehen?

ANATOL hält ihm das Paket entgegen.

MAX. Nun?

ANATOL. Hier bringe ich dir meine Vergangenheit, mein ganzes Jugendleben: Nimm es bei dir auf.

MAX. Mit Vergnügen. Aber du wirst dich doch näher erklären?

ANATOL. Darf ich mich setzen?

MAX. Gewiß. Warum bist du übrigens so feierlich?

ANATOL hat sich niedergesetzt. Darf ich mir eine Zigarre anzünden?

MAX. Da! Nimm, sie sind von der heurigen Ernte.

ANATOL zündet sich eine der angebotenen Zigarren an. Ah — ausgezeichnet!

MAX auf das Paket deutend, welches Anatol auf den Schreibtisch gelegt hat. Und . . . ?

ANATOL. Dieses Jugendleben hat in meinem Haus kein Quartier mehr! Ich verlasse die Stadt.

MAX. Ah!

ANATOL. Ich beginne ein neues Leben auf unbestimmte Zeit. Dazu muß ich frei und allein sein, und darum löse ich mich von der Vergangenheit los.

MAX. Du hast also eine neue Geliebte.

ANATOL. Nein — ich habe nur vorläufig die alte nicht mehr . . . *rasch abbrechend und auf das Paket deutend —* bei dir, mein lieber Freund, darf ich all diesen Tand ruhen lassen.

MAX. Tand, sagst du —! Warum verbrennst du ihn nicht?

ANATOL. Ich kann nicht.

MAX. Das ist kindisch.

ANATOL. Oh nein: Das ist so meine Art von Treue. Keine von allen, die ich liebte, kann ich vergessen. Wenn ich so in diesen Blättern, Blumen, Locken wühle — du mußt mir gestatten, manchmal zu dir zu kommen, nur um zu wühlen — dann bin ich wieder bei ihnen, dann leben sie wieder, und ich bete sie aufs neue an.

MAX. Du willst dir also in meiner Behausung ein Stelldichein mit alten Geliebten geben . . . ?

ANATOL kaum auf ihn hörend. Ich habe manchmal so eine Idee . . . Wenn es irgend ein Machtwort gäbe, daß alle wieder erscheinen müßten! Wenn ich sie hervorzaubern könnte aus dem Nichts!

MAX. Dieses Nichts wäre etwas verschiedenartig.

ANATOL. Ja, ja . . . denke dir, ich spräche es aus, dieses Wort . . .

MAX. Vielleicht findest du ein wirksames . . . zum Beispiel: Einzig Geliebte!

ANATOL. Ich rufe also: Einzig Geliebte . . .! Und nun kommen sie; die eine aus irgend einem kleinen Häuschen aus der Vorstadt, die andere aus dem prunkenden Salon ihres Herrn Gemahls — Eine aus der Garderobe ihres Theaters —

MAX. Mehrere!

ANATOL. Mehrere — gut . . . Eine aus dem Modistengeschäft —

MAX. Eine aus den Armen eines neuen Geliebten —

ANATOL. Eine aus dem Grabe . . . Eine von da — eine von dort — und nun sind sie alle da . . .

MAX. Sprich das Wort lieber nicht aus. Diese Versammlung könnte ungemütlich werden. Denn sie haben vielleicht alle aufgehört, dich zu lieben — aber keine eifersüchtig zu sein.

ANATOL. Sehr weise . . . Ruhet also in Frieden.

MAX. Nun heißt es aber einen Platz für dieses stattliche Päckchen zu finden.

ANATOL. Du wirst es verteilen müssen. *Reißt das Paket auf; es liegen zierliche, durch Bänder zusammengehaltene Päckchen zutage.*

MAX. Ah!

ANATOL. Es ist alles hübsch geordnet.

MAX. Nach Namen?

ANATOL. O nein. Jedes Päckchen trägt irgend eine Aufschrift: Einen Vers, ein Wort, eine Bemerkung, die mir das ganze Erlebnis in die Erinnerung zurückrufen. Niemands Namen — denn Marie oder Anna könnte schließlich jede heißen.

MAX. Laß lesen.

ANATOL. Werde ich euch alle wieder kennen? Manches liegt jahrelang da, ohne daß ich es wieder angesehen habe.

MAX eines der Päckchen in die Hand nehmend, die Aufschrift lesend:

„Du reizend Schöne, Holde, Wilde,
Laß mich umschlingen deinen Leib;
Ich küsse deinen Hals, Mathilde,
Du wundersames süßes Weib!"

... Das ist ja doch ein Name —? Mathilde!

ANATOL. Ja, Mathilde. — Sie hieß aber anders. Immerhin habe ich ihren Hals geküßt.

MAX. Wer war sie?

ANATOL. Frage das nicht. Sie hat in meinen Armen gelegen, das genügt.

MAX. Also fort mit der Mathilde. — Übrigens ein sehr schmales Päckchen.

ANATOL. Ja, es ist nur eine Locke darin.

MAX. Gar keine Briefe.?

ANATOL. Oh — von der! Das hätte ihr die riesigste Mühe gemacht. Wo kämen wir aber hin, wenn uns alle Weiber Briefe schrieben! Also weg mit der Mathilde.

MAX wie oben. „In einer Beziehung sind alle Weiber gleich: Sie werden impertinent, wenn man sie auf einer Lüge ertappt."

ANATOL. Ja, das ist wahr!

MAX. Wer war die? Ein gewichtiges Päckchen!

ANATOL. Lauter acht Seiten lange Lügen! Weg damit.

MAX. Und impertinent war sie auch?

ANATOL. Als ich ihr drauf kam. Weg mit ihr.

MAX. Weg mit der impertinenten Lügnerin.

ANATOL. Keine Beschimpfungen. Sie lag in meinen Armen; — sie ist heilig.

MAX. Das ist wenigstens ein guter Grund. Also weiter. *Wie oben:*

„Um mir die böse Laune wegzufächeln,
Denk' ich an deinen Bräutigam, mein Kind.
Ja dann, mein süßer Schatz, dann muß ich lächeln,
Weil's Dinge gibt, die gar zu lustig sind."

ANATOL lächelnd. Ach ja, das war sie.

MAX. Ah, — was ist denn drin?

ANATOL. Eine Photographie. Sie mit dem Bräutigam.

MAX. Kanntest du ihn?

ANATOL. Natürlich, sonst hätte ich ja nicht lächeln können. Er war ein Dummkopf.

MAX ernst. Er ist in ihren Armen gelegen; er ist heilig.

ANATOL. Genug.

MAX. Weg mit dem lustigen süßen Kind samt lächerlichem Bräutigam. *Ein neues Päckchen nehmend.* Was ist das? Nur ein Wort?

ANATOL. Welches denn?

MAX. „Ohrfeige."

ANATOL. Oh, ich erinnere mich schon.

MAX. Das war wohl der Schluß?

ANATOL. Oh nein, der Anfang.

MAX. Ach so! Und hier ... „Es ist leichter, die Richtung einer Flamme zu verändern, als sie zu entzünden." — Was bedeutet das?

ANATOL. Nun, ich habe die Richtung der Flamme verändert: Entzündet hat sie ein anderer.

MAX. Fort mit der Flamme ... „Immer hat sie ihr Brenneisen mit." *Sieht Anatol fragend an.*

ANATOL. Nun ja; sie hatte eben immer ihr Brenneisen mit — für alle Fälle. Aber sie war sehr hübsch. Übrigens hab' ich nur ein Stück Schleier von ihr.

MAX. Ja, es fühlt sich so an ... *Weiter lesend.* „Wie hab' ich dich verloren?" ... Nun, wie hast du sie verloren?

ANATOL. Das weiß ich eben nicht. Sie war fort — plötzlich aus meinem Leben. Ich versichere dir, das kommt manchmal vor. Es ist, wie wenn man irgendwo einen Regenschirm stehen läßt und sich erst viele Tage später erinnert ... Man weiß dann nicht mehr wann und wo.

MAX. Ade Verlorene. *Wie oben.*

„Warst ein süßes, liebes Ding —"

ANATOL träumerisch fortfahrend.

„Mädel mit den zerstochenen Fingern."

MAX. Das war Cora — nicht?

ANATOL. Ja — du hast sie ja gekannt.

MAX. Weißt du, was aus ihr geworden ist?

ANATOL. Ich habe sie später wieder getroffen — als Gattin eines Tischlermeisters.

MAX. Wahrhaftig!

ANATOL. Ja, so enden diese Mädel mit den zerstochenen Fingern. In der Stadt werden sie geliebt und in der Vorstadt geheiratet . . . 's war ein Schatz!

MAX. Fahr wohl —! Und was ist das? . . . „Episode" — da ist ja nichts darin? . . . Staub!

ANATOL das Kuvert in die Hand nehmend. Staub —? Das war einmal eine Blume!

MAX. Was bedeutet das: Episode?

ANATOL. Ach nichts; so ein zufälliger Gedanke. Es war nur eine Episode, ein Roman von zwei Stunden . . . nichts! . . . Ja, Staub! — Daß von so viel Süßigkeit nichts anderes zurückbleibt, ist eigentlich traurig. — Nicht?

MAX. Ja, gewiß ist das traurig . . . Aber wie kamst du zu dem Worte? Du hättest es doch überall hinschreiben können?

ANATOL. Jawohl; aber niemals kam es mir zu Bewußtsein wie damals. Häufig, wenn ich mit der oder jener zusammen war, besonders in früherer Zeit, wo ich noch sehr Großes von mir dachte, da lag es mir auf den Lippen: Du armes Kind — du armes Kind —!

MAX. Wieso?

ANATOL. Nun, ich kam mir so vor, wie einer von den Gewaltigen des Geistes. Diese Mädchen und Frauen — ich zermalmte sie unter meinen ehernen Schritten, mit denen ich über die Erde wandelte. Weltgesetz, dachte ich, — ich muß über euch hinweg.

MAX. Du warst der Sturmwind, der die Blüten wegfegte . . . nicht?

ANATOL. Ja! So brauste ich dahin. Darum dachte ich eben: Du armes, armes Kind. Ich habe mich eigentlich getäuscht. Ich weiß heute, daß ich nicht zu den Großen gehöre, und was gerade so traurig ist, — ich habe mich darein gefunden. Aber damals!

MAX. Nun, und die Episode?

ANATOL. Ja, das war eben auch so ... Das war so ein Wesen, das ich auf meinem Wege fand.

MAX. Und zermalmte.

ANATOL. Du, wenn ich mir's überlege, so scheint mir: Die habe ich wirklich zermalmt.

MAX. Ah!

ANATOL. Ja, höre nur. Es ist eigentlich das Schönste von allem, was ich erlebt habe ... Ich kann es dir gar nicht erzählen.

MAX. Warum?

ANATOL. Weil die Geschichte so gewöhnlich ist als nur möglich ... Es ist ... nichts. Du kannst das Schöne gar nicht herausempfinden. Das Geheimnis der ganzen Sache ist, daß ich's erlebt habe.

MAX. Nun —?

ANATOL. Also da sitze ich vor meinem Klavier ... In dem kleinen Zimmer war es, das ich damals bewohnte ... Abend ... Ich kenne sie seit zwei Stunden ... Meine grün-rote Ampel brennt — ich erwähne die grün-rote Ampel; sie gehört auch dazu.

MAX. Nun?

ANATOL. Nun! Also ich am Klavier. Sie — zu meinen Füßen, so daß ich das Pedal nicht greifen konnte. Ihr Kopf liegt in meinem Schoß, und ihre verwirrten Haare funkeln grün und rot von der Ampel. Ich phantasiere auf dem Flügel, aber nur mit der linken Hand; meine rechte hat sie an ihre Lippen gedrückt ...

MAX. Nun?

ANATOL. Immer mit deinem erwartungsvollen „Nun" ... Es ist eigentlich nichts weiter ... Ich kenne sie also seit zwei Stunden, ich weiß auch, daß ich sie nach dem heutigen Abend wahrscheinlich niemals wiedersehen werde — das hat sie mir gesagt — und dabei fühle ich, daß ich in diesem Augenblick wahnsinnig geliebt werde. Das hüllt mich so ganz ein — die ganze Luft war trunken und duftete von dieser Liebe ... Verstehst du mich? *Max nickt.* — Und ich

hatte wieder diesen törichten göttlichen Gedanken: Du armes, — armes Kind! Das Episodenhafte der Geschichte kam mir so deutlich zum Bewußtsein. Während ich den warmen Hauch ihres Mundes auf meiner Hand fühlte, erlebte ich das Ganze schon in der Erinnerung. Es war eigentlich schon vorüber. Sie war wieder eine von denen gewesen, über die ich hinweg mußte. Das Wort selbst fiel mir ein, das dürre Wort: Episode. Und dabei war ich selber irgend etwas Ewiges ... Ich wußte auch, daß das „arme Kind" nimmer diese Stunde aus ihrem Sinn schaffen könnte — gerade bei der wußt' ich's. Oft fühlt man es ja: Morgen früh bin ich vergessen. Aber da war es etwas anderes. Für diese, die da zu meinen Füßen lag, bedeutete ich eine Welt; ich fühlte es, mit welch einer heiligen unvergänglichen Liebe sie mich in diesem Momente umgab. Das empfindet man nämlich; ich lasse es mir nicht nehmen. Gewiß konnte sie in diesem Augenblick nichts anderes denken, als mich — nur mich. Sie aber war für mich jetzt schon das Gewesene, Flüchtige, die Episode.

MAX. Was war sie denn eigentlich?

ANATOL. Was sie war —? Nun, du kanntest sie. — Wir haben sie eines Abends in einer lustigen Gesellschaft kennen gelernt, du kanntest sie sogar schon von früher her, wie du mir damals sagtest.

MAX. Nun, wer war sie denn? Ich kenne sehr viele von früher her. Du schilderst sie ja in deinem Ampellicht wie eine Märchengestalt.

ANATOL. Ja — im Leben war sie das nicht. Weißt du, was sie war —? Ich zerstöre jetzt eigentlich den ganzen Nimbus.

MAX. Sie war also —?

ANATOL. lächelnd. Sie war — vom — vom —

MAX. Vom Theater —?

ANATOL. Nein — vom Zirkus.

MAX. Ist's möglich!

ANATOL. Ja — Bianca war es. Ich hab' es dir bis heute nicht erzählt, daß ich sie wieder traf — nach

jenem Abend, an dem ich mich um sie gar nicht gekümmert hatte.

MAX. Und du glaubst wirklich, daß dich Bibi geliebt hat —?

ANATOL. Ja, gerade die! Acht oder zehn Tage nach jenem Feste begegneten wir uns auf der Straße ... Am Morgen darauf mußte sie mit der ganzen Gesellschaft nach Rußland.

MAX. Es war also die höchste Zeit.

ANATOL. Ich wußt' es ja; nun ist für dich das Ganze zerstört. Du bist eben noch nicht auf das wahre Geheimnis der Liebe gekommen.

MAX. Und worin löst sich für dich das Rätsel der Frau?

ANATOL. In der Stimmung.

MAX. Ah — du brauchst das Halbdunkel, deine grün-rote Ampel ... dein Klavierspiel.

ANATOL. Ja, das ist's. Und das macht mir das Leben so vielfältig und wandlungsreich, daß mir eine Farbe die ganze Welt verändert. Was wäre für dich, für tausend andere dieses Mädchen gewesen mit den funkelnden Haaren; was für euch diese Ampel, über die du spottest! Eine Zirkusreiterin und ein rot-grünes Glas mit einem Licht dahinter! Dann ist freilich der Zauber weg; dann kann man wohl leben, aber man wird nimmer was erleben. Ihr tappt hinein in irgend ein Abenteuer, brutal, mit offenen Augen, aber mit verschlossenem Sinn, und es bleibt farblos für euch! Aus meiner Seele aber, ja, aus mir heraus blitzen tausend Lichter und Farben drüber hin, und ich kann empfinden, wo ihr nur — genießt!

MAX. Ein wahrer Zauberborn, deine „Stimmung". Alle, die du liebst, tauchen darin unter und bringen dir nun einen sonderbaren Duft von Abenteuern und Seltsamkeit mit, an dem du dich berauschest.

ANATOL. Nimm es so, wenn du willst.

MAX. Was nun aber deine Zirkusreiterin anbelangt, so wirst du mir schwerlich erklären können, daß sie

unter der grün-roten Ampel dasselbe empfinden mußte wie du.

ANATOL. Aber ich mußte empfinden, was sie in meinen Armen fühlte!

MAX. Nun, ich habe sie ja auch gekannt, deine Bianca, und besser als du.

ANATOL. Besser?

MAX. Besser; weil wir einander nicht liebten. Für mich ist sie nicht die Märchengestalt; für mich ist sie eine von den tausend Gefallenen, denen die Phantasie eines Träumers neue Jungfräulichkeit borgt. Für mich ist sie nichts Besseres als hundert andere, die durch Reifen springen oder kurzgeschürzt in der letzten Quadrille stehen.

ANATOL. So . . . so . . .

MAX. Und sie war nichts anderes. Nicht ich habe etwas übersehen, was an ihr war; sondern du sahst, was nicht an ihr war. Aus dem reichen und schönen Leben deiner Seele hast du deine phantastische Jugend und Glut in ihr nichtiges Herz hineinempfunden, und was dir entgegenglänzte, war Licht von deinem Lichte.

ANATOL. Nein. Auch das ist mir ja zuweilen geschehen. Aber damals nicht. Ich will sie ja nicht besser machen, als sie war. Ich war weder der erste, noch der letzte . . . ich war —

MAX. Nun, was warst du? . . . Einer von vielen. Dasselbe war sie in deinen Armen wie in denen der anderen. Das Weib in seinem höchsten Augenblick!

ANATOL. Warum hab' ich dich eingeweiht? Du hast mich nicht verstanden.

MAX. O nein. Du hast mich mißverstanden. Ich wollte nur sagen, du magst den süßesten Zauber empfunden haben, während es ihr dasselbe bedeutete wie viele Male zuvor. Hatte denn für sie die Welt tausend Farben?

ANATOL. Du kanntest sie sehr gut?

MAX. Ja; wir begegneten uns häufig in der lustigen Gesellschaft, in welche du einmal mit mir kamst.

ANATOL. Das war alles?

MAX. Alles. Aber wir waren gute Freunde. Sie hatte Witz; wir plauderten gern miteinander.

ANATOL. Das war alles?

MAX. Alles . . .

ANATOL. . . . Und dennoch . . . sie hat mich geliebt.

MAX. Wollen wir nicht weiter lesen . . . *ein Päckchen in die Hand nehmend:* „Wüßt' ich doch, was dein Lächeln bedeutet, du grünäugige . . ."

ANATOL. . . . Weißt du übrigens, daß die ganze Gesellschaft wieder hier eingetroffen ist?

MAX. Gewiß. Sie auch.

ANATOL. Jedenfalls.

MAX. Ganz bestimmt. Und ich werde sie sogar heute abend wiedersehen.

ANATOL. Wie? Du? Weißt du, wo sie wohnt?

MAX. Nein. Sie hat mir geschrieben; sie kommt zu mir.

ANATOL vom Sessel auffahrend. Wie? Und das sagst du mir erst jetzt?

MAX. Was geht es dich an? Du willst ja — „frei und allein" sein!

ANATOL. Ach was!

MAX. Und dann ist nichts trauriger als ein aufgewärmter Zauber.

ANATOL. Du meinst —?

MAX. Ich meine, daß du dich in acht nehmen sollst, sie wieder zu sehen.

ANATOL. Weil sie mir von neuem gefährlich werden könnte?

MAX. Nein — weil es damals so schön war. Geh nach Hause mit deiner süßen Erinnerung. Man soll nichts wiedererleben wollen.

ANATOL. Du kannst nicht im Ernst glauben, daß ich auf ein Wiedersehen verzichten soll, das mir so leicht gemacht wird.

MAX. Sie ist klüger als du. Sie hat dir nicht ge-

schrieben ... Vielleicht übrigens nur, weil sie dich vergessen hat.

ANATOL. Unsinn.

MAX. Du hältst es für unmöglich?

ANATOL. Ich lache darüber.

MAX. Nicht bei allen trinkt die Erinnerung von dem Lebenselixier Stimmung, das der deinen ihre ewige Frische verleiht.

ANATOL. Oh — jene Stunde damals!

MAX. Nun?

ANATOL. Es war eine von den unsterblichen Stunden.

MAX. Ich höre Schritte im Vorzimmer.

ANATOL. Sie ist es am Ende.

MAX. Gehe, entferne dich durch mein Schlafzimmer.

ANATOL. Daß ich ein Narr wäre.

MAX. Geh — was willst du dir denn den Zauber zerstören lassen.

ANATOL. Ich bleibe. *Es klopft.*

MAX. Geh! Gehe rasch!

ANATOL schüttelt den Kopf.

MAX. So stelle dich hierher, daß sie dich wenigstens nicht gleich sieht — hierher ... *Er schiebt ihn zum Kamin hin, so daß er teilweise durch den Schirm gedeckt ist.*

ANATOL sich an den Kaminsims lehnend. Meinetwegen. *Es klopft.*

MAX. Herein!

BIANCA eintretend, lebhaft. Guten Abend, lieber Freund; da bin ich wieder.

MAX ihr die Hände entgegenstreckend. Guten Abend, liebe Bianca, das ist schön von Ihnen, wirklich schön!

BIANCA. Meinen Brief haben Sie doch erhalten? Sie sind der allererste — der einzige überhaupt.

MAX. Und Sie können sich denken, wie stolz ich bin.

BIANCA. Und was machen die anderen? Unsere Sachergesellschaft? Existiert sie noch? Werden wir

wieder jeden Abend nach der Vorstellung beisammen sein?

MAX ist ihr beim Ablegen behilflich. Es gab aber Abende, wo Sie nicht zu finden waren.

BIANCA. Nach der Vorstellung?

MAX. Ja, wo Sie gleich nach der Vorstellung verschwanden.

BIANCA lächelnd. Ach ja . . . natürlich . . . Wie schön das ist, wenn einem das so gesagt wird — ohne die geringste Eifersucht! Man muß auch solche Freunde haben wie Sie . . .

MAX. Ja, ja, das muß man.

BIANCA. Die einen lieben, ohne einen zu quälen!

MAX. Das ward Ihnen selten!

BIANCA den Schatten Anatols gewahrend. Sie sind ja nicht allein.

ANATOL tritt hervor, verbeugt sich.

MAX. Ein alter Bekannter.

BIANCA das Lorgnon zum Auge führend. Ah . . .

ANATOL näher tretend. Fräulein . . .

MAX. Was sagen Sie zu der Überraschung, Bibi?

BIANCA etwas verlegen, sucht augenscheinlich in ihren Erinnerungen. Ah, wahrhaftig, wir kennen uns ja . . .

ANATOL. Gewiß — Bianca.

BIANCA. Natürlich — wir kennen uns sehr gut . . .

ANATOL erregt mit beiden Händen ihre Rechte fassend. Bianca . . .

BIANCA. Wo war es nur, wo wir uns trafen . . . wo nur . . . ach ja!

MAX. Erinnern Sie sich . . .

BIANCA. Freilich . . . Nicht wahr . . . es war in St. Petersburg . . .?

ANATOL rasch ihre Hand fahren lassend. Es war . . . nicht in Petersburg, mein Fräulein . . . *Wendet sich zum Gehen.*

BIANCA ängstlich zu Max. Was hat er denn? . . . Hab' ich ihn beleidigt?

MAX. Da schleicht er davon . . . *Anatol ist durch die Tür im Hintergrunde verschwunden.*

BIANCA. Ja, was bedeutet denn das?

MAX. Ja, haben Sie ihn denn nicht erkannt?

BIANCA. Erkannt . . . ja, ja. Aber ich weiß nicht recht, wo und wann?

MAX. Aber, Bibi, es war Anatol!

BIANCA. Anatol —? . . . Anatol . . .?

MAX. Anatol — Klavier — Ampel . . . so eine rotgrüne . . . hier in der Stadt — vor drei Jahren . . .

BIANCA sich an die Stirn greifend. Wo hatte ich denn meine Augen? Anatol! *Zur Tür hin.* Ich muß ihn zurückrufen . . . *Die Tür öffnend.* Anatol! *Hinauslaufend, hinter der Szene, im Stiegenhaus.* Anatol! Anatol!

MAX steht lächelnd da, ist ihr bis zur Tür nachgegangen. Nun?

BIANCA eintretend. Er muß schon auf der Straße sein. Erlauben Sie! *Rasch das Fenster öffnend.* Da unten geht er.

MAX hinter ihr. Ja, das ist er.

BIANCA ruft. Anatol!

MAX. Er hört Sie nicht mehr.

BIANCA leicht auf den Boden stampfend. Wie schade . . . Sie müssen mich bei ihm entschuldigen. Ich habe ihn verletzt, den guten, lieben Menschen.

MAX. Also Sie erinnern sich doch seiner?

BIANCA. Nun, gewiß. Aber . . . er sieht irgend jemandem in Petersburg zum Verwechseln ähnlich.

MAX beruhigend. Ich werde es ihm sagen.

BIANCA. Und dann: Wenn man drei Jahre an jemanden nicht denkt, und er steht plötzlich da — man kann sich doch nicht an alles erinnern.

MAX. Ich werde das Fenster schließen. Eine kalte Luft kommt herein. *Schließt das Fenster.*

BIANCA. Ich werde ihn doch noch sehen, während ich hier bin?

MAX. Vielleicht. Aber etwas will ich Ihnen zeigen. *Nimmt das Kuvert vom Schreibtisch und hält es ihr hin.*

BIANCA. Was ist das?

MAX. Das ist die Blume, die Sie an jenem Abend — — an jenem Abend trugen.

BIANCA. Er hat sie aufbewahrt?

MAX. Wie Sie sehen.

BIANCA. Er hat mich also geliebt?

MAX. Heiß, unermeßlich, ewig — — wie alle diese. *Deutet auf die Päckchen.*

BIANCA. Wie ... alle diese! ... Was heißt das? Sind das lauter Blumen?

MAX. Blumen, Briefe, Locken, Photographien. Wir waren eben daran, sie zu ordnen.

BIANCA in gereiztem Tone. In verschiedene Rubriken.

MAX. Ja, offenbar.

BIANCA. Und in welche komme ich?

MAX. Ich glaube ... in diese! *Wirft das Kuvert in den Kamin.*

BIANCA. Oh!

MAX für sich. Ich räche dich, so gut ich kann, Freund Anatol ... *Laut.* So, und nun seien Sie nicht böse ... Setzen Sie sich zu mir her, und erzählen Sie mir etwas aus den letzten drei Jahren.

BIANCA. Jetzt bin ich gerade aufgelegt! Wenn man so empfangen wird!

MAX. Ich bin doch Ihr Freund ... Kommen Sie, Bianca ... Erzählen Sie mir was!

BIANCA läßt sich auf den Fauteuil neben dem Kamin niederziehen. Was denn?

MAX sich gegenüber von ihr niederlassend. Zum Beispiel von dem „Ähnlichen" in Petersburg.

BIANCA. Unausstehlich sind Sie!

MAX. Also ...

BIANCA ärgerlich. Aber was soll ich denn erzählen.

MAX. Beginnen Sie nur ... Es war einmal ... nun ... Es war einmal eine große, große Stadt ...

BIANCA verdrießlich. Da stand ein großer, großer Zirkus.

MAX. Und da war ferner eine kleine, kleine Künstlerin.

BIANCA. Die sprang durch einen großen, großen Reif ... *Lacht leise.*

MAX. Sehen Sie ... Es geht schon! *Der Vorhang beginnt sich sehr langsam zu senken.* In einer Loge ... nun ... in einer Loge saß jeden Abend ...

BIANCA. In einer Loge saß jeden Abend ein schöner, schöner ... Ach!

MAX. Nun ... Und ...?

Der Vorhang ist gefallen.

ANATOL, EMILIE.

Emiliens Zimmer, mit maßvoller Eleganz ausgestattet. Abenddämmerung. Das Fenster ist offen, Aussicht auf einen Park; der Gipfel eines Baumes, kaum noch belaubt, ragt in die Fensteröffnung.

EMILIE. ... Ah ... hier find' ich dich —! Und vor meinem Schreibtisch ...? Ja, was machst du denn? Du stöberst meine Laden durch? ... Anatol!

ANATOL. Es war mein gutes Recht — und ich hatte recht, wie sich soeben zeigt.

EMILIE. Nun — was hast du gefunden —? Deine eigenen Briefe ...!

ANATOL. Wie? — Und das hier —?

EMILIE Das hier —?

ANATOL. Diese zwei kleinen Steine ...? Der eine ein Rubin, und dieser andere, dunkle? — Ich kenne sie beide nicht, sie stammen nicht von mir ...!

EMILIE. ... Nein ... ich hatte ... vergessen ...

ANATOL. Vergessen? ... So wohl verwahrt waren sie; da in dem Winkel dieser untersten Lade. Gesteh es doch lieber gleich, statt zu lügen wie alle ... So ... du schweigst? ... Oh, über die wohlfeile Entrüstung ... Es ist so leicht zu schweigen, wenn man schuldig und vernichtet ist ... Nun aber will ich weiter suchen. Wo hast du deinen anderen Schmuck verborgen?

EMILIE. Ich habe keinen anderen.

ANATOL. Nun — *Er beginnt die Laden aufzureißen.*

EMILIE. Such' nicht ... ich schwöre dir, daß ich nichts habe.

ANATOL. Und dieses hier ... warum dieses hier?

EMILIE. Ich hatte unrecht ... vielleicht ...!

ANATOL. Vielleicht! ... Emilie! Wir sind an dem Vorabend des Tages, wo ich dich zu meinem Weibe

machen wollte. Ich glaubte wahrhaftig alles Vergangene getilgt ... Alles ... Mit dir zusammen hab' ich die Briefe, die Fächer, die tausend Nichtigkeiten, die mich an die Zeit erinnerten, in der wir uns noch nicht kannten ... mit dir zusammen habe ich all das in das Feuer des Kamins geworfen ... Die Armbänder, die Ringe, die Ohrgehänge ... wir haben sie verschenkt, verschleudert, sie sind über die Brücke in den Fluß, durchs Fenster auf die Straße geflogen ... Hier lagst du vor mir und schwurst mir ... „Alles ist vorbei — und in deinen Armen erst hab' ich empfunden, was Liebe ist..." Ich natürlich habe dir geglaubt ... weil wir alles glauben, was uns die Weiber sagen, von der ersten Lüge an, die uns beseligt ...

EMILIE. Soll ich dir von neuem schwören?

ANATOL. Was hilft es? ... Ich bin fertig ... fertig mit dir ... Oh, wie gut du das gespielt hast! Fieberisch, als ob du jeden Flecken abwaschen wolltest von deiner Vergangenheit, bist du hier vor den Flammen gestanden, als die Blätter und Bänder und Nippes verglühten ... Und wie du in meinen Armen schluchztest, damals, als wir am Ufer des Flusses lustwandelten und jenes kostbare Armband in das graue Wasser hinabwarfen, wo es alsbald versank ... wie du da weintest, Tränen der Läuterung, der Reue ... Dumme Komödie! Siehst du, daß alles vergebens war? Daß ich dir dennoch mißtraute? Und daß ich mit Recht da herumwühlte? ... Warum sprichst du nicht? ... Warum verteidigst du dich nicht? ...

EMILIE. Da du mich doch verlassen willst.

ANATOL. Aber wissen will ich, was diese zwei Steine bedeuten ... warum du gerade diese aufbewahrt hast?

EMILIE. Du liebst mich nicht mehr ...?

ANATOL. Die Wahrheit, Emilie ... die Wahrheit will ich wissen!

EMILIE. Wozu, wenn du mich nicht mehr liebst.

ANATOL. Vielleicht steckt in der Wahrheit irgend etwas —

EMILIE. Nun was?

ANATOL. Was mich die Sache . . . begreifen macht . . . Hörst du, Emilie, ich habe keine Lust, dich für eine Elende zu halten!

EMILIE. Du verzeihst mir?

ANATOL. Du sollst mir sagen, was diese Steine bedeuten!

EMILIE. Und dann willst du mir verzeihen —?

ANATOL. Dieser Rubin, was er bedeutet, warum du ihn aufbewahrst —

EMILIE. — Und wirst mich ruhig anhören?

ANATOL. . . . Ja! . . . Aber sprich endlich . . .

EMILIE. . . . Dieser Rubin . . . er stammt aus einem Medaillon . . . er ist . . . herausgefallen . . .

ANATOL. Von wem war dies Medaillon?

EMILIE. Daran liegt es nicht . . . Ich hatte es nur an einem . . . bestimmten Tage um — an einer einfachen Kette . . . um den Hals.

ANATOL. Von wem du es hattest —!

EMILIE. Das ist gleichgültig . . . ich glaube, von meiner Mutter . . . Siehst du, wenn ich nun so elend wäre, als du glaubst, so könnte ich dir sagen: Darum, weil es von meiner Mutter stammt, hab' ich es aufbewahrt — und du würdest mir glauben . . . Ich habe aber diesen Rubin aufbewahrt, weil er . . . an einem Tage aus meinem Medaillon fiel, dessen Erinnerung . . . mir teuer ist . . .

ANATOL. . . . Weiter!

EMILIE. Ach, es wird mir so leicht, wenn ich dir's erzählen darf. — Sag', würdest du mich auslachen, wenn ich eifersüchtig wäre auf deine erste Liebe?

ANATOL. Was soll das?

EMILIE. Und doch, die Erinnerung daran ist etwas Süßes, einer von den Schmerzen, die uns zu liebkosen scheinen . . . Und dann . . . für mich ist der Tag von Bedeutung, an welchem ich das Gefühl kennen lernte, welches mich — dir verbindet. Oh, man muß lieben gelernt haben, um zu lieben, wie ich dich liebe! . . .

Hätten wir uns beide zu einer Zeit gefunden, wo uns die Liebe etwas Neues war, wer weiß, ob wir aneinander nicht achtlos vorübergegangen wären? ... Oh, schüttle den Kopf nicht, Anatol; es ist so, und du selbst hast es einmal gesagt —

ANATOL. Ich selbst —?

EMILIE. Vielleicht ist es gut so, so sprachst du, und wir mußten beide erst reif werden für diese Höhe der Leidenschaft!

ANATOL. Ja ... wir haben immer irgend einen Trost solcher Art bereit, wenn wir eine Gefallene lieben.

EMILIE. Dieser Rubin, ich bin ganz offen mit dir, bedeutet die Erinnerung an den Tag ...

ANATOL. ... So sag's ... sag's ...

EMILIE. — Du weißt es schon ... ja ... Anatol ... die Erinnerung an jenen Tag ... Ach ... ich war ein dummes Ding ... sechzehn Jahre!

ANATOL. Und er zwanzig — und groß und schwarz! ...

EMILIE unschuldig. Ich weiß es nicht mehr, mein Geliebter ... Nur an den Wald erinnere ich mich, der uns umrauschte, an den Frühlingstag, der über den Bäumen lachte ... ach, an einen Sonnenstrahl erinnere ich mich, der zwischen dem Gesträuche hervorkam und über einen Haufen gelber Blumen glitzerte —

ANATOL. Und du verfluchst diesen Tag nicht, der dich mir nahm, bevor ich dich kannte?

EMILIE. Vielleicht gab er mich dir ...! Nein, Anatol ... wie immer es sei, ich fluche jenem Tage nicht und verschmähe auch, dir vorzulügen, daß ich es jemals tat ... Anatol, daß ich dich liebe wie keinen je — und so wie du nie geliebt worden — du weißt es ja ... aber wenn auch jede Stunde, die ich je erlebte, durch deinen ersten Kuß bedeutungslos geworden, — jeder Mann, dem ich begegnete, aus meinem Gedächtnis schwand — kann ich deswegen die Minute vergessen, die mich zum Weibe machte?

ANATOL. Und du gibst vor, mich zu lieben —?

EMILIE. Ich kann mich der Gesichtszüge jenes Mannes kaum erinnern; ich weiß nicht mehr, wie seine Augen blickten —

ANATOL. Aber daß du in seinen Armen die ersten Seufzer der Liebe gelacht hast . . . daß von seinem Herzen zuerst jene Wärme in das deine überströmte, die das ahnungsvolle Mädchen zum wissenden Weibe machte, das kannst du ihm nicht vergessen, dankbare Seele! Und du siehst nicht ein, daß mich dies Geständnis toll machen muß, daß du mit einem Male diese ganze schlummernde Vergangenheit wieder aufgestört hast! . . . Ja, nun weiß ich's wieder, daß du noch von anderen Küssen träumen kannst als von den meinen, und wenn du deine Augen in meinen Armen schließest, steht vielleicht ein anderes Bild vor ihnen als das meine!

EMILIE. Wie falsch du mich verstehst! . . . Da hast du freilich recht, wenn du meinst, wir sollten auseinandergehen . . .

ANATOL. Nun — wie denn soll ich dich verstehen . . .?

EMILIE. Wie gut haben es doch die Frauen, die lügen können. Nein . . . ihr vertragt sie nicht, die Wahrheit . . .! Sag' mir nur eines noch: Warum hast du mich immer darum angefleht? „Alles würde ich dir verzeihen, nur eine Lüge nicht! . . . „Noch hör' ich es, wie du's mir sagtest . . . Und ich . . . ich, die dir alles gestand, die sich vor dir so niedrig, so elend machte, die es dir ins Angesicht schrie: „Anatol, ich bin eine Verlorene, aber ich liebe dich . . .!" Keine von den dummen Ausflüchten, die die andern im Munde führen, kam über meine Lippen. — Nein, ich sprach es aus: Anatol, ich habe das Wohlleben geliebt, Anatol, ich war lüstern, heißblütig — ich habe mich verkauft, verschenkt — ich bin deiner Liebe nicht wert . . . Erinnerst du dich auch, daß ich dir das sagte, bevor du mir das erste Mal die Hand küßtest? . . . Ja, ich wollte dich fliehen, weil ich dich liebte, und du verfolgtest

mich ... du hast um meine Liebe gebettelt ... und ich wollte dich nicht, weil ich mich den Mann nicht zu beflecken getraute, den ich mehr, den ich anders — ach, den ersten Mann, den ich liebte ...! Und da hast du mich genommen, und ich war dein! ... Wie hab' ich geschauert ... gebebt ... geweint ... Und du hast mich so hoch gehoben, hast mir alles wieder zurückgegeben, Stück für Stück, was sie mir genommen hatten ... ich ward in deinen wilden Armen, was ich nie gewesen: rein ... und glücklich ... du warst so groß ... du konntest verzeihen ... Und jetzt ...

ANATOL. ... Und jetzt ...?

EMILIE. Und jetzt jagst du mich eben wieder davon, weil ich doch nur bin wie die andern —

ANATOL. Nein, ... nein, das bist du nicht.

EMILIE mild. Was willst du also ... Soll ich ihn wegwerfen ... den Rubin ...?

ANATOL. Ich bin nicht groß, ach nein ... sehr, sehr kleinlich ... wirf ihn weg, diesen Rubin ... *er betrachtet ihn.* Er ist aus dem Medaillon gefallen ... er lag im Grase — unter den gelben Blumen ... ein Sonnenstrahl fiel darauf ... da glitzerte er hervor ... *Langes Schweigen.* — Komm, Emilie, ... es dunkelt draußen, wir wollen im Park spazieren gehen ...

EMILIE. Wird es nicht zu kalt sein ...?

ANATOL. Ach nein, es duftet schon vom erwachenden Frühling ...

EMILIE. Wie du willst, mein Geliebter!

ANATOL. Ja — und dieses Steinchen ...

EMILIE. Ach dies ...

ANATOL. Ja, dieses schwarze da — was ist's mit dem — was ist's ...?

EMILIE. Weißt du, was das für ein Stein ist ...?

ANATOL. Nun —

EMILIE mit einem stolzen begehrlichen Blick. Ein schwarzer Diamant!

ANATOL erhebt sich. Ah!

EMILIE immer den Blick auf den Stein geheftet. Selten!

ANATOL mit unterdrückter Wut. Warum ... hm ... warum hast du den ... aufbewahrt?

EMILIE nur immer den Stein ansehend. Den ... der ist eine Viertel Million wert! ...

ANATOL schreit auf. Ah! ... *Er wirft den Stein in den Kamin.*

EMILIE schreit. Was tust du!! ... *Sie bückt sich und nimmt die Feuerzange, mit der sie in der Glut herumfährt, um den Stein hervorzusuchen.*

ANATOL sieht sie, während sie mit glühenden Wangen vor dem Kaminfeuer kniet, ein paar Sekunden an, dann ruhig. Dirne! *Er geht.*

Vorhang.

ANATOL, MAX, ANNIE, EIN KELLNER.

Ein cabinet particulier *bei Sacher. Anatol, bei der Türe stehend, erteilt eben dem Kellner Befehle. Max lehnt in einem Fauteuil.*

MAX. Na — bist du nicht bald fertig —?

ANATOL. ... Gleich, gleich! — Also alles verstanden? — *Kellner ab.*

MAX wie Anatol in die Mitte des Zimmers zurückkommt. Und — wenn sie gar nicht kommt!?

ANATOL. Warum denn „gar nicht"! — Jetzt — jetzt ist's zehn Uhr! — Sie kann ja überhaupt noch gar nicht da sein!

MAX. Das Ballett ist schon lange aus!

ANATOL. Ich bitte dich — bis sie sich abschminkt — und umkleidet! — Ich will übrigens hinüber — sie erwarten!

MAX. Verwöhne sie nicht!

ANATOL. Verwöhnen?! — Wenn du wüßtest ...

MAX. Ich weiß, ich weiß, du behandelst sie brutal ... Als wenn das nicht auch eine Art von Verwöhnen wäre.

ANATOL. Ich wollte was ganz anderes sagen! — Ja ... wenn du wüßtest ...

MAX. So sag's endlich einmal ...

ANATOL. Mir ist sehr feierlich zumute!

MAX. Du willst dich am Ende mit ihr verloben —?

ANATOL. Oh nein — viel feierlicher!

MAX. Du heiratest sie morgen? —

ANATOL. Nein, wie du äußerlich bist! — Als wenn es keine Feierlichkeiten der Seele gäbe, die mit all diesem Tand, der uns von dem Draußen kommt, gar nichts zu tun haben.

MAX. Also — du hast einen bisher ungekannten

Winkel deiner Gefühlswelt entdeckt — wie? Als wenn sie davon etwas verstände!

ANATOL. Du rätst ungeschickt ... Ich feiere ganz einfach ... das Ende!

MAX. Ah!

ANATOL. Abschiedssouper!

MAX. Na ... und was soll ich dabei —?

ANATOL. Du sollst unserer Liebe die Augen zudrücken.

MAX. Ich bitte dich, mach' keine geschmacklosen Vergleiche!

ANATOL. Ich verschiebe dieses Souper schon seit acht Tagen —

MAX. Da wirst du heute wenigstens guten Appetit haben ...

ANATOL. ... Das heißt ... wir soupierten jeden Abend miteinander ... in diesen acht Tagen — aber — ich fand das Wort nicht, das rechte! Ich wagte es nicht ... du hast keine Ahnung, wie nervös das macht!

MAX. Wozu brauchst du mich eigentlich?! Soll ich dir das Wort souffleren —

ANATOL. Du sollst für alle Fälle da sein — du sollst mit beistehen, wenn es notwendig ist — du sollst mildern — beruhigen — begreiflich machen.

MAX. Möchtest du mir nicht zuerst mitteilen, warum das alles geschehen soll —?

ANATOL. Mit Vergnügen! ... Weil sie mich langweilt!

MAX. So amüsiert dich also eine andere —?

ANATOL. Ja ...!

MAX. So ... so ...!

ANATOL. Und was für eine andere!

MAX. Typus ?!

ANATOL. Gar keiner! ... Etwas Neues — etwas Einziges!

MAX. Nun ja ... Auf den Typus kommt man ja immer erst gegen Schluß ...

ANATOL. Stelle dir ein Mädchen vor — wie soll ich sagen ... dreiviertel Takt —

MAX. Scheinst doch noch unter dem Einfluß des Balletts zu stehen!

ANATOL. Ja ... ich kann dir nun einmal nicht helfen ... sie erinnert mich so an einen getragenen Wiener Walzer — sentimentale Heiterkeit ... lächelnde schalkhafte Wehmut ... das ist so ihr Wesen ... Ein kleines, süßes, blondes Köpferl, weißt du ... so ... na, es ist schwer zu schildern! ... Es wird einem warm und zufrieden bei ihr ... Wenn ich ihr ein Veilchenbukett bringe, steht ihr eine Träne im Augenwinkel ...

MAX. Versuch's einmal mit einem Bracelet!

ANATOL. ... O mein Lieber — das geht in dem Fall nicht — du irrst dich — glaub' mir ... Mit der möcht' ich auch hier nicht soupieren ... Für die ist das Vorstadtbeisel, das gemütliche — mit den geschmacklosen Tapeten und den kleinen Beamten am Nebentisch! — Ich war die letzten Abende immer in solchen Lokalen mit ihr!

MAX. Wie? — Du sagtest doch eben, daß du mit Annie —

ANATOL. Ja, so ist's auch. Ich mußte die letzte Woche jeden Abend zweimal soupieren: Mit der einen, die ich gewinnen — und mit der andern, die ich loswerden wollte ... Es ist mir leider noch keines von beiden gelungen ...

MAX. Weißt du was? — Führe einmal die Annie in so ein Vorstadtbeisel — und die Neue mit dem blonden Köpferl zum Sacher ... dann wird's vielleicht gehen!

ANATOL. Dein Verständnis für die Sache leidet darunter, daß du die Neue noch nicht kennst. Die ist die Anspruchslosigkeit selbst! — Oh, ich sage dir — ein Mädel — du solltest sehen, wenn ich eine etwas bessere Sorte Wein bestellen will ... was die treibt!

MAX. Träne im Augenwinkel — wie?

ANATOL. Sie gibt es nicht zu — unter gar keiner Bedingung; unter gar keiner Bedingung! ...

MAX. Also du trinkst Markersdorfer in der letzten Zeit —?

ANATOL. Ja ... vor Zehn — dann natürlich Champagner ... So ist das Leben!

MAX. Na ... entschuldige ... das Leben ist nicht so!

ANATOL. Denke dir nur, der Kontrast! Ich hab' ihn jetzt aber zur Genüge ausgekostet! — das ist wieder einer jener Fälle, wo ich fühle, daß ich im Grunde eine enorm ehrliche Natur bin —

MAX. So! ... Ah!

ANATOL. Ich kann dieses Doppelspiel nicht länger durchführen ... Ich verliere alle Selbstachtung ...!

MAX. Du! — Ich bin's, ich, ich ... mir mußt du ja keine Komödie vorspielen!

ANATOL. Warum — nachdem du eben da bist ... Aber im Ernst ... ich kann nicht Liebe heucheln, wo ich nichts mehr empfinde!

MAX. Du heuchelst nur dort, wo du noch etwas empfindest ...

ANATOL. Ich habe es Annie aufrichtig gesagt, gleich — gleich, ganz zu Anfang ... wie wir uns ewige Liebe schwuren: Weißt du, liebe Annie — wer von uns eines schönen Tages spürt, daß es zu Ende geht — sagt es dem andern rund heraus ...

MAX. Ah, das habt ihr in dem Augenblick ausgemacht, wo ihr euch ewige Liebe schwurt ... sehr gut!

ANATOL. Ich habe ihr das öfter wiederholt: — Wir haben nicht die geringsten Verpflichtungen gegen einander, wir sind frei! Wir gehen ruhig auseinander, wenn unsere Zeit um ist — nur keinen Betrug — das verabscheue ich! ...

MAX. Na, da wird's ja eigentlich sehr leicht gehen — heute!

ANATOL. Leicht! ... Jetzt, wo ich es sagen soll, trau' ich mich nicht ... Es wird ihr ja doch weh tun ... Ich kann das Weinen nicht vertragen. — Ich

verlieb' mich am Ende von neuem in sie, wenn sie weint — und da betrüg' ich dann wieder die andere!

MAX. Nein, nein, — nur keinen Betrug — das verabscheue ich!

ANATOL. Wenn du da bist, wird sich das alles viel ungezwungener machen! . . . Von dir geht ein Hauch von kalter, gesunder Heiterkeit aus, in der die Sentimentalität des Abschiedes erstarren muß! . . . Vor dir weint man nicht! . . .

MAX. Na, ich bin da für jeden Fall — das ist aber alles, was ich für dich tun kann . . . Ihr zureden? — Nein, nein . . . das nicht — es wäre gegen meine Überzeugung . . . du bist ein zu lieber Mensch . . .

ANATOL. Schau', lieber Max — bis zu einem gewissen Grade könntest du das doch vielleicht auch . . . Du könntest ihr sagen, daß sie an mir doch nicht so besonders viel verliert.

MAX. Na — das ginge noch —

ANATOL. Daß sie hundert andere findet — die schöner — reicher —

MAX. Klüger —

ANATOL. Nein, nein, — bitte — keine Übertreibungen — *Der Kellner öffnet die Tür. Annie tritt ein, im Regenmantel, den sie umgeworfen hat, weißer Boa; die gelben Handschuhe trägt sie in der Hand, breiten auffallenden Hut nachlässig aufgestülpt.*

ANNIE. Oh — guten Abend!

ANATOL. Guten Abend, Annie! . . . Entschuldige —

ANNIE. Auf dich kann man sich verlassen! *Sie wirft den Regenmantel ab.* — Ich schaue mich nach allen Seiten um — rechts — links — niemand da —

ANATOL. — Du hast ja glücklicherweise nicht weit herüber!

ANNIE. Man hält sein Wort! — Guten Abend, Max! — *Zu Anatol.* Na — auftragen lassen hättest du unterdessen schon können . . .

ANATOL umarmt sie. Du hast kein Mieder?

ANNIE. Na — soll ich vielleicht *grande toilette* machen — für dich? — Entschuldige —

ANATOL. Mir kann's ja recht sein — du mußt Max um Entschuldigung bitten!

ANNIE. Warum denn? — den geniert's sicher nicht — der ist nicht eifersüchtig! . . . Also . . . also . . . essen — *Der Kellner klopft.* Herein! — Heut klopft er — Sonst fällt ihm das nicht ein! *Der Kellner tritt ein.*

ANATOL. Servieren Sie! — *Kellner ab.*

ANNIE. Du warst heut nicht drin —?

ANATOL. Nein — ich mußte — —

ANNIE. Du hast nicht viel versäumt! — Es war heut alles so schläfrig . . .

MAX. Was war denn für eine Oper vorher?

ANNIE. Ich weiß nicht . . . *Man setzt sich zu Tische.* . . . Ich kam in meine Garderobe — dann auf die Bühne — gekümmert hab' ich mich um nichts . . . um nichts! . . . Im übrigen hab' ich dir was zu sagen, Anatol!

ANATOL. So, mein liebes Kind? — Was sehr Wichtiges —?

ANNIE. Ja, ziemlich! . . . Es wird dich vielleicht überraschen . . . *Der Kellner trägt auf.* . . .

ANATOL. Da bin ich wirklich sehr neugierig! . . . Auch ich . . .

ANNIE. Na . . . warte nur . . . für den da ist das nichts —

ANATOL zum Kellner. Gehen Sie . . . wir werden klingeln! *Kellner ab.* . . . Na, also . . .

ANNIE. — Ja . . . mein lieber Anatol . . . es wird dich überraschen . . . Warum übrigens! Es wird dich gar nicht überraschen — es darf dich nicht einmal überraschen . . .

MAX. Gage-Erhöhung?

ANATOL. Unterbrich sie doch nicht . . .!

ANNIE. Nicht wahr — lieber Anatol . . . Du sag', sind das Ostender oder Whitestable?

ANATOL. Jetzt redet sie wieder von den Austern! Ostender sind es!

ANNIE. Ich dachte es . . . Ach, ich schwärme für

Austern ... Das ist doch eigentlich das einzige, was man täglich essen kann!

MAX. Kann?! — Sollte! Muß!!

ANNIE. Nicht wahr! Ich sag's ja!

ANATOL. Du willst mir ja was sehr Wichtiges mitteilen —?

ANNIE. Ja ... wichtig ist es allerdings — sogar sehr! — Erinnerst du dich an eine gewisse Bemerkung?

ANATOL. Welche — welche? — Ich kann doch nicht wissen, welche Bemerkung du meinst!

MAX. Da hat er recht!

ANNIE. Nun, ich meine die folgende ... Warte ... wie war sie nur — Annie, sagtest du ... wir wollen uns nie betrügen ...

ANATOL. Ja ... ja ... nun!

ANNIE. Nie betrügen! ... Lieber gleich die ganze Wahrheit sagen ...

ANATOL. Ja ... ich meinte ...

ANNIE. Wenn es aber zu spät ist? —

ANATOL. Was sagst du?

ANNIE. Oh, — es ist nicht zu spät! — Ich sag's dir zur rechten Zeit — knapp zur rechten Zeit ... Morgen wäre es vielleicht schon zu spät!

ANATOL. Bist du toll, Annie?!

MAX. Wie?

ANNIE. Anatol, du mußt deine Austern weiter essen ... sonst red' ich nichts ... gar nichts!

ANATOL. Was heißt das? — „Du mußt" —!

ANNIE. Essen!!

ANATOL. Du sollst reden ... ich vertrage diese Art von Späßen nicht!

ANNIE. Nun — es war ja abgemacht, daß wir's uns ganz ruhig sagen sollten, — wenn es einmal dazu kommt ... Und nun kommt es eben dazu —

ANATOL. Das heißt?

ANNIE. Das heißt: Daß ich heut leider das letzte Mal mit dir soupiere!

ANATOL. Du wirst wohl die Güte haben, dich — näher zu erklären!

ANNIE. Es ist aus zwischen uns — es muß aus sein . . .

ANATOL. Ja . . . sag' —

MAX. Das ist ausgezeichnet.

ANNIE. Was finden Sie daran ausgezeichnet? — Ausgezeichnet — oder nicht — es ist nun einmal so!

ANATOL. Mein liebes Kind — ich hab 'noch immer nicht recht verstanden . . . Du hast wohl einen Heiratsantrag erhalten . . .?

ANNIE. Ach wenn's das wäre! — Das wäre ja kein Grund, dir den Abschied zu geben.

ANATOL. Abschied zu geben!?

ANNIE. Na, es muß ja heraus. — Ich bin verliebt — Anatol — rasend verliebt!

ANATOL. Und darf man fragen, in wen?

ANNIE. . . . Sagen Sie, Max — was lachen Sie denn eigentlich?

MAX. Es ist zu lustig!

ANATOL. Laß ihn nur . . . Wir zwei haben miteinander zu sprechen, Annie! — Eine Erklärung bist du mir wohl schuldig . . .

ANNIE. Nun — ich gebe sie dir ja . . . Ich habe mich in einen andern verliebt — und sage es dir rund heraus, — weil das zwischen uns so ausgemacht war . . .

ANATOL. Ja, . . . aber, zum Teufel — in wen?!

ANNIE. Ja, liebes Kind — grob darfst du nicht werden!

ANATOL. Ich verlange . . . ich verlange ganz entschieden . . .

ANNIE. Bitte, Max — klingeln Sie — ich bin so hungrig!

ANATOL. Das auch noch! — Appetit!! Appetit während einer solchen Unterredung!

MAX zu Anatol. Sie soupiert ja heute zum ersten Mal! *Kellner tritt ein.*

ANATOL. Was wollen Sie?

KELLNER. Es wurde geklingelt!

MAX. Servieren Sie weiter! *Während der Kellner abräumt.*

ANNIE. Ja ... die Catalini geht nach Deutschland ... das ist abgemacht ...

MAX. So ... und man läßt sie ohne weiteres gehen?

ANNIE. Na ... ohne weiteres — das kann man eigentlich nicht sagen?

ANATOL steht auf und geht im Zimmer hin und her. Wo ist denn der Wein?! — Sie! ... Jean!! — Sie schlafen heute, wie es scheint!

KELLNER. Ich bitte sehr — der Wein ...

ANATOL. Ich meine nicht den, der auf dem Tische steht — das können Sie sich wohl denken! — Den Champagner meine ich! — Sie wissen, daß ich ihn gleich zu Anfang der Tafel haben will! *Kellner ab.*

ANATOL. ... Ich bitte endlich um Aufklärung!

ANNIE. Man soll euch Männern doch nichts glauben, gar nichts — rein gar nichts! — Wenn ich denke, wie schön du mir das auseinander gesetzt hast: Wenn wir fühlen, daß es zu Ende geht — so sagen wir es uns und scheiden in Frieden —

ANATOL. Jetzt wirst du mir endlich einmal —

ANNIE. Das ist nun — sein Frieden!

ANATOL. Aber, liebes Kind — du wirst doch begreifen, daß es mich interessiert — wer —

ANNIE schlürft langsam den Wein. Ah ...

ANATOL. Trink aus ... trink aus!

ANNIE. Na, du wirst wohl noch so lange —

ANATOL. Du trinkst sonst in einem Zug —

ANNIE. Aber, lieber Anatol — ich nehme nun auch von dem Bordeaux Abschied — wer weiß, auf wie lange!

ANATOL. Zum Kuckuck noch einmal! — Was erzählst du da für Geschichten! ...

ANNIE. Nun wird's wohl keinen Bordeaux geben ... und keine Austern ... Und keinen Champagner! *Der Kellner kommt mit dem nächsten Gang* — Und keine *Filets aux truffes*! — Das ist nun alles vorbei ...

MAX. Herrgott — haben Sie einen sentimentalen Magen! *Da der Kellner serviert.* — Darf ich Ihnen herausgeben? —

ANNIE. Ich danke Ihnen sehr! So . . .

ANATOL zündet sich eine Zigarette an. —

MAX. Ißt du nicht mehr?

ANATOL. Vorläufig nicht! *Kellner ab.* . . . Also, jetzt möcht' ich einmal wissen, wer der Glückliche ist!

ANNIE. Und wenn ich dir schon den Namen sage — du weißt ja dann nicht mehr —

ANATOL. Nun — was für eine Sorte Mensch ist er? — Wie hast du ihn kennen gelernt? — Wie sieht er aus —?

ANNIE. Hübsch — bildhübsch! — Das ist freilich alles . . .

ANATOL. Nun — es scheint dir ja genug zu sein . . .

ANNIE. Ja — da wird's keine Austern mehr geben . . .

ANATOL. Das wissen wir schon . . .

ANNIE. . . . Und keinen Champagner!

ANATOL. Aber, Donnerwetter — er wird doch noch andere Eigenschaften haben, als daß er dir keine Austern und keinen Champagner zahlen kann —

MAX. Da hat er recht — das ist ja doch eigentlich kein Beruf . . .

ANNIE. Nun, was tut's — wenn ich ihn liebe? — Ich verzichte auf alles — es ist etwas Neues — etwas, was ich noch nie erlebt habe.

MAX. Aber sehen Sie . . . ein schlechtes Essen hätte Ihnen Anatol zur Not auch bieten können! —

ANATOL. Was ist er? — Ein Kommis? — Ein Rauchfangkehrer —? — Ein Reisender in Petroleum —

ANNIE. Ja, Kind — beleidigen lasse ich ihn nicht!

MAX. So sagen Sie doch endlich, was er ist!

ANNIE. Ein Künstler!

ANATOL. Was für einer? — Wahrscheinlich Trapez? Das ist ja was für euch — Aus dem Zirkus — wie? Kunstreiter?

ANNIE. Hör' auf zu schimpfen! — Es ist ein Kollege von mir . . .

ANATOL. Also — eine alte Bekanntschaft? . . . Einer, mit dem du seit Jahren täglich zusammen bist — und mit dem du mich auch wahrscheinlich schon längere Zeit betrügst! —

ANNIE. Da hätt' ich dir nichts gesagt! — Ich habe mich auf dein Wort verlassen — drum gesteh' ich dir ja alles, bevor es zu spät ist!

ANATOL. Aber — verliebt bist du schon in ihn — weiß Gott, wie lange? — Und im Geiste hast du mich längst betrogen! —

ANNIE. Das läßt sich nicht verbieten!

ANATOL. Du bist eine . . .

MAX. Anatol!!

ANATOL. . . . Kenne ich ihn? —

ANNIE. Na — aufgefallen wird er dir wohl nicht sein . . . er tanzt nur im Chor mit . . . Aber er wird avancieren —

ANATOL. Seit wann . . . gefällt er dir —?

ANNIE. Seit heute abend!

ANATOL. Lüge nicht!

ANNIE. Es ist die Wahrheit! — Heut hab' . . . ich gefühlt, daß es meine Bestimmung ist . . .

ANATOL. Ihre Bestimmung! . . . Hörst du, Max — ihre Bestimmung!!

ANNIE. Ja, so was ist auch Bestimmung!

ANATOL. Hörst du — ich will aber alles wissen — ich habe ein Recht darauf! . . . In diesem Augenblicke bist du noch meine Geliebte! . . . Ich will wissen, seit wann diese Dinge schon vorgehen . . . wie es begonnen . . . wann er es gewagt —

MAX. Ja . . . das sollten Sie uns wirklich erzählen . . .

ANNIE. Das hat man nun von der Ehrlichkeit! . . . Wahrhaftig — ich hätte es machen sollen, wie die Fritzel mit ihrem Baron — der weiß heut noch nichts — und dabei hat sie schon seit drei Monaten die Bandlerei mit dem Leutnant von den Fünferhusaren!

ANATOL. Wird auch schon drauf kommen, der Baron!

ANNIE. Schon möglich! Du aber wärst mir nie darauf gekommen, nie! — Dazu bin ich viel zu gescheit ... und du viel zu dumm! *Schenkt sich ein Glas Wein ein.*

ANATOL. Wirst du aufhören zu trinken!

ANNIE. Heut nicht! — Einen Schwips — will ich kriegen! — Es ist so wie so der letzte ...

MAX. Auf acht Tage!

ANNIE. Auf ewig! — Denn beim Karl werd' ich bleiben, weil ich ihn wirklich gern hab' — weil er lustig ist, wenn er auch kein Geld hat — weil er mich nicht sekieren wird — weil er ein süßer, süßer — lieber Kerl ist! —

ANATOL. Du hast dein Wort nicht gehalten! — Schon längst bist du in ihn verliebt! — Das ist eine dumme Lüge, das von heute abend!

ANNIE. So glaub's mir meinethalben nicht!

MAX. Na, Annie ... erzählen Sie uns doch die Geschichte ... Wissen Sie — ganz — oder gar nicht! — Wenn Sie schon in Frieden auseinandergehen wollen — so müssen Sie ihm das doch noch zuliebe tun, dem Anatol ...

ANATOL. Ich erzähle dir dann auch was ...

ANNIE. Na ... angefangen hat's halt so ... *Kellner tritt ein ...*

ANATOL. Erzähle nur — erzähle nur ... *Setzt sich zu ihr.*

ANNIE. Das sind vielleicht jetzt vierzehn Tage ... oder länger, da hat er mir ein paar Rosen gegeben — beim Ausgangstürl ... Ich hab' lachen müssen! — Ganz schüchtern hat er dabei ausgeschaut —

ANATOL. Warum hast du mir nichts davon erzählt —

ANNIE. Davon? — Na, da hätt' ich viel zu erzählen gehabt!

Kellner ab.

ANATOL. Also weiter — weiter!

ANNIE. ... Dann ist er bei den Proben immer so merkwürdig um mich herum geschlichen — na — und das hab' ich bemerkt — und anfangs hat's mich geärgert — und dann hat's mich g'freut —

ANATOL. Höchst einfach ...

ANNIE. Na ... und dann haben wir gesprochen — und da hat mir alles so gut an ihm gefallen —

ANATOL. Worüber habt ihr denn gesprochen? —

ANNIE. Alles mögliche — wie s' ihn aus der Schul' hinausg'worfen haben — und wie er dann in eine Lehr' hätte kommen sollen — na — und wie das Theaterblut in ihm zu wurl'n ang'fangen hat ...

ANATOL. So ... und von alledem hab' ich nie etwas gehört ...

ANNIE. Na ... und dann is heraus 'kommen, daß wir zwei, wie wir Kinder waren, zwei Häuser weit voneinander g'wohnt haben, — Nachbarsleut' waren wir —

ANATOL. Ah!! Nachbarsleute! — Das ist rührend, rührend!

ANNIE. Ja ... ja ... *Trinkt.*

ANATOL. ... Weiter!

ANNIE. Was soll's denn weiter sein? — Ich hab' dir ja schon alles gesagt! Es ist meine Bestimmung — und gegen meine Bestimmung ... kann ich nichts tun ... und ... gegen ... meine Bestimmung ... kann ... ich ... nichts ... tun ...

ANATOL. Vom heutigen Abend will ich was wissen —

ANNIE. Na ... was denn — *Ihr Kopf sinkt herab.*

MAX. Sie schläft ja ein —

ANATOL. Weck' sie auf! — Stelle den Wein aus ihrer Nähe! ... Ich muß wissen, was es heute abend gegeben hat — Annie — Annie!

ANNIE. Heut abend ... hat er mir g'sagt — daß er — mich — gern — hat!

ANATOL. Und du —

ANNIE. Ich hab' g'sagt — daß es mich freut —

und weil ich ihn nicht betrügen will — so sag' ich dir: Adieu —

ANATOL. Weil du ihn nicht betrügen willst!! — Also nicht meinetwegen —? ... Seinetwegen!?

ANNIE. Na, was denn! — Dich hab' ich ja nimmer gern!

ANATOL. Na, gut! — Glücklicherweise geniert mich das alles nicht mehr ...!

ANNIE. So!?

ANATOL. Auch ich bin in der angenehmen Lage — auf deine fernere Liebenswürdigkeit verzichten zu können!

ANNIE. So ... so!

ANATOL. Ja ... ja! — Schon längst liebe ich dich nicht mehr! ... Ich liebe eine andere!

ANNIE. Haha ... haha ...

ANATOL. Längst nicht mehr! — Frag' nur den Max! — Bevor du gekommen bist — hab' ich's ihm erzählt!

ANNIE. ... So ... so ...

ANATOL. Längst nicht mehr! ... Und diese andere ist tausendmal besser und schöner ...

ANNIE. So ... so ...

ANATOL. ... Das ist ein Mädel, für das ich tausend Weiber wie dich mit Vergnügen hergebe — verstehst du —?

ANNIE lacht ...

ANATOL. Lache nicht! — Frage den Max —

ANNIE. Es ist doch zu komisch! — Mir das jetzt einreden zu wollen —

ANATOL. Es ist wahr, sag' ich dir — ich schwöre dir, daß es wahr ist! — Längst hab' ich dich nicht mehr lieb! ... Ich hab' nicht einmal an dich gedacht, während ich mit dir zusammen war — und wenn ich dich geküßt habe, so meinte ich die andere! — Die andere! — Die andere! —

ANNIE. Na — so sind wir quitt!

ANATOL. So! — Du glaubst?

ANNIE. Ja — quitt! Das ist ja ganz schön!

ANATOL. So? — Quitt sind wir nicht — oh nein — durchaus nicht! — Das ist nämlich nicht ein und dasselbe . . . was du erlebt hast . . . und ich! . . . Meine Geschichte ist etwas weniger — unschuldig . . .

ANNIE. . . . Wie? — *Ernster werdend.*

ANATOL. Ja . . . meine Geschichte hört sich ein wenig anders an —

ANNIE. Wieso ist deine Geschichte anders —?

ANATOL. Nun — ich — ich habe dich betrogen —

ANNIE steht auf. Wie? — Wie?!

ANATOL. Betrogen hab' ich dich — wie du's verdienst — Tag für Tag — Nacht für Nacht — Ich kam von ihr, wenn ich dich traf — und ging zu ihr, wenn ich dich verließ —

ANNIE. . . . Infam . . . Das ist . . . infam!!

Geht zum Kleiderständer, wirft Regenmantel und Boa um. —

ANATOL. Man kann sich bei Euresgleichen nicht genug eilen — sonst kommt ihr einem zuvor! . . . Na, zum Glück hab' ich keine Illusionen . . .

ANNIE. Da sieht man es wieder! — Ja!!

ANATOL. Ja . . . sieht man es, nicht wahr? Jetzt sieht man es!

ANNIE. Daß so ein Mann hundertmal rücksichtsloser ist als ein Frauenzimmer —

ANATOL. Ja, man sieht's! — So rücksichtslos war ich . . . ja!

ANNIE hat nun die Boa um den Hals geschlungen und nimmt Hut und Handschuhe in die Hand, stellt sich vor Anatol hin. — Ja . . . rücksichtslos! — Das . . . hab' ich dir doch nicht gesagt! *Will gehen.*

ANATOL. Wie?! *Ihr nach.*

MAX. So laß sie! — Du wirst sie doch nicht am Ende aufhalten! —

ANATOL. „Das"! — hast du mir nicht gesagt? — Was!? — Daß du . . . Daß du . . . daß —

ANNIE bei der Türe. Nie hätte ich es dir gesagt . . . nie! . . . So rücksichtslos kann nur ein Mann sein —

KELLNER kommt mit einer Creme. — Oh —

ANATOL. Geh'n Sie zum Teufel mit Ihrer Creme!

ANNIE. ... Wie!? Vanillencreme!! ... So! —

ANATOL. Du wagst es noch! —

MAX. Laß sie doch! — Sie muß ja von der Creme Abschied nehmen — für ewig —!

ANNIE. Ja ... mit Freuden! — Vom Bordeaux, vom Champagner — von den Austern — und ganz besonders von dir, Anatol —! *Plötzlich, von der Türe weg, mit einem ordinären Lächeln, geht sie zur Zigarettenschachtel, die auf dem Trumeau steht, und stopft sich eine Handvoll Zigaretten in die Tasche.* Nicht für mich! — Die bring' ich ihm! *Ab.*

ANATOL ihr nach, bleibt bei der Türe stehen ...

MAX rubig. Na ... siehst du ... es ist ganz leicht gegangen! ...

Vorhang.

ANATOL, MAX, ELSE.

Anatols Zimmer. Beginn der Abenddämmerung. Das Zimmer ist eine Weile leer, dann treten Anatol und Max ein.

MAX. So . . . nun bin ich richtig noch mit dir da heraufgegangen!

ANATOL. Bleib noch ein wenig.

MAX. Ich denke doch, daß ich dich störe?

ANATOL. Ich bitte dich, bleibe! Ich habe gar keine Lust, allein zu sein — und wer weiß, ob sie überhaupt kommt!

MAX. Ah!

ANATOL. Siebenmal unter zehn warte ich vergebens!

MAX. Das hielte ich nicht aus!

ANATOL. Und manchmal muß man die Ausreden glauben — ach, sie sind sogar wahr.

MAX. Alle siebenmal?

ANATOL. Was weiß ich denn! . . . Ich sage dir, es gibt nichts Entsetzlicheres, als der Liebhaber einer verheirateten Frau zu sein!

MAX. Oh doch . . . ihr Gatte wär' ich zum Beispiel weniger gern!

ANATOL. Nun dauert das schon — wie lange nur —? — Zwei Jahre — ach was! — mehr! — Im Fasching waren es schon so viel — und das ist nun der dritte „Frühling unserer Liebe" . . .

MAX. Was hast du denn!

ANATOL hat sich noch mit Überzieher und Stock in einen Fauteuil geworfen, der am Fenster steht. — Ach, ich bin müde, — ich bin nervös, ich weiß nicht, was ich will . . .

MAX. Reise ab!

ANATOL. Warum?

MAX. Um das Ende abzukürzen!

ANATOL. Was heißt das — das Ende!?

MAX. Ich habe dich schon manchmal so gesehen — das letzte Mal, weißt du noch, wie du dich so lange nicht entschließen konntest, einem gewissen dummen Ding den Abschied zu geben, das deine Schmerzen wahrhaftig nicht wert war.

ANATOL. Du meinst, ich liebe sie nicht mehr . . .?

MAX. Oh! Das wäre ja vortrefflich . . . in dem Stadium leidet man nicht mehr! . . . Jetzt machst du was viel Ärgeres durch als den Tod — das Tödliche.

ANATOL. Du hast so eine Manier, einem angenehme Dinge zu sagen! — Aber du hast recht — es ist die Agonie!

MAX. Sich darüber aussprechen, hat gewiß etwas Tröstliches. Und wir brauchen nicht einmal Philosophie dazu! — Wir brauchen gar nicht ins große Allgemeine zu gehen; — es genügt schon, das Besondere sehr tief bis in seine verborgensten Keime zu begreifen.

ANATOL. Ein recht mäßiges Vergnügen, das du mir da vorschlägst.

MAX. Ich meine nur so. — Aber ich habe dir's ja den ganzen Nachmittag angesehen, schon im Prater unten, wo du blaß und langweilig warst wie die Möglichkeit.

ANATOL. Sie wollte heute hinunterfahren.

MAX. Du warst aber froh, daß uns ihr Wagen nicht begegnete, weil du gewiß jenes Lächeln nicht mehr zur Verfügung hast, mit dem du sie vor zwei Jahren begrüßtest.

ANATOL steht auf. Wie kommt das nur! — Sag' mir, wie kommt das nur —? — Also steht mir das wieder einmal bevor — dieses allmähliche, langsame, unsagbare traurige Verglimmen? — Du ahnst nicht, wie ich davor schaudere —!

MAX. Drum sage ich ja: Reise ab! — Oder habe den Mut, ihr die ganze Wahrheit zu sagen.

ANATOL. Was denn? Und wie?

MAX. Nun, ganz einfach: Daß es aus ist.

ANATOL. Auf diese Arten von Wahrheit brauchen wir uns nicht viel zugute tun; das ist ja doch nur die brutale Aufrichtigkeit ermüdeter Lügner.

MAX. Natürlich! Lieber verbergt ihr es mit tausend Listen voreinander, daß ihr euch nicht mehr dieselben seid, die ihr wart, als mit einem raschen Entschluß auseinander zu gehen. Warum denn nur? —

ANATOL. Weil wir es ja selbst nicht glauben. Weil es mitten in dieser unendlichen Ödigkeit der Agonie sonderbare täuschende, blühende Augenblicke gibt, in denen alles schöner ist als je zuvor . . .! Nie haben wir eine größere Sehnsucht nach Glück als in diesen letzten Tagen einer Liebe — und wenn da irgend eine Laune, irgend ein Rausch, irgend ein Nichts kommt, das sich als Glück verkleidet, so wollen wir nicht hinter die Maske sehen . . . Da kommen dann die Augenblicke, in denen man sich schämt, daß man alle die Süßigkeiten geendet glaubte — da bittet man einander so vieles ab, ohne es in Worten zu sagen. — Man ist so ermattet von der Angst des Sterbens — und nun ist plötzlich das Leben wieder da — heißer, glühender als je — und trügerischer als je! —

MAX. Vergiß nur eines nicht: Dieses Ende beginnt oft früher, als wir ahnen! — Es gibt manches Glück, das mit dem ersten Kuß zu sterben begann. — Weißt du nichts von den schwer Kranken, die sich für gesund halten bis zum letzten Augenblick —?

ANATOL. Zu diesen Glücklichen gehöre ich nicht! — Das steht fest! — Ich bin stets ein Hypochonder der Liebe gewesen . . . Vielleicht waren meine Gefühle nicht einmal so krank, als ich sie glaubte — um so ärger! — Mir ist manchmal, als werde die Sage vom bösen Blick an mir wahr . . . Nur ist der meine nach innen gewandt, und meine besten Empfindungen siechen vor ihm hin.

MAX. Dann muß man eben den Stolz seines bösen Blickes haben.

ANATOL. Ach nein, ich beneide ja doch die andern! Weißt du — die Glücklichen, für die jedes Stück Leben ein neuer Sieg ist! — Ich muß mir immer vornehmen, mit etwas fertig zu werden; ich mache Haltestellen, — ich überlege, ich raste, ich schleppe mit —! Jene andern überwinden spielend, im Erleben selbst; ... es ist für sie ein und dasselbe.

MAX. Beneide sie nicht, Anatol — sie überwinden nicht, sie gehen nur vorbei!

ANATOL. Ist nicht auch das ein Glück —? — Sie haben wenigstens nicht dieses seltsame Gefühl der Schuld, welches ja das Geheimnis unserer Trennungsschmerzen ist.

MAX. Welcher Schuld denn? —

ANATOL. Hatten wir nicht die Verpflichtung, die Ewigkeit, die wir ihnen versprachen, in die paar Jahre oder Stunden hineinzulegen, in denen wir sie liebten? Und wir konnten es nie! nie! — Mit diesem Schuldbewußtsein scheiden wir von jeder — und unsere Melancholie bedeutet nichts als ein stilles Eingeständnis. Das ist eben unsere letzte Ehrlichkeit! —

MAX. Zuweilen auch unsere erste ...

ANATOL. Und das tut alles so weh. —

MAX. Mein Lieber, für dich sind diese lang dauernden Verhältnisse überhaupt nicht gut ... Du hast eine zu feine Nase —

ANATOL. Wie soll ich das verstehen?

MAX. Deine Gegenwart schleppt immer eine ganze schwere Last von unverarbeiteter Vergangenheit mit sich ... Und nun fangen die ersten Jahre deiner Liebe wieder einmal zu vermodern an, ohne daß deine Seele die wunderbare Kraft hätte, sie völlig auszustoßen. — Was ist nun die natürliche Folge —? — Daß auch um die gesundesten und blühendsten Stunden deines Jetzt ein Duft dieses Moders fließt — und die Atmosphäre deiner Gegenwart unrettbar vergiftet ist.

ANATOL. Das mag wohl sein.

MAX. Und darum ist ja ewig dieser Wirrwarr von

Einst und Jetzt und Später in dir; es sind stete, unklare Übergänge! Das Gewesene wird für dich keine einfache starre Tatsache, indem es sich von den Stimmungen loslöst, in denen du es erfahren — nein, die Stimmungen bleiben schwer darüber liegen, sie werden nur blässer und welker — und sterben ab.

ANATOL. Nun ja. Und aus diesem Dunstkreis kommen die schmerzlichen Düfte, die so oft über meine besten Augenblicke ziehen. — Vor denen möchte ich mich retten.

MAX. Ich bemerke zu meinem größten Erstaunen, daß keiner davor sicher ist, einmal etwas Erstgradiges sagen zu müssen! . . . So hab' ich jetzt etwas auf der Zunge: Sei stark, Anatol — werde gesund!

ANATOL. Du lachst ja selbst, während du's aussprichst! . . . Es ist ja möglich, daß ich die Fähigkeit dazu hätte! — Mir fehlt aber das weit Wichtigere — das Bedürfnis! — Ich fühle, wie viel mir verloren ginge, wenn ich mich eines schönen Tages „stark" fände! . . . Es gibt so viele Krankheiten und nur eine Gesundheit —! . . . Man muß immer genau so gesund wie die andern — man kann aber ganz anders krank sein wie jeder andere!

MAX. Ist das nur Eitelkeit?

ANATOL. Und wenn? — Du weißt schon wieder ganz genau, daß Eitelkeit ein Fehler ist, nicht —? . . .

MAX. Ich entnehme aus alledem einfach, daß du nicht abreisen willst.

ANATOL. Vielleicht werde ich abreisen — ja, gut! — Aber ich muß mich damit überraschen — es darf kein Vorsatz dabei sein, — der Vorsatz verdirbt alles! — Das ist ja das Entsetzliche bei diesen Dingen, daß man — den Koffer packen, einen Wagen holen lassen — ihm sagen muß — zum Bahnhof!

MAX. Das besorge ich dir alles! *Da Anatol rasch zum Fenster gegangen und hinausgesehen hat.* — Was hast du denn? —

ANATOL. Nichts . . .

MAX. ... Ach ja ... ich vergaß ganz. — Ich gehe schon.

ANATOL. ... Siehst du — in diesem Momente ist mir wieder —?

MAX. —

ANATOL. Als betete ich sie an!

MAX. Dafür gibt es eine sehr einfache Erklärung, die nämlich: Daß du sie wirklich anbetest — in diesem Augenblick!

ANATOL. Leb' wohl, also — den Wagen bestelle noch nicht!

MAX. Sei nicht gar so übermütig! — Der Triester Schnellzug geht erst in vier Stunden ab — und das Gepäck läßt sich nachschicken —

ANATOL. Danke bestens!

MAX an der Türe. Ich kann unmöglich ohne Aphorisma abgehen!

ANATOL. Bitte?

MAX. Das Weib ist ein Rätsel!

ANATOL. Oh!!!

MAX. Aber ausreden lassen! Das Weib ist ein Rätsel: — So sagt man! Was für ein Rätsel wären wir erst für das Weib, wenn es vernünftig genug wäre, über uns nachzudenken?

ANATOL. Bravo, bravo!

MAX verbeugt sich und geht ab.

ANATOL eine Weile allein, geht im Zimmer hin und her; dann setzt er sich wieder zum Fenster, raucht eine Zigarette. Die Töne einer Geige klingen aus dem oberen Stockwerk herab — Pause — dann hört man Schritte im Korridor ... Anatol wird aufmerksam, steht auf, legt die Zigarette in einen Aschenbecher und geht der eben eintretenden, tief verschleierten Else entgegen.

ANATOL. Endlich! —

ELSE. Es ist schon spät ... ja, ja! *Sie legt Hut und Schleier ab.* — Ich konnte nicht früher — unmöglich! —

ANATOL. Hättest du mich nicht verständigen können? — Das Warten macht mich so nervös! — Aber — du bleibst —?

ELSE. Nicht lange, Engel — mein Mann —

ANATOL wendet sich verdrossen ab.

ELSE. Schau — wie du wieder bist! — Ich kann doch nichts dafür!

ANATOL. Nun ja — du hast ja recht! — Es ist schon einmal so — und man muß sich fügen . . . Komm mein Schatz — hierher! . . . *Sie treten zum Fenster.*

ELSE. Man könnte mich sehen! —

ANATOL. Es ist ja dunkel — und der Vorhang hier verbirgt uns! Es ist so ärgerlich, daß du nicht lange bleiben kannst! — Ich habe dich schon zwei Tage nicht gesehen! — Und auch das letzte Mal waren es nur ein paar Minuten!

ELSE. Liebst du mich denn —?

ANATOL. Ach, du weißt es ja — du bist alles, alles für mich! . . . Immer mit dir zu sein —

ELSE. Ich bin auch so gerne bei dir! —

ANATOL. Komm . . . *zieht sie neben sich auf den Fauteuil* — Deine Hand! *Führt sie an die Lippen* . . . Hörst du den Alten da oben spielen? — Schön — nicht wahr —?

ELSE. Mein Schatz!

ANATOL. Ach ja — so mit dir am Comosee . . . oder in Venedig —

ELSE. Da war ich auf meiner Hochzeitsreise —

ANATOL mit verbissenem Ärger. Mußtest du das jetzt sagen?

ELSE. Aber ich liebe ja nur dich! Habe nur dich geliebt! Nie einen andern — und gar meinen Mann —

ANATOL die Hände faltend. Ich bitte dich! — Kannst du dich denn nicht wenigstens sekundenlang unverheiratet denken? — Schlürfe doch den Reiz dieser Minute — denke doch, wir zwei sind allein auf der Welt . . . *Glockenschläge.*

ELSE. Wie spät —?

ANATOL. Else, Else — frage nicht! — Vergiß, daß es andere gibt — du bist ja bei mir!

ELSE zärtlich. Hab' ich nicht genug für dich vergessen? —

ANATOL. Mein Schatz — *ihr die Hand küssend.*

ELSE. Mein lieber Anatol —

ANATOL weich. Was denn schon wieder, Else —?

ELSE deutet durch eine Handbewegung und lächelnd an, daß sie gehen muß.

ANATOL. Du meinst?

ELSE. Ich muß fort!

ANATOL. Du mußt?

ELSE. Ja.

ANATOL. Mußt —? Jetzt — jetzt —? — So geh! *Entfernt sich von ihr.*

ELSE. Man kann mit dir nicht reden —

ANATOL. Man kann mit mir nicht reden! *Im Zimmer hin und her.* — Und du begreifst nicht, daß mich dieses Leben rasend machen muß? —

ELSE. Das ist mein Dank!

ANATOL. Dank, Dank! — Wofür Dank? — Hab' ich dir nicht ebenso viel geschenkt wie du mir? — Lieb' ich dich weniger als du mich? — Mache ich dich weniger glücklich als du mich? — Liebe — Wahnsinn — Schmerz —! Aber Dankbarkeit? — Wie kommt das dumme Wort her? —

ELSE. Also gar keinen — kein bißchen Dank verdiene ich von dir? — Ich, die dir alles geopfert?

ANATOL. Geopfert? — Ich will kein Opfer — und war es eines, so hast du mich nie geliebt.

ELSE. Auch das noch? ... Ich liebe ihn nicht — ich, die den Mann für ihn verrät — ich, ich — liebe ihn nicht!

ANATOL. Das hab' ich doch nicht gesagt!

ELSE. O, was hab' ich getan!

ANATOL vor ihr stehenbleibend. O, was hab' ich getan! — Diese herrliche Bemerkung hat eben noch gefehlt! — Was du getan hast? Ich will es dir sagen ... du warst ein dummer Backfisch vor sieben Jahren — dann hast du einen Mann geheiratet, weil man eben heiraten muß. — Du hast deine Hochzeitsreise gemacht ... du warst glücklich ... in Venedig —

ELSE. Niemals! —

ANATOL. Glücklich — in Venedig — am Comosee — es war jedoch auch Liebe — in gewissen Momenten wenigstens.

ELSE. Niemals!

ANATOL. Wie? — Hat er dich nicht geküßt — nicht umarmt? — Warst du nicht sein Weib? — Dann kamt ihr zurück — und es wurde dir langweilig — selbstverständlich — denn du bist schön — elegant — und eine Frau —! Und er ist ganz einfach ein Dummkopf! — Nun kamen die Jahre der Koketterie . . . ich nehme an, der Koketterie allein! — Geliebt hast du noch keinen vor mir, sagst du. Nun, beweisen läßt sich das nicht — aber ich nehme es an; weil mir das Gegenteil unangenehm wäre.

ELSE. Anatol! Koketterie! Ich! —

ANATOL. Ja . . . Koketterie! Und was das heißt, kokett sein? Lüstern und verlogen zugleich!

ELSE. Das war ich? —

ANATOL. Ja . . . du! — Dann kamen die Jahre des Kampfes — du schwanktest! — Soll ich niemals meinen Roman erleben? — Du wurdest immer schöner — dein Mann immer langweiliger, dümmer und häßlicher . . .! Schließlich mußte es kommen — und du nahmst dir einen Liebhaber. Dieser Liebhaber bin zufällig ich!

ELSE. Zufällig . . . du!

ANATOL. Ja, zufällig ich — denn, wäre ich nicht — so wäre eben ein anderer da gewesen! — Du hast dich in deiner Ehe unglücklich gefühlt oder nicht glücklich genug — und wolltest geliebt sein. Du hast ein bißchen mit mir geflirtet, hast von der *grande passion* gefaselt — und eines schönen Tages, als du eine deiner Freundinnen betrachtetest, die im Wagen an dir vorbeifuhr, oder vielleicht eine Kokette, die in einer Loge neben euch saß, da hast du dir eben gedacht: Warum soll ich nicht auch mein Vergnügen haben! — Und so bist du meine Geliebte geworden! — — Das hast du

getan! — Das ist alles — und ich sehe nicht ein, warum du große Phrasen brauchst für dieses kleine Abenteuer.

ELSE. Anatol — Anatol! — Abenteuer?! —

ANATOL. Ja!

ELSE. Nimm zurück, was du gesagt — ich beschwöre dich! —

ANATOL. Was hab' ich denn da zurückzunehmen — was ist's denn anderes für dich —?

ELSE. Du glaubst das wirklich —?

ANATOL. Ja!

ELSE. Nun — so muß ich gehen!

ANATOL. Geh — ich halte dich nicht. *Pause.*

ELSE. Du schickst mich weg? —

ANATOL. Ich — schicke dich weg — Vor zwei Minuten sagtest du ja — „Ich muß fort!"

ELSE. Anatol — ich muß es ja —! Siehst du's denn nicht ein —

ANATOL entschlossen. Else!

ELSE. Was denn?

ANATOL. Else — du liebst mich —? So sagst du —

ELSE. Ich sage es — Um Himmels willen — was für Beweise verlangst du denn eigentlich von mir —?

ANATOL. Willst du es wissen —? Gut! — Vielleicht werde ich dir glauben können, daß du mich liebst . . .

ELSE. Vielleicht? — Das sagst du heute!

ANATOL. Du liebst mich —?

ELSE. Ich bete dich an —

ANATOL. So — bleibe bei mir!

ELSE. Wie? —

ANATOL. Fliehe mit mir — Ja? — mit mir — in eine andere Stadt — in eine andere Welt — ich will mit dir allein sein!

ELSE. Was fällt dir denn ein —?

ANATOL. Was mir „einfällt" —? Das einzig Natürliche — ja! — Wie kann ich dich denn nur fortgehen

lassen — zu ihm — wie habe ich es nur jemals können? — Ja — wie bringst du es denn eigentlich über dich — du! die mich „anbetet"! — Wie? Aus meinen Armen weg, von meinen Küssen versengt, kommst du in jenes Haus zurück, das dir ja fremd geworden, seit du mir gehörst? — Nein — nein — wir haben uns so darein gefunden — wir haben nicht daran gedacht, wie ungeheuerlich es ist! Es ist ja unmöglich, daß wir so weiter leben können — — Else, Else, du kommst mit mir! — Nun . . . du schweigst — Else! — Nach Sizilien . . . wohin du willst — übers Meer meinetwegen — Else!

ELSE. — Was redest du nur?

ANATOL. Niemand mehr zwischen dir und mir — übers Meer, Else! — und wir werden allein sein —

ELSE. Übers Meer —?

ANATOL. Wohin du willst! . . .

ELSE. Mein liebes, teures . . . Kind . . .

ANATOL. Zögerst du —?

ELSE. Schau', Liebster — wozu brauchen wir denn das eigentlich —?

ANATOL. Was?

ELSE. Das Wegreisen — es ist ja gar nicht nötig. . . . Wir können uns doch auch in Wien beinahe so oft sehen, als wir wollen —

ANATOL. Beinahe so oft, als wir wollen. — Ja ja . . . wir . . . haben's gar nicht nötig . . .

ELSE. Das sind Phantastereien . . .

ANATOL. . . . Du hast recht . . . *Pause.*

ELSE. . . . Bös —? *Glockenschläge.*

ANATOL. Du mußt gehen!

ELSE. . . . Um Himmels willen — so spät ist es geworden . . .!

ANATOL. Nun — so geh doch . . .

ELSE. Auf morgen — ich werde schon um sechs Uhr bei dir sein!

ANATOL. . . . Wie du willst!

ELSE. Du küssest mich nicht —?

ANATOL. O ja . . .

ELSE. Ich werde dich schon wieder gut machen . . . morgen! —

ANATOL begleitet sie zur Tür. Adieu!

ELSE bei der Türe. Noch einen Kuß!

ANATOL. Warum nicht — da! *Er küßt sie; sie geht.*

ANATOL wieder zurück ins Zimmer. Nun habe ich sie mit diesem Kuß zu dem gemacht, was sie zu sein verdient . . . zu einer mehr! *Er schüttelt sich.* Dumm, dumm . . .!

Vorhang.

ANATOL, MAX, ILONA, FRANZ (Diener).

Geschmackvoll eingerichtetes Junggesellenzimmer: die Türe rechts führt ins Vorzimmer; die Türe links, zu deren Seiten Vorhänge herabfallen, ins Schlafgemach.

ANATOL kommt im Morgenanzug auf den Zehenspitzen aus dem Zimmer links und macht die Türe leise zu. Er setzt sich auf eine Chaiselongue und drückt auf einen Knopf; es klingelt.

FRANZ erscheint von rechts und geht, ohne Anatol zu bemerken, zur Türe links.

ANATOL merkt es anfangs nicht, läuft ihm dann nach und hält ihn dann zurück, die Türe zu öffnen. Was schleichst du denn so? Ich habe dich gar nicht gehört!

FRANZ. Was befehlen Euer Gnaden?

ANATOL. Den Samowar!

FRANZ. Jawohl. *Ab.*

ANATOL. Leise, du Dummkopf! Kannst du nicht leiser auftreten? *Geht auf den Fußspitzen zur Türe links, öffnet sie ein wenig.* Sie schläft!... Noch immer schläft sie! *Schließt die Türe.*

FRANZ kommt mit dem Samowar. Zwei Tassen, gnädiger Herr?

ANATOL. Jawohl! *Es läutet....* Sieh hinaus! Wer kommt denn da in aller Frühe? *Franz ab.*

ANATOL. Ich bin heute entschieden nicht in der Stimmung zum Heiraten. Ich möchte absagen.

FRANZ öffnet die Türe rechts, durch die Max hereintritt.

MAX herzlich. Mein lieber Freund!

ANATOL. Pst... Stille!... Noch eine Tasse, Franz!

MAX. Es stehen ja schon zwei Tassen da!

ANATOL. Noch eine Tasse, Franz — und hinaus. *Franz ab.* So... und jetzt, mein Lieber, was führt dich um acht Uhr morgens zu mir her?

MAX. Es ist zehn!

ANATOL. Also was führt dich um zehn Uhr morgens zu mir her?

MAX. Meine Vergeßlichkeit.

ANATOL. Leiser . . .

MAX. Ja warum denn eigentlich? Bist du nervös?

ANATOL. Ja, sehr!

MAX. Du solltest aber heute nicht nervös sein.

ANATOL. Was willst du also?

MAX. Du weißt, ich bin heute Zeuge bei deiner Hochzeit; deine reizende Cousine Alma ist meine Dame!

ANATOL tonlos. Zur Sache.

MAX. Nun — ich habe vergessen, das Bukett zu bestellen, und weiß in diesem Augenblicke nicht, was für eine Toilette Fräulein Alma tragen wird. Wird sie weiß, rosa, blau oder grün erscheinen?

ANATOL ärgerlich. Keinesfalls grün!

MAX. Warum keinesfalls grün?

ANATOL. Meine Cousine trägt nie grün.

MAX pikiert. Das kann ich doch nicht wissen!

ANATOL wie oben. Schrei nicht so! Das läßt sich alles in Ruhe abmachen.

MAX. Also du weißt gar nicht, was für eine Farbe sie heute tragen wird?

ANATOL. Rosa oder blau!

MAX. Das sind aber ganz verschiedene Dinge.

ANATOL. Ach, rosa oder blau, ist ganz gleichgültig!

MAX. Aber für mein Bukett ist das durchaus nicht gleichgültig!

ANATOL. Bestelle zwei; das eine kannst du dir dann ins Knopfloch stecken.

MAX. Ich bin nicht hergekommen, um deine schlechten Witze anzuhören.

ANATOL. Ich werde heute um zwei Uhr einen noch schlechteren machen!

MAX. Du bist recht gut aufgelegt an deinem Hochzeitsmorgen.

ANATOL. Ich bin nervös!

MAX. Du verschweigst mir etwas.

ANATOL. Nichts!

ILONAS STIMME aus dem Schlafzimmer. Anatol!

MAX sieht Anatol überrascht an.

ANATOL. Entschuldige mich einen Augenblick. *Geht zur Türe des Schlafzimmers und verschwindet einen Moment in demselben; Max sieht ihm mit weit offenen Augen nach; Anatol küßt Ilona bei der Türe, ohne daß es Max sehen kann, schließt die Türe und tritt wieder zu Max.*

MAX entrüstet. So was tut man nicht!

ANATOL. Höre, lieber Max, und dann urteile.

MAX. Ich höre eine weibliche Stimme und urteile: Du fängst früh an, deine Frau zu betrügen!

ANATOL. Setze dich nieder und höre mich an, du wirst gleich anders reden.

MAX. Niemals. Ich bin gewiß kein Tugendspiegel; aber so was . . .!

ANATOL. Du willst mich nicht anhören?

MAX. Erzähle! Aber rasch; ich bin zu deiner Trauung eingeladen. *Beide sitzen.*

ANATOL traurig. Ach ja!

MAX ungeduldig. Also.

ANATOL. Also . . . Also gestern war Polterabend bei meinen zukünftigen Schwiegereltern.

MAX. Weiß ich; war dort!

ANATOL. Ja richtig, du warst dort. Es waren überhaupt eine Menge Leute dort! Man war sehr aufgeräumt, trank Champagner, sprach Toaste . . .

MAX. Ich auch . . . auf dein Glück!

ANATOL. Ja, du auch . . . auf mein Glück! *Drückt ihm die Hand.* Ich danke dir.

MAX. Tatest du bereits gestern.

ANATOL. Man war also sehr lustig bis Mitternacht . . .

MAX. Ist mir bekannt.

ANATOL. Einen Augenblick kam es mir vor, als wäre ich glücklich.

MAX. Nach deinem vierten Glas Champagner.

ANATOL traurig. Nein — erst nach dem sechsten . . . es ist traurig, und ich kann es kaum begreifen.

MAX. Wir haben genug davon gesprochen.

ANATOL. Auch jener junge Mensch war dort, von dem ich sicher weiß, daß er die Jugendliebe meiner Braut war.

MAX. Ach, der junge Ralmen.

ANATOL. Ja — so eine Art Dichter glaub' ich. Einer von denen, die dazu bestimmt scheinen, zwar die erste Liebe von so mancher, doch von keiner die letzte zu bedeuten.

MAX. Ich zöge vor, du kämest zur Sache.

ANATOL. Er war mir eigentlich ganz gleichgültig; im Grunde lächelte ich über ihn . . . Um Mitternacht ging die Gesellschaft auseinander. Ich nahm von meiner Braut mit einem Kusse Abschied. Auch sie küßte mich . . . kalt . . . Während ich die Stiege hinunterschritt, fröstelte mich.

MAX. Aha . . .

ANATOL. Beim Tore gratulierte mir noch der und jener. Onkel Eduard war betrunken und umarmte mich. Ein Doktor der Rechte sang ein Studentenlied. Die Jugendliebe, der Dichter mein' ich, verschwand mit aufgestecktem Kragen in einer Seitengasse. Einer neckte mich. Ich würde nun gewiß vor den Fenstern der Geliebten den Rest der Nacht spazieren wandeln. Ich lächelte höhnisch . . . Es hatte zu schneien begonnen. Die Leute zerstreuten sich allmählich . . ich stand allein . . .

MAX bedauernd. Hm . . .

ANATOL wärmer. Ja, stand allein auf der Straße — in der kalten Winternacht, während der Schnee in großen Flocken um mich wirbelte. Es war gewissermaßen . . . schauerlich.

MAX. Ich bitte dich — sage endlich, wohin du gingst?

ANATOL groß. Ich mußte hingehen — — — auf die Redoute!

MAX. Ah!

ANATOL. Du staunst, wie —?

MAX. Nun kann ich mir das Folgende denken.

ANATOL. Doch nicht, mein Freund — — als ich so dastand in der kalten Winternacht —

MAX. Fröstelnd . . .!

ANATOL. Frierend! Da kam es wie ein gewaltiger Schmerz über mich, daß ich von nun an kein freier Mann mehr sein, daß ich meinem süßen, tollen Junggesellenleben Ade sagen sollte für immerdar! Die letzte Nacht, sagte ich mir, in der du nach Hause kommen kannst, ohne gefragt zu werden: Wo warst du . . .? Die letzte Nacht der Freiheit, des Abenteuerns . . . vielleicht der Liebe!

MAX. Oh! —

ANATOL. Und so stand ich mitten im Gewühl. Um mich herum knisterten Seiden- und Atlaskleider, glühten Augen, nickten Masken, dufteten die weißen glänzenden Schultern — atmete und tollte der ganze Karneval. Ich stürzte mich in dieses Treiben, ließ es um meine Seele brausen. Ich mußte es einsaugen, mußte mich darin baden! . . .

MAX. Zur Sache . . . Wir haben keine Zeit.

ANATOL. Ich werde so durch die Menge hindurch geschoben, und nachdem ich früher meinen Kopf berauscht, berausche ich nun meinen Atem mit all den Parfüms, die um mich wallen. Es strömte auf mich ein, wie nie zuvor. Mir, ja mir ganz persönlich gab der Fasching ein Abschiedsfest.

MAX. Ich warte auf den dritten Rausch . . .

ANATOL. Er kam . . . der Rausch des Herzens . . .!

MAX. Der Sinne!

ANATOL. Des Herzens . . .! Nun ja, der Sinne: . . . Erinnerst du dich an Katharine . . .?

MAX laut. Oh, an Katharine . . .

ANATOL. Pst . . .

MAX auf die Schlafstubentür deutend. Ach . . . ist sie es?

ANATOL. Nein — sie ist es eben nicht. Aber sie

war auch dort — und dann eine reizende brünette Frau, deren Name ich nicht nenne . . . und dann die kleine blonde Lizzie vom Theodor — aber der Theodor war nicht dort — und so weiter. Ich erkannte sie alle trotz ihrer Masken — an der Stimme, am Gang, an irgend einer Bewegung. Aber sonderbar . . . Gerade eine erkannte ich nicht gleich. Ich verfolgte sie oder sie mich. Ihre Gestalt war mir so bekannt. Jedenfalls trafen wir immerfort zusammen. Beim Springbrunnen, beim Büfett, neben der Proszeniumsloge . . . immerfort! Endlich hatte sie meinen Arm, und ich wußte, wer sie war! *Auf die Schlafzimmertür deutend.* Sie.

MAX. Eine alte Bekannte?

ANATOL. Aber Mensch, ahnst du es denn nicht? Du weißt doch, was ich ihr vor sechs Wochen erzählt habe, als ich mich verlobte . . . das alte Märchen: Ich reise ab, bald komme ich wieder, ich werde dich ewig lieben.

MAX. Ilona . . .?

ANATOL. Pst . . .

MAX. Nicht Ilona . . .?

ANATOL. Ja — aber eben darum still! Du bist also wieder da, flüstert sie mir ins Ohr. Ja, erwidere ich schlagfertig. Wann gekommen? — Heute abend. — Warum nicht früher geschrieben? — Keine Postverbindung. — Wo denn? — Unwirtliches Dorf. — Aber jetzt . . .? — Glücklich, wieder da, treu gewesen. — Ich auch — ich auch — Seligkeit, Champagner und wieder Seligkeit. —

MAX. Und wieder Champagner.

ANATOL. Nein — kein Champagner mehr. — Ach, wie wir dann im Wagen nach Hause fuhren . . . wie früher. Sie lehnte sich an meine Brust. Nun wollen wir uns nie wieder trennen — sagte sie . . .

MAX steht auf. Wach' auf, mein Freund, und sieh, daß du zu Ende kommst.

ANATOL. „Niemals trennen" — — — *aufstehend.* Und heute um zwei Uhr heirate ich!

MAX. Eine andere.

ANATOL. Nun ja; man heiratet immer eine andere.

MAX auf die Uhr schauend. Ich glaube, es ist die höchste Zeit. *Bezeichnende Bewegung, Anatol möge Ilona entfernen.*

ANATOL. Ja, ja, ich will sehen, ob sie bereit ist. *Zur Türe, bleibt davor stehen, wendet sich zu Max.* Ist es nicht eigentlich traurig?

MAX. Es ist unmoralisch.

ANATOL. Ja, aber auch traurig.

MAX. Geh endlich.

ANATOL zur Türe des Nebenzimmers.

ILONA steckt den Kopf heraus, tritt, in einen eleganten Domino gehüllt, heraus. Es ist ja nur Max!

MAX sich verbeugend. Nur Max.

ILONA zu Anatol. Und du sagst mir gar nichts. — Ich dachte, es sei ein Fremder, sonst wäre ich schon längst bei euch gewesen. Wie geht es Ihnen, Max? Was sagen Sie zu diesem Schlingel?

MAX. Ja, das ist er.

ILONA. Sechs Wochen weine ich um ihn ... Er war ... wo warst du nur?

ANATOL mit einer großen Handbewegung. Dort wo — —

ILONA. Hat er Ihnen auch nicht geschrieben? Aber jetzt hab' ich ihn wieder. *Seinen Arm nehmend ...* jetzt gibt es keine Abreise mehr ... keine Trennung. Gib mir einen Kuß!

ANATOL. Aber ...

ILONA. Ach, Max gilt nichts. *Küßt Anatol.* Aber du machst ja ein Gesicht! ... Nun werde ich euch den Tee einschenken und mir auch, wenn's erlaubt ist.

ANATOL. Bitte ...

MAX. Liebe Ilona, ich kann leider die Einladung, mit Ihnen zu frühstücken, nicht annehmen ... und ich begreife auch nicht ...

ILONA macht sich mit dem Samowar zu schaffen. Was begreifen Sie nicht?

MAX. Anatol sollte eigentlich auch ...

ILONA. Was sollte Anatol —?

MAX zu Anatol. Du solltest eigentlich schon — —

ILONA. Was sollte er?

MAX. Du solltest schon in Toilette sein!

ILONA. Ach, seien Sie doch nicht lächerlich, Max; wir bleiben heute zu Hause; wir rühren uns nicht fort . . .

ANATOL. Liebes Kind, das wird leider nicht möglich sein . . .

ILONA. Oh, das wird schon möglich sein.

ANATOL. Ich bin eingeladen . . .

ILONA den Tee einschenkend. Sage ab.

MAX. Er kann nicht absagen.

ANATOL. Ich bin zu einer Hochzeit geladen.

MAX macht ihm ermunternde Zeichen.

ILONA. Ach, das ist ganz gleichgültig.

ANATOL. Das ist nicht ganz gleichgültig — denn ich bin sozusagen Kranzelherr.

ILONA. Liebt dich deine Dame.

MAX. Das ist doch eigentlich Nebensache.

ILONA. Aber ich liebe ihn, und das ist die Hauptsache . . . Reden Sie nicht immer drein!

ANATOL. Kind . . . ich muß fort.

MAX. Ja, er muß fort — glauben Sie ihm — er muß fort.

ANATOL. Auf ein paar Stunden mußt du mir Urlaub geben.

ILONA. Jetzt setzt euch gefälligst . . . Wie viel Stück Zucker, Max?

MAX. Drei.

ILONA zu Anatol. Du . . .?

ANATOL. Es ist wirklich die höchste Zeit.

ILONA. Wie viel Stück?

ANATOL. Du weißt ja . . . immer zwei Stück —

ILONA. Obers, Rum?

ANATOL. Rum — das weißt du ja auch!

ILONA. Rum und zwei Stück Zucker *zu Max*, der hat Prinzipien!

MAX. Ich muß gehen!

ANATOL leise. Du lässest mich allein?

ILONA. Sie werden Ihren Tee austrinken, Max!

ANATOL. Kind, ich muß mich jetzt umkleiden —!

ILONA. Um Gottes willen — wann ist denn die unglückselige Hochzeit?

MAX. In zwei Stunden.

ILONA. Sie sind wohl auch geladen?

MAX. Ja!

ILONA. Auch Kranzelherr?

ANATOL. Ja ... er auch.

ILONA. Wer heiratet denn eigentlich?

ANATOL. Du kennst ihn nicht.

ILONA. Wie heißt er denn? Es wird doch kein Geheimnis sein.

ANATOL. Es ist ein Geheimnis.

ILONA. Wie?

ANATOL. Die Trauung findet im Geheimen statt.

ILONA. Mit Kranzelherren und Kranzeldamen? Das ist ja ein Unsinn!

MAX. Nur die Eltern dürfen nichts wissen.

ILONA ihren Tee schlürfend, ruhig. Kinder, ihr lügt mich an.

MAX. Oh ich bitte.

ILONA. Weiß Gott, wo ihr heute geladen seid! ... Aber daraus wird nichts — Sie können natürlich hingehen, wo Sie wollen, lieber Max — der da aber bleibt.

ANATOL. Unmöglich, unmöglich. Ich kann bei der Hochzeit meines besten Freundes nicht fehlen.

ILONA zu Max. Soll ich ihm den Urlaub geben?

MAX. Beste, beste Ilona — Sie müssen —

ILONA. In welcher Kirche findet denn diese Trauung statt?

ANATOL unruhig. Warum fragst du?

ILONA. Ich will mir die Geschichte wenigstens ansehen.

MAX. Das geht aber nicht ...

ILONA. Warum denn?

ANATOL. Weil diese Trauung in einer ganz ... in einer ganz unterirdischen Kapelle stattfindet.

ILONA. Es führt doch ein Weg hin?

ANATOL. Nein ... das heißt — ein Weg führt natürlich hin.

ILONA. Ich möchte deine Dame sehen, Anatol. Ich bin nämlich eifersüchtig auf diese Dame. — Man kennt Geschichten von Kranzelherrn, die ihre Damen nachher geheiratet haben. Und, verstehst du, Anatol — ich will nicht, daß du heiratest.

MAX. Was würden Sie denn tun, ... wenn er heiratete?

ILONA ganz rubig. Ich würde die Trauung stören.

ANATOL. — So —?

MAX. Und wie denn das?

ILONA. Ich schwanke noch. Wahrscheinlich großer Skandal vor der Kirchentüre.

MAX. Das ist trivial.

ILONA. Oh, ich würde schon eine neue Nuance finden.

MAX. Zum Beispiel?

ILONA. Ich käme gleichfalls als Braut angefahren — mit einem Myrtenkranz — das wäre doch originell?

MAX. Äußerst ... *steht auf.* Ich muß jetzt gehen ... Adieu, Anatol!

ANATOL steht auf, entschlossen. Entschuldige, liebe Ilona; aber ich muß mich jetzt umkleiden — es ist die höchste Zeit.

FRANZ tritt ein mit einem Bukett. Die Blumen, gnädiger Herr.

ILONA. Was für Blumen?

FRANZ sieht Ilona mit einem erstaunten und etwas vertraulichen Gesicht an. ... Die Blumen, gnädiger Herr.

ILONA. Du hast noch immer den Franz? *Franz ab.* Du wolltest ihn doch hinauswerfen?

MAX. Das ist manchmal so schwer.

ANATOL bat das in Seidenpapier eingewickelte Bukett in der Hand.

ILONA. Laß sehen, was du für Geschmack hast!

MAX. Das Bukett für deine Dame?

ILONA schlägt das Seidenpapier zurück. Das ist ja ein Brautbukett!

ANATOL. Mein Gott, jetzt hat man mir das unrichtige Bukett geschickt . . Franz, Franz! *Rasch ab mit dem Bukett.*

MAX. Der arme Bräutigam wird seines erhalten.

ANATOL wieder eintretend. Er läuft schon, der Franz. —

MAX. Und jetzt müssen Sie mich entschuldigen — — ich muß gehen.

ANATOL ihn zur Türe begleitend. Was soll ich tun?

MAX. Gestehen.

ANATOL. Unmöglich.

MAX. Nun, jedenfalls komme ich wieder zurück, sobald ich kann —

ANATOL. Bitte dich — ja!

MAX. Und meine Farbe . . .

ANATOL. Blau oder rot — — ich habe so eine Ahnung — — Leb' wohl —

MAX. Adieu, Ilona! — — *Leise.* In einer Stunde bin ich wieder da!

ANATOL ins Zimmer zurück.

ILONA stürzt in seine Arme. Endlich! Oh wie glücklich ich bin. —

ANATOL mechanisch. Mein Engel!

ILONA. Wie kalt du bist.

ANATOL. Ich sagte doch soeben: Mein Engel.

ILONA. Aber mußt du denn wirklich fort zu dieser dummen Hochzeit?

ANATOL. In allem Ernst, Schatz, ich muß.

ILONA. Weißt du, ich kann dich ja in deinem Wagen bis zur Wohnung deiner Dame begleiten . . .

ANATOL. Aber was fällt dir ein. Wir wollen uns heute abend treffen; du mußt doch heute ins Theater.

ILONA. Ich sage ab.

ANATOL. Nein, nein, ich werde dich abholen. — Jetzt muß ich den Frack anziehen *sieht auf die Uhr.* Wie die Zeit vergeht. Franz, Franz!

ILONA. Was willst du denn?

ANATOL zu dem eintretenden Franz. Haben Sie in meinem Zimmer alles vorbereitet?

FRANZ. Der gnädige Herr meinen den Frack, die weiße Krawatte —

ANATOL. Nun ja —

FRANZ. Ich werde sofort — — *ins Schlafzimmer.*

ANATOL geht hin und her. Du — Ilona — also heute abend — nach dem Theater — nicht —?

ILONA. Ich möchte so gerne heute mit dir zusammenbleiben.

ANATOL. Sei doch nicht kindisch — ich habe doch auch — Verpflichtungen, du siehst es ja ein!

ILONA. Ich liebe dich, weiter sehe ich nichts ein.

ANATOL. Das ist aber durchaus notwendig.

FRANZ aus dem Schlafzimmer kommend. Es ist alles vorbereitet, gnädiger Herr. *Ab.*

ANATOL. Gut. *Geht ins Schlafzimmer, spricht hinter der Türe weiter, während Ilona auf der Szene bleibt.* Ich meine, es ist durchaus notwendig, daß du das einsiehst.

ILONA. Du kleidest dich also wirklich um?

ANATOL. Ich kann doch nicht so zur Hochzeit gehen. —

ILONA. Warum gehst du nur?

ANATOL. Fängst du schon wieder an? Ich muß.

ILONA. Also heute abend.

ANATOL. Ja. Ich werde dich an der Bühnentüre erwarten.

ILONA. Verspäte dich nur nicht!

ANATOL. Nein — warum sollte ich mich denn verspäten?

ILONA. Oh erinnere dich nur; einmal wartete ich eine ganze Stunde nach dem Theater.

ANATOL. So? Ich erinnere mich nicht. *Pause.*

ILONA geht im Zimmer umher, schaut die Decke, die Wände an. Du, Anatol, du hast ja da ein neues Bild.

ANATOL. Ja, gefällt es dir?

ILONA. Ich verstehe ja nichts von Bildern.

ANATOL. Es ist ein sehr schönes Bild.

ILONA. Hast du das mitgebracht?

ANATOL. Wieso? Woher?

ILONA. Nun, von deiner Reise.

ANATOL. Ja, richtig, von meiner Reise. Nein, übrigens, es ist ein Geschenk. *Pause.*

ILONA. Du, Anatol.

ANATOL nervös. Was denn?

ILONA. Wo warst du eigentlich?

ANATOL. Ich habe dir's schon gesagt.

ILONA. Nein, kein Wort.

ANATOL. Gestern abend habe ich dir's gesagt.

ILONA So hab' ich es wieder vergessen!

ANATOL. In der Nähe von Böhmen war ich.

ILONA. Was hast du denn in Böhmen zu tun gehabt?

ANATOL. Ich war nicht in Böhmen, nur in der Nähe —

ILONA. Ach so, du warst wohl zur Jagd geladen.

ANATOL. Ja, Hasen habe ich geschossen.

ILONA. Sechs Wochen lang?

ANATOL. Ja, ununterbrochen.

ILONA. Warum hast du mir nicht Adieu gesagt?

ANATOL. Ich wollte dich nicht betrüben.

ILONA. Du, Anatol, du wolltest mich sitzen lassen.

ANATOL. Lächerlich.

ILONA. Nun; einmal hast du es ja schon versucht.

ANATOL. Versucht — ja; aber es ist mir nicht gelungen.

ILONA. Wie? Was sagst du?

ANATOL. Nun ja; ich wollte mich von dir losreißen; du weißt es doch.

ILONA. Was für ein Unsinn; du kannst dich ja gar nicht von mir losreißen!

ANATOL. Ha ha!

ILONA. Was sagst du?

ANATOL. Ha ha, habe ich gesagt.

ILONA. Lache nur nicht, mein Schatz; du bist mir auch damals wieder zurückgekehrt.

ANATOL. Nun ja — damals!

ILONA. Und diesmal auch — — du liebst mich eben.

ANATOL. Leider.

ILONA. Wie—?

ANATOL schreiend. Leider!

ILONA. Du, du bist sehr kouragiert, wenn du in einem anderen Zimmer bist. Ins Gesicht sagst du mir das nicht.

ANATOL öffnet die Tür, steckt den Kopf heraus. Leider.

ILONA zur Türe hin. Was heißt das, Anatol?

ANATOL wieder hinter der Türe. Das heißt, daß das doch nicht ewig so weiter gehen kann!

ILONA. Wie?

ANATOL. Es kann nicht so weiter gehen, sage ich; es kann nicht ewig währen.

ILONA. Jetzt lache ich: Ha ha.

ANATOL. Wie?

ILONA reißt die Tür auf. Ha ha!

ANATOL. Zumachen! *Die Türe wieder geschlossen.*

ILONA. Nein, mein Schatz, du liebst mich und kannst mich nicht verlassen.

ANATOL. Glaubst du?

ILONA. Ich weiß es.

ANATOL. Du weißt es?

ILONA. Ich fühle es.

ANATOL. Du meinst also, daß ich in alle Ewigkeit dir zu Füßen liegen werde.

ILONA. Du wirst nicht heiraten — das weiß ich.

ANATOL. Du bist wohl toll, mein Kind. Ich liebe dich — das ist ja recht schön — aber für die Ewigkeit sind wir nicht verbunden.

ILONA. Glaubst du, ich gebe dich überhaupt her?

ANATOL. Du wirst es doch einmal tun müssen.

ILONA. Müssen? Wann denn?

ANATOL. Wenn ich heirate.

ILONA an die Tür trommelnd. Und wann wird denn das sein, mein Schatz?

ANATOL höhnisch. Oh bald, mein Schatz!

ILONA erregter. Wann denn?

ANATOL. Höre auf zu trommeln. In einem Jahre bin ich längst verheiratet.

ILONA. Du Narr!

ANATOL. Ich könnte übrigens auch in zwei Monaten heiraten.

ILONA. Es wartet wohl schon eine!

ANATOL. Ja — jetzt — in diesem Augenblicke wartet eine.

ILONA. Also in zwei Monaten?

ANATOL. Mir scheint, du zweifelst . . .

ILONA lacht.

ANATOL. Lache nicht — ich heirate in acht Tagen!

ILONA lacht noch heller auf.

ANATOL. Lache nicht, Ilona!

ILONA sinkt lachend auf den Divan.

ANATOL bei der Türe, im Frack heraustretend. Lache nicht!

ILONA lachend. Wann heiratest du?

ANATOL. Heute.

ILONA ihn ansehend. Wann —?

ANATOL. Heute, mein Schatz.

ILONA steht auf. Anatol, hör' auf zu spaßen!

ANATOL. Es ist Ernst, mein Kind, ich heirate heute.

ILONA. Du bist verrückt, nicht?

ANATOL. Franz!

FRANZ kommt. Gnädiger Herr —?

ANATOL. Mein Bukett! *Franz ab.*

ILONA steht drohend vor Anatol. Anatol . . .!

FRANZ bringt das Bukett.

ILONA sich umwendend, stürzt mit einem Schrei auf das Bukett zu, Anatol nimmt es Franz rasch aus der Hand; Franz geht, lächelnd, langsam ab.

ILONA. Ah!! — Also wirklich.

ANATOL. Wie du siehst.

ILONA will ihm das Bukett aus der Hand reißen.

ANATOL. Was treibst du denn? *Er muß sich vor ihr flüchten; sie läuft ihm rings durch das Zimmer nach.*

ILONA. Elender, Elender!

MAX tritt ein, mit einem Rosen-Bukett in der Hand, bleibt betroffen bei der Türe stehen.

ANATOL hat sich auf einen Sessel geflüchtet, hält sein Bukett hoch in die Luft. Hilf mir, Max!

MAX eilt auf Ilona zu, sie zurückhaltend; sie wendet sich zu ihm, windet ihm das Bukett aus der Hand, wirft es zu Boden, zertritt es.

MAX. Ilona, Sie sind ja toll. Mein Bukett! Was soll ich denn tun!

ILONA in heftiges Weinen ausbrechend, sinkt auf einen Stuhl.

ANATOL verlegen, suchend, auf dem Sessel. Sie hat mich gereizt ... Ja, Ilona, jetzt weinst du ... — natürlich ... Warum hast du mich ausgelacht ... Sie höhnte mich — — verstehst du, Max ... Sie sagte, ... ich getraue mich nicht zu heiraten ... nun ... heirate ich begreiflicherweise — aus Opposition. *Will vom Sessel heruntersteigen.*

ILONA. Du Heuchler, du Betrüger.

Anatol steht wieder auf dem Sessel.

MAX hat sein Bukett aufgehoben. Mein Bukett!

ILONA. Ich habe das seine gemeint. Sie verdienen es aber auch nicht besser. — Sie sind mitschuldig.

ANATOL immer auf dem Sessel. Jetzt sei vernünftig.

ILONA. Ja — das sagt ihr immer, wenn ihr eine toll gemacht habt! Aber nun werdet ihr was sehen! Das wird eine nette Hochzeit werden! Wartet nur ... *Steht auf.* Adieu unterdessen!

ANATOL vom Sessel heruntergesprungen. Wohin —?

ILONA. Wirst es schon sehen.

ANATOL. } Wohin?
MAX. }

ILONA. Laßt mich nur!

ANATOL und *MAX* *ihr den Ausgang verstellend.* Ilona — was wollen Sie — Ilona — was willst du —?

ILONA. Laßt mich! . . . Laßt mich gehen.

ANATOL. Sei gescheit — beruhige dich —!

ILONA. Ihr laßt mich nicht hinaus. — Wie . . . *Rennt im Zimmer herum, wirft das Teegeschirr in Wut vom Tisch herunter.*

ANATOL und *MAX* *ratlos.*

ANATOL. Nun frage ich dich — hat man es notwendig, zu heiraten, wenn man so sehr geliebt wird!

ILONA *sinkt gebrochen auf den Divan; sie weint. Pause.*

ANATOL. Nun beruhigt sie sich.

MAX. Wir müssen gehen . . . und ich ohne — Bukett. —

FRANZ *kommt.* Der Wagen, gnädiger Herr. *Ab.*

ANATOL. Der Wagen . . . Der Wagen — was mach' ich nur. *Zu Ilona, hinter sie tretend, sie auf das Haar küssend.* Ilona! —

MAX *von der anderen Seite.* Ilona — *Sie weint still, mit dem Schnupftuche vor dem Gesicht, weiter.* Geh du jetzt nur und verlasse dich auf mich. —

ANATOL. Ich muß wirklich gehen — aber wie kann ich . . .

MAX. Geh . . .

ANATOL. Wirst du sie entfernen können?

MAX. Ich werde dir während der Trauung zuraunen . . . „Alles in Ordnung".

ANATOL. Ich habe eine Angst —!

MAX. Geh jetzt nur.

ANATOL. Ach . . . *Er wendet sich zum Gehen, auf den Zehenspitzen wieder zurück, drückt einen leisen Kuß auf das Haar Ilonas, geht rasch.*

MAX *setzt sich gegenüber von Ilona, die noch immer, das Taschentuch vor dem Gesicht haltend, weint. Sieht auf die Uhr.* Hm, Hm.

ILONA um sich schauend, wie aus einem Traum erwachend. Wo ist er . . .

MAX nimmt sie bei den Händen. Ilona . . .

ILONA aufstehend. Wo ist er . . .

MAX ihre Hände nicht loslassend. Sie würden ihn nicht finden.

ILONA. Ich will aber.

MAX. Sie sind doch vernünftig, Ilona, Sie wollen ja keinen Skandal . . .

ILONA. Lassen Sie mich —

MAX. Ilona!

ILONA. Wo findet die Trauung statt?

MAX. Das ist nebensächlich.

ILONA. Ich will hin; ich muß hin!

MAX. Sie werden es nicht tun . . . Was fällt Ihnen denn ein!

ILONA. Oh dieser Hohn! . . . Dieser Betrug!

MAX. Es ist nicht das eine, nicht das andere — es ist eben das Leben!

ILONA. Schweigen Sie — Sie — mit Ihren Phrasen.

MAX. Sie sind kindisch, Ilona, sonst würden Sie einsehen, daß alles vergeblich ist.

ILONA. Vergeblich —?!

MAX. Es ist ein Unsinn . . .!

ILONA. Unsinn! —?

MAX. Sie würden sich lächerlich machen, das ist alles.

ILONA. Wie — auch noch Beleidigungen!

MAX. Sie werden sich trösten!

ILONA. Oh wie schlecht Sie mich kennen!

MAX. Ja, wenn er nach Amerika ginge.

ILONA. Was heißt das?

MAX. Wenn er Ihnen wirklich verloren wäre!

ILONA. Was bedeutet das?

MAX. Die Hauptsache ist — daß nicht Sie die Betrogene sind!

ILONA . . .!

MAX. Zu Ihnen kann man zurückkehren, jene kann man verlassen!

ILONA Oh ... wenn das ... *mit einem wilden, freudigen Ausdruck in der Miene.*

MAX. Sie sind edel ... *Ihr die Hand drückend.*

ILONA. Rächen will ich mich ... darum freue ich mich über das, was Sie sagten.

MAX. Sie sind eine von denen, „welche beißen, wenn sie lieben".

ILONA. Ja, ich bin eine von denen.

MAX. Nun kommen Sie mir ganz großartig vor. — Wie eine, die ihr ganzes Geschlecht an uns rächen möchte.

ILONA. — — Ja ... das will ich ...

MAX aufstehend. Ich habe eben noch Zeit, Sie in Ihre Wohnung zu führen. *Für sich.* Sonst geschieht doch noch ein Unglück. — *Ihr den Arm reichend.* Nun nehmen Sie Abschied von diesen Räumen!

ILONA. Nein, mein lieber Freund — nicht Abschied. Ich werde wiederkehren!

MAX. Nun glauben Sie sich einen Dämon — und sind eigentlich doch nur ein Weib! *Auf eine mißmutige Bewegung Ilonas* ... Das ist aber auch gerade genug ... *Ihr die Türe öffnend.* Darf ich bitten, mein Fräulein? —

ILONA sich noch einmal vor dem Hinausgehen umwendend, mit affektierter Großartigkeit. Auf Wiedersehen! ... *Ab mit Max.*

Vorhang.

DAS MÄRCHEN

Schauspiel in drei Aufzügen

PERSONEN

FEDOR DENNER
DOKTOR LEO MILDNER
ROBERT WELL
DOKTOR FRIEDRICH WITTE
AUGUST WITTE
EMERICH BERGER
ADALBERT WANDEL
MORITZKI
FRAU THEREN
KLARA THEREN
FANNY THEREN
AGATHE MÜLLER
NINETTE
EMMI WERNER

Wien. — Gegenwart.

FEDOR DENNER, Schriftsteller, etwa 30 Jahre. — Gelassenheit, die nicht ohne Absicht ist und durch welche eine gewisse Nervosität oft und leicht hervorbricht. In seinem Zorn liegt nicht der Wille zu verletzen, sondern tief schmerzliche Erregung.

DR. LEO MILDNER, Schriftsteller, 26 Jahre, klein, untersetzt. Sehr intelligentes Gesicht. Die Augen haben einen etwas leidenden Ausdruck; die Kleidung nett, aber es sitzt ihm alles schlecht. Sein Benehmen zeigt eine gewisse Befangenheit, sowie zugleich den festen Willen, sie zu überwinden.

ROBERT WELL, Maler, etwa 30 Jahre, mittelgroß, etwas beleibt, frisch liebenswürdig, in der Kleidung ungezwungen, aber nicht vernachlässigt. Blonder Schnurrbart und Spitzbart. Nichts, was die Boheme auffällig markierte, also keine flatternde Krawatte usw.

DR. FRIED. WITTE, Arzt, groß, schlank, elegant, nicht stutzerhaft. Sprechweise liebenswürdig, zuweilen ein wenig affektiert; leicht wienerischer Akzent.

AUG. WITTE, Bruder des vorigen, Student; junges, etwas knabenhaftes Gesicht. Kleines Backenbärtchen. Trägt ein Monokel. Übertrieben elegant, sehr hohe Stehkragen, welche seine Kopfbewegungen gezwungen erscheinen lassen . . . Sehr gutmütig.

EMERICH BERGER, Student, ganz jung, trägt Monokel, spricht breit, hat in seinen Bewegungen etwas Schlenkerndes, gemacht Natürliches, scheint sich zuweilen an August Witte ein Muster zu nehmen, schaut ihn manchmal mit stiller Freude an. — Er versucht in seinem Auftreten gegenüber den Damen den fertigen Lebemann zu spielen, wodurch er etwas komisch wirkt.

ADALBERT WANDEL, Beamter, zwischen 40 und 45, korrekt, mittelgroße, hagere Gestalt, Schnurrbart und ein Anflug von Backenbart; schwarzes, graumeliertes Haar, das sorgfältig über die kahlen Stellen gekämmt ist. Schmale, blasse Lippen. Meist ruhige Sprechweise, zuweilen nur ein leichter Zug von Bosheit. Hat stets das Bewußtsein seiner Korrektheit, ist begrenzt, ohne beschränkt zu sein.

FRAU THEREN, kleine, unansehnliche Frau, mit blassem, etwas vergrämtem Gesichte. Im ersten Akt schwarzes Kleid; im letzten ein braunes, etwas verschlissen, das aber neu aufgeputzt ist. Sie geht leise, unhörbar, aber nicht schleichend. Hört nie recht zu, redet aber doch gerne drein.

KLARA THEREN, Klavierlehrerin, groß und schlank, regelmäßiges, etwas langweiliges, ziemlich blasses Gesicht, schlichte Frisur, viel Gutmütigkeit im Wesen; in ihrem Sprechen liegt etwas Mildes, Ermüdetes, ihre Bewegungen sind langsam, aber graziös.

FANNY THEREN, Schauspielerin. Mittelgroß, schlank, biegsam, große, dunkle Augen. Viel natürliche Grazie der Bewegungen, in denen nur zuweilen etwas Fahriges und Unfertiges liegt. Ein Gesicht voll Munterkeit und Jugend; um die Lippen nur, wenn sie zornig wird, ein etwas frecher Zug.

AGATHE MÜLLER, Schauspielerin, etwa 35 Jahre, noch immer schön, von gemäßigter, nicht aufdringlicher Eleganz, hat für Fanny Theren eine ausgesprochene Sympathie, in der, ihr selbst kaum bewußt, die Erinnerung an ihre eigene Jugend liegt.

NINETTE, hübsche kleine Person, sie ist nicht auffallend gekleidet, nur paßt der Frühjahrshut, der etwas zu aufdringlich ist, nicht zu ihrer Toilette. Ihr Benehmen ist naiv unartig.

EMMI WERNER, hübsch und kokett, Stirnlöckchen, sehr viel Geschmack in der Kleidung. Rasches Sprechen, unruhige Augen.

ERSTER AUFZUG

Zimmer bei Therens. Einfache Einrichtung. Im Hintergrund zwei Fenster; vor dem linken ist der Fußboden staffelförmig erhoben; ein Tisch mit Näharbeiten sowie ein Sessel stehen auf der Erhöhung. Links, nahe der Hinterwand, eine Tür, rechts gleichfalls eine Tür, ziemlich weit nach dem Vordergrund gerückt; daneben ein Stuhl. Links vorne steht ein Schreibtisch mit einem altmodischen Lehnsessel davor. Etwas weiter nach hinten ein Schaukelstuhl. Rechts hinten, schiefgestellt, ein Klavier. Nahe der Hinterwand zwischen den beiden Fenstern ein länglicher Tisch, einige Sessel. An der Wand hinten ein Spiegel. Rechts vorne ein runder Tisch, darauf eine Schutzdecke; herum drei niedere gepolsterte Sessel. Abenddämmerung.

FANNY, AGATHE MÜLLER.

AGATHE sich verabschiedend. Nun aber geh' ich. Adieu, liebe Fanny. Sie werden noch lernen, wie?

FANNY. Freilich. Ich muß!

AGATHE. O, es wird ganz gut gehn, ich bin überzeugt davon. — Ja — was ich noch sagen wollte . . .

FANNY. Nun . . .?

AGATHE. Was werden Sie denn anziehen?

FANNY. Nun, im ersten Akt das weiße Kleid, das ich neulich . . .

AGATHE. Nicht die Kleider meine ich. — Sie müssen nämlich unbedingt Schmuck haben im dritten Akt. Im dritten Akt jedenfalls — ich glaube, auch im zweiten! — Und — wenn Sie mir's nicht übel nehmen — ich stehe Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung.

FANNY. Aber liebes Fräulein . . .!

AGATHE. Kennen Sie meine Brillantboutons? Und dann das Diadem —? So was haben Sie nicht — nicht wahr?

FANNY. Sie wissen ja . . .

AGATHE. Also, Sie schauen sich die Sachen bei mir noch vor der Premiere an, wie? — Wunderbar werden Sie aussehen! . . . Und dieses junge, frische Gesichtl dazu —! Eigentlich paßt's gar nicht zur Rolle — ein bißchen älter müssen Sie sich jedenfalls schminken!

FANNY. Pass' ich überhaupt zu der Rolle?

AGATHE. O, Sie mit Ihrem Talent! — Nein, nein, wirklich! Unter unseren Jüngeren sind Sie weitaus die Begabteste! Es ist sehr vernünftig vom Direktor, daß er Sie endlich in einer größeren Rolle hinausstellt! . . . Ja . . . ist das wahr, daß Sie einen Antrag nach Petersburg haben?

FANNY. Das wissen Sie schon!

AGATHE. Freilich! . . . Sie nehmen doch an? . . . Ich bitte Sie, bezahlt sind Sie dreimal so gut wie hier.

FANNY. Ja, ja . . . aber die Heimat!

AGATHE. Ach Gott, liebes Kind, wenn man bei der Bühne ist, darf man sich aus diesen Geschichten nichts machen! . . . Heimweh! . . . Ich bin gleich hinaus, kaum aus der Theaterschule weg — und es hat mir nicht geschadet.

FANNY. Aber Sie sind froh, daß Sie heute wieder da sind?

AGATHE. Nun ja, aber es würde mir gar nichts dranliegen, wieder hinauszukommen. Man lernt so viel kennen, Dinge und Menschen . . . und so Verschiedenes . . .

VORIGE — FRAU THEREN *mit einigen Päckchen in der Hand.*

FRAU THEREN. Guten Abend!

FANNY. Guten Abend, Mama! . . . Fräulein Müller ist da!

FRAU THEREN. O entschuldigen Sie — meine Augen sind so schlecht . . . Warum hast du denn noch nicht angezündet, Kind —?

FANNY *macht Licht.*

AGATHE. Wie befinden Sie sich immer, Frau Theren?

FRAU THEREN. O, ich danke . . . es geht . . . Ein Wetter ist heut draußen! Es fängt schon wieder an zu regnen.

AGATHE. Ja, es ist wahr. So ein März! — Nun, Frau Theren, um die Fanny reißen sich ja die Agenten!

FRAU THEREN. Es ist nicht so arg.

AGATHE. Zu dem Petersburger Engagement sollten Sie ihr zureden.

FRAU THEREN die unterdessen ihre Päckchen beiseite gelegt, Hut und Mantille abgelegt hat. Nun ja, aber sie ist so eigensinnig.

AGATHE. Beim Theater muß man eben viel hinnehmen; es geht nicht so glatt.

FANNY. Man ist eigentlich eine Sklavin. — Denken Sie doch ... wegen ein paar Gulden mehr — und man soll gleich hinaus in die Welt!

AGATHE. Nun ja, das geht schon nicht anders!

FANNY. Aber traurig ist's!

FRAU THEREN. Nun, wer ist denn schuld dran? Sie hätt' ja heiraten können ...

FANNY. Ich bitte dich, Mama —

FRAU THEREN. Nun ja, weil's wahr ist — und jetzt lamentiert sie ...

FANNY ablenkend. Denk' dir Mama ... Fräulein Müller ist so gut und leiht mir für die „Albine" ihren Schmuck.

FRAU THEREN. O, das ist sehr schön — wir wären wirklich in Verlegenheit gewesen.

AGATHE. Aber, ich bitte Sie! ... Ich trage ihn doch nicht in einem fort — und abgenützt wird da dran auch nichts ... Aber nun muß ich wirklich gehn.

FRAU THEREN. Hat Ihnen Fanny nicht gesagt, daß wir heute Jour haben?

FANNY. Geh, Mama — zu so was lädt man doch nicht direkt ein.

FRAU THEREN. Nun freilich, zu essen gibt es eigentlich nichts. — Tee — und dann, was ich so mitbringe. Heut habe ich Kakes und ein bißchen kaltes Fleisch —

FANNY hat die Pakete geöffnet. Viel hast du nicht mitgebracht.

FRAU THEREN. Tee haben wir genug.

AGATHE. Ah, Sie haben also Empfangsabend, einen ... ganz wirklichen?

FANNY. Ach, man kann's kaum so nennen. Ein paar junge Leute, die wir von Bällen her kennen — und ein, zwei Jugendfreundinnen von mir, und Bekannte des Hauses ... Aber, nächstens einmal, wenn Sie Zeit haben, müssen Sie dabei sein.

FRAU THEREN. Ja, auf ein Schalerl Tee —

AGATHE. O ja, sehr gerne. Also immer Mittwoch? ... Aber, wenn Sie spielen?

FANNY. Dann eben später, so von zehn bis zwölf —

AGATHE. Also schön, da komm' ich ganz gewiß. — Nun, grüß' Sie Gott, Fanny ... Wollen Sie morgen früh ... nein — sagen wir lieber übermorgen früh, zu mir kommen? Wegen der Rolle und dann wegen der paar Steine? — Ja ... übermorgen ... Und richtig, morgen abend sehen wir uns ja im Theater ... *Sie wird von Fanny zur Tür begleitet.* Also guten Abend ...

FANNY. Ich danke Ihnen nochmals sehr!

AGATHE. Guten Abend, Frau Theren. *Ab.*

FANNY, FRAU THEREN.

FANNY mißlaunig, aber nicht heftig. Warum hast du die eigentlich eingeladen? — Ich weiß schon selber, wen wir einzuladen haben. Wenn du dich darum nur nicht kümmern möchtest.

FRAU THEREN macht sich im Zimmer zu schaffen. Ihr seid doch so intim.

FANNY. Intim! — Eine Kollegin ist sie. —

FRAU THEREN. Der Fiaker unten hat sicher auf sie gewartet.

FANNY beim Fenster. Da steigt sie ein.

FRAU THEREN. Das ist doch sehr schön von ihr mit dem Schmuck.

FANNY. O ja — Sie ist ein seelengutes Mädel ... *Geht zum Schreibtisch.*

FRAU THEREN. Du willst noch lernen?

FANNY. Ach ja! Morgen früh haben wir eine Probe. —

FRAU THEREN. Wer spielt denn außer dir in dem neuen Stück?

FANNY hat ihre Rolle vom Schreibtisch genommen, setzt sich in den Schaukelstuhl. Ich bitt' dich, laß mich jetzt lernen.

FRAU THEREN. Wer spielt denn die Hauptrolle? ... Du?

FANNY. Die Stahlmann! Ich geb' ja die Albine.

FRAU THEREN. Wer ist die Albine?

FANNY. Eine leichtsinnige Person. — Ich bitt' dich, laß mich jetzt lernen. *Blättert. Es klopft.*

FRAU THEREN. Du kommst heut nimmer dazu. Das ist sicher ein Besuch — Herein!

FANNY, FRAU THEREN, HERR WANDEL.

HERR WANDEL. O, ich störe doch nicht ...? Guten Abend, meine Damen.

FRAU THEREN. Herr Wandel —

FANNY. Schon so früh! —

WANDEL. O, fürchten Sie nichts, mein Fräulein. Ich verschwinde gleich wieder ... Ich habe die Noten gebracht, um die mich Fräulein Klara ersuchte ... Hm ... Fräulein Klara ist noch nicht zu Hause?

FRAU THEREN. Ach nein, das arme Ding hat jetzt soviel zu tun ... Heut nachmittags hat sie gar drei Stunden zu geben.

WANDEL. Das ist wirklich schauerlich ... Sich so plagen zu müssen!

FANNY. Ich plag' mich auch.

WANDEL. Nun ja; aber da gibt es doch wenigstens einen Erfolg! —

FANNY. Wenn Sie doch nicht immer von Dingen sprächen, die Sie nicht verstehn!

WANDEL. O ... ich bitte vielmals um Entschuldigung.

FRAU THEREN. Ach Gott, zu tun haben sie beide

viel. Und ich eigentlich auch. Ich bitte Sie, Herr von Wandel — wenn kein Vater im Hause ist! —

WANDEL. Ja . . . ja . . .

FANNY. Nun . . . was ist's denn mit den Noten?

WANDEL stellt seinen Hut auf einen Sessel nahe der Türe und lehnt seinen Schirm daneben. Hier sind sie . . . Es sind auch vierhändige dabei!

FANNY. Legen Sie sie nur aufs Klavier.

FRAU THEREN sieht Fanny strafend an. Sie kommen aus dem Amte, Herr von Wandel?

WANDEL. Jawohl . . . Arbeit, immer Arbeit . . . das Amt . . . das ist eigentlich auch kein Vergnügen . . . guten Abend! . . .

FRAU THEREN. Wie, Sie laufen schon wieder? —

WANDEL. Ja, denn erstens will ich nicht stören . . .!

FANNY. Und zweitens kommen Sie wieder!

WANDEL. Ach ja . . . heute abend . . . richtig, richtig . . .

FANNY. Jetzt tut er, als wenn er's vergessen hätte.

WANDEL. O nein; vergeßlich bin ich gewiß nicht . . .

FANNY. Ja, richtig, worüber haben Sie sich denn neulich so gezankt mit dem Well?

FRAU THEREN. Wie mit dem Maler hat er schon wieder gezankt?

WANDEL. Ja, sehen Sie, Frau Theren, diese jungen Leute mit ihren neuen Richtungen und neuen Ideen! Ja, was brauch' ich denn ihre neuen Ideen? Ich hab' ja schon meine Ideen — was geht mich denn der Maler eigentlich an . . . ich meine seine speziellen Ansichten. Nicht wahr, Frau Theren?

FRAU THEREN. Jedenfalls.

WANDEL. Im übrigen, Talent haben sie, das muß ich ihnen lassen. Auch dieser andere Herr zum Beispiel, dieser Herr Denner, der schreibt . . . wirklich . . . ich muß sagen, ich achte ihn! Die Gedichte, die er neulich vorgelesen — sprachlich vollendet — frei natürlich — etwas zu frei! — Überhaupt, was man jetzt alles sagen darf!

VORIGE — KLARA.

KLARA. Nun, was darf man denn alles sagen?

FRAU THEREN. Na, da ist sie ja.

KLARA. Hu, ein Wetter! — Guten Abend übrigens allerseits. — Herr von Wandel, meine Hochachtung.

WANDEL ist zum Klavier gegangen, nimmt die Notenrolle. Ich war so frei —

KLARA. Sie sind charmant, Herr von Wandel ... Der Tschaïkowsky ist auch dabei?

WANDEL. Alles, was Fräulein wünschten.

KLARA. Das spielen wir noch heut abends — Sie kommen doch?

FANNY. Jetzt möcht' er sogar bleiben!

WANDEL. Gewiß, mein Fräulein, wenn ich könnte. Leider habe ich noch eine Stunde wichtiger Arbeit vor mir, bevor ich mit den Jungen — jung sein darf ...

FANNY. Gott, immer mit Ihrem Alter!

FRAU THEREN. Dabei noch kein graues Haar.

WANDEL. Nun, dazu hat es wohl noch Zeit ... Glücklicherweise! — Also, meine Damen — ich bitte nochmals, die Störung zu entschuldigen ... ich habe in kurzer Zeit wieder die Ehre ... O, bitte, bitte ... *da Frau Theren ihn begleiten will.*

FRAU THEREN. ... O, ich muß so wie so ins Vorzimmer ... Sehen Sie ... Sehen Sie ... *nimmt die Pakete zur Hand, die sie mitgebracht hat* da muß ich noch herrichten, Herr von Wandel, und wenn Sie früh genug kommen, so ... *mit Wandel ab.*

KLARA. Danke sehr für die Noten! — *Wandel dreht sich nochmals um und verbeugt sich.*

KLARA, FANNY.

KLARA sich die Hände reibend. Kalt ... kalt! ... Fleißig gewesen, Fanny? ...

FANNY. Ja ... Die neue Rolle geht mir nicht in den Kopf.

KLARA. Ah, die Albine!

FANNY. Ja! . . . Die Müller war da; sie leiht mir den Schmuck für den dritten Akt!

KLARA. Die hat einen schönen Schmuck! . . .

FANNY. Nun, was ist's denn mit deiner neuen Lektion?

KLARA. Die werd' ich nicht nehmen. Das Mädel ist zu talentlos!

FANNY. Du hast ja übrigens jetzt wirklich genug.

KLARA. Ja, zu viel! Aber was soll ich tun? . . . Ach ja, Schwesterl, gut haben wir's eigentlich nicht —

FANNY. Es wird schon besser werden.

KLARA. Fedor Denner hab ich getroffen . . .

FANNY. So? Wo denn? Wann denn?

KLARA. Nachmittags, wie ich von Hause wegging.

FANNY. Gesprochen . . .?

KLARA. Ja, natürlich! Er hat mich ein Stück begleitet.

FANNY. Wovon habt ihr gesprochen?

KLARA. Wovon? — Er spricht ja immer von dir!

FANNY. So! Wirklich? — Was hat er denn gesagt . . .?

KLARA. Ach, allerlei. — Er hat entschieden eine Schwärmerei für dich.

FANNY. Ich weiß.

KLARA. Er hat dir's wohl schon gesagt?

FANNY. Muß man das denn sagen . . .?

KLARA. Jetzt möcht' ich nur wissen, wohin das wieder führen soll.

FANNY. Freilich kann es zu nichts führen . . . Ich bin ja so ein Mädel, mit dem es zu nichts führen darf . . . wie, Klara . . .? Sag's nur — O, ich kann alles vertragen . . .

KLARA ist bei ihr und streichelt ihr das Haar.

FANNY die bis jetzt im Schaukelstuhl gesessen, steht auf, die Hände Klaras mit der einen Hand von ihrem Haar entfernend, mit der andern auf eine Lehne gestützt. Nicht wahr? — Ich bin kein Mädel, das man heiratet?

KLARA. Aber Fanny!

FANNY. O, es ist so! Ich weiß es ja. So eine, wie mich, nein, nein, die heiratet man nicht! — O es muß ja wahr sein — die eigne Schwester denkt sich's ja . . . Ach! *Wieder in den Sessel, die Hände übers Gesicht geschlagen.* Warum redst du nichts? — — Ja, freilich . . . nun bin ich verloren für mein ganzes Leben, nicht wahr . . .?

KLARA. Was sollen die alten Geschichten, Fanny? Bin ich vielleicht zu streng mit dir?

FANNY. Möcht' auch wissen, warum . . . Immer bin ich die Sünderin — der du gnädig verzeihst! — Aber auch damit ist's dir nicht ernst. Keine Idee! Auch für dich bin ich die Verlorene!

KLARA. Verdien' ich das Fanny?

FANNY. Ach was, laß mich in Frieden. Ich brauch' deine Verzeihung nicht; ich komme mir doch nicht um ein Haar schlechter vor als alle die, welche sich einbilden, besser zu sein.

KLARA. So brauchst du doch eigentlich nicht zu sprechen!

FANNY. Ich muß mir also schlecht vorkommen, nicht wahr? — Nun sagst du's ja selbst, du . . . Heilige!

KLARA. Fanny!

FANNY. Weißt du, was du dir jetzt denkst . . . Das ist so ganz der Ton, der zu mir paßt — Die Emmi natürlich, die liebe brave Emmi, die möchte nie so reden . . . das ist die Anständige. Ja, natürlich, wenn sie mit dir redt, die älter ist, vor der sie Respekt hat; das ist schon das richtige! Aber freilich, da ist der Vater und die Mutter da, und die sind streng — und dann hat sie soviel Klugheit und weiß, worauf es den Männern ankommt . . . Von der könnt' man Böseres sagen als von mir.

KLARA. Es wird's doch keiner tun. — Und auf die strenge Mutter kommt's nicht an . . . wie du weißt!

FANNY. O, das stolze Fräulein . . .! Natürlich . . .! Soll ich vielleicht auf die Knie sinken vor dir . . .? Und du meinst vielleicht, das ist etwas so besonders

Anständiges, wenn du diesen Narren heiratest, diesen Wandel, der dir ja eigentlich zuwider ist!

KLARA. Bitte, Fanny!

FANNY. Bitte, Fanny ... Das ist mein Ernst. O, ich will mich nicht besser machen, als ich bin ... Aber das ist mir zu viel ... Ich lass' mir das nicht gefallen! Warum hast du mich eigentlich aus den Augen gelassen? Ich war ein wildes, unbändiges Ding ... Meine Natur — bin ich denn deswegen gemein ...? Aber das ist eine Gemeinheit, so einen widerwärtigen Menschen zu heiraten, weil er einen versorgen kann ... Nur darum ... Und doch wird sich keine getrauen, wenn du mit ihm vor dem Altar stehst, zu sagen: „Die ist schlecht."

KLARA. Gewiß nicht!

FANNY. Aber man hätte recht; denn du verkaufst dich ... du ... du ... du!

KLARA. Du sprichst Unsinn, Fanny ... Du regst dich überflüssig auf ... Jedenfalls hast du unrecht, mir Vorwürfe zu machen ... du weißt, für wen ich mich bis heut geplagt und geschunden habe ... und du weißt auch, wofür schließlich dieses Letzte geschähe — wenn es überhaupt geschieht ... Leben muß man schließlich. Ich bin eben keine „Künstlernatur"!

FANNY. Klara! — Ich bitt' dich, Klara — behandle mich nicht so ... Schau'... fühlst du es denn nicht, daß mich das alles zur Verzweiflung bringt ... Du bist ja gut ... ja ... ich weiß es ja ... ein Engel! ... Und ich bin ... ach Gott! — Und dabei noch keck mit dir! ... Aber schau', Klara, manchmal schnürt es mir die Kehle zusammen ... Und aus der Verzweiflung komme ich nur heraus, wenn ich mir selbst erkläre: Fanny, du bist nicht so elend, — du bist gut, ja ... Klara, ich bin kein schlechtes Mädel. Es muß doch nicht eine sein wie die andere ...

KLARA. Aber hab' ich dir denn was gesagt? ... Nun wirst du ja brav bleiben, und es wird alles gut ...

FANNY. Nun ... wirst ... du ... ja brav bleiben ... und es wird alles gut ... Wie du's doch verstehst, mich mit jedem Worte zu vernichten ... Soll ich denn mein ganzes Leben lang büßen müssen? Keine Freude, keine Seligkeit, keine Liebe mehr für mich auf der Welt? Das ist sinnlos — das kann ja nicht sein! Ich soll mir selbst nicht mehr das Recht zuerkennen, einen Mann für sein Leben lang glücklich zu machen? —

KLARA. Kind ... wir sind nicht mehr allein —

FANNY, KLARA, EMMI ist unterdes eingetreten.

EMMI. Guten Abend! — Hast du deklamiert? —

KLARA ist ihr entgegengegangen. Guten Abend, Emmi ... Schön ist das Mädel wieder angezogen ...

EMMI. Ja, hübsch? — Aber denkt euch, ich muß leider gleich wieder weg — wir bekommen selber Gesellschaft, und da kann ich nicht bleiben — Schade! Ich unterhalt' mich bei euch so gut ... Nun, Fanny, was hast du denn?

FANNY. Nichts ... die Rolle — ich bin noch ganz außer Atem ... Merkt man's denn?

EMMI. Das ist also das Schauspielerblut —

KLARA. Nun, und was ist's denn mit Ihnen, Emmi?

EMMI. Ein großes Geheimnis ... Versprecht ihr mir, es keinem Menschen zu sagen?

KLARA. Nun, was gibt's denn?

EMMI. Mama hat es erlaubt! — Seit zwei Tagen — Fanny, pass' auf — nehme ich Vortragsstunden!

FANNY. Du willst also wirklich zum Theater?

EMMI. Gewiß — Herrgott, hat das gedauert, bis es Mama zugegeben hat —! Aber ich drohte mit dem Davonlaufen.

KLARA. Und der Papa?

EMMI. Ach, dem bringen wir's schon noch bei — O, ich bin selig!

KLARA. Wie alt sind Sie jetzt?

EMMI. Achtzehn — ist denn das zu alt? — Frei-

lich, Fanny war siebzehn — aber das ist doch kein Unterschied ... Was hast du denn, Fanny?

FANNY. Nun, was denn?

EMMI. So ein Gesicht!

FANNY. Ach, glaub' mir, die Bühne — es ist nicht so schön, als man sich's vorstellt!

EMMI. Ach Gott, du wirst mir doch nicht abreden.

KLARA. Sie ist so verzagt, wegen ihrer neuen Rolle.

EMMI. Ist sie denn so schwer? — Geh, trage mir was daraus vor — das Stück soll ja so ordinär sein — ist das wahr?

FANNY. Keine Spur! — Wer hat dir denn das wieder gesagt?

EMMI. Es kommen gar so viele alleinstehende Frauennamen vor. — Wen gibst du?

FANNY. Eine Putzmacherin —

EMMI. Nun, daß muß ja noch nicht unanständig sein. Was geschieht mit der Putzmacherin?

FANNY. Sie bleibt es nicht ... Es geht ihr dann viel, viel besser —

EMMI. Ach so ...

FANNY. Ja ... im dritten Akt hat sie schon die schönsten Brillanten ...

EMMI. So ... und die gibst du?

FANNY. Ja — die geb' ich.

EMMI. Nun, ich freu' mich schon, dich zu sehn! — Ja, aber sagt, kommt denn heut niemand zu euch — es ist ja Mittwoch!

KLARA. So ... Sie kommen gar nicht unsertwegen —

EMMI. O, bitte sehr, Sie wissen sehr gut. — Ich fragte nur — im übrigen sind das so reizende Menschen, die man bei euch trifft, daß man schon fragen darf ... Der Maler z. B. und dann der Doktor Mildner, der mich in eine Geschichte hineinbringen will —

FANNY. In eine Geschichte —?

EMMI. Das weißt du nicht? — Hat er dir's nicht gesagt? — Er schreibt eine Novelle, in der komm' ich

vor. — Nun, ist das nicht lustig? — Ein sehr netter Mensch! — Und dann sein Freund, Monsieur Fedor, wenn er nicht seinen besonders langweiligen Tag hat ... Ja, lauter reizende Menschen — und richtig, August Witte ... der immer so fürchterlich elegant ist und sich einen Fiaker nimmt, wenn es regnet ... Im übrigen — ihr wißt doch — sein Bruder heiratet in vierzehn Tagen!

FANNY. So?

EMMI. Nun, ihr werdet doch auch wohl die Anzeige bekommen haben? Der kommt aber gar nimmer zu euch?

KLARA. Ja ... schon lang nicht ...

EMMI. Er soll eine so gute Partie machen ... Warum kommt er denn gar nicht mehr zu euch? Der hat dir ja riesig den Hof gemacht, Fanny! Weißt du, daß ich sogar glaubte ...

FANNY ungeduldig.

KLARA. Nun, was haben Sie denn schon wieder geglaubt? Sie Kindskopf?

EMMI. Ach, nichts ... nachdem er sich doch mit der anderen verlobt hat. — Sie ist wohl eifersüchtig, die Braut, und hat ihm verboten, je wieder eure Schwelle zu betreten.

KLARA. Liebe Emmi — dort weiß man von unserer Existenz nichts — das ist ein ganz anderer Kreis.

EMMI. Wie so? — Nun ja, reicher sind die. — Ach, was ... wenn man einmal beim Theater ist, da braucht man nimmer reich zu sein! ... Gib nur acht, wie sie zappeln werden — an jedem Finger zehn! Die Fanny kriegt einen Fürsten und ich einen Baron.

KLARA. Gehen Sie etwa darum zur Bühne?

EMMI. Was fällt Ihnen ein? — Darum! Aber man sieht's ja alle Tage. — Für alle Fälle will ich zuerst eine große Schauspielerin werden —

FANNY. Du bist ein Kind, so ein Kind — redst was zusammen!

EMMI. Nun, ist denn das was Schlechtes —? wenn wir schon arme Mädel sind und man uns so nicht nimmt —

KLARA. Sie wissen wirklich manchmal nicht, was Sie reden!

EMMI. O, ich weiß ganz gut, was ich rede. — Ich hab' Talent, werde meinen Weg machen, und wenn mir das Komödie spielen zu dumm ist und ich genug Applaus und Ruhm gesammelt hab' — dann heirat' ich einen Kavalier.

FANNY. Dumm bist du, Emmi!

KLARA. Ja, wirklich; Ihre Begeisterung für die Kunst die kommt mir nicht ganz echt vor. — O, da kommt Herr Denner!

FANNY, KLARA, EMMI, FEDOR DENNER.

FEDOR. Guten Abend, meine Damen! *Zu Klara.* Na, wir haben uns ja heut schon gesehen —

FANNY ihm die Hand reichend. Ja, Klara erzählte es mir!

FEDOR. O, Fräulein Emmi — Sie werden aber wirklich immer schöner.

EMMI. Donnerwetter, heut sind Sie gar galant! Was ist denn Ihnen passiert?

FEDOR. Nun, Fräulein Fanny — ich höre, daß Ihnen Ihre neue Rolle so viel Kopfzerbrechen macht —

EMMI zu Klara. Was hast du denn da für neue Noten?

KLARA. Ja richtig — ich habe sie selbst noch nicht angesehen. *Mit Emmi zum Klavier; das Notenpaket wird aufgemacht, die beiden Mädchen durchblättern die Noten; Fanny und Fedor stehen allein.*

FANNY. Warum waren Sie übrigens so lange nicht da?

FEDOR. Drei Tage —

FANNY. Nun?

FEDOR. Ja, ja, es ist wirklich lange her. Aber ich hatte böse Tage; ich war einfach unmöglich —

FANNY. Sie wissen, für mich gelten diese Ausreden nicht — Oder sind wir nicht mehr —

FEDOR. Die guten Kameraden? — O ja — Sie wissen ja — für immer —

FANNY. Und Sie wissen doch, ich bin glücklich, wenn Sie da sind, ich bin glücklich, wenn ich mit Ihnen plaudern kann. — *Spricht rasch erregt.* Ja, ja, ganz im Ernst, glücklich! Und wissen Sie, gerade diese letzten Tage . . . es ist gar nicht schön, daß Sie nicht gekommen sind . . .

FEDOR. Was haben Sie denn, Fanny —

FANNY. Nervös bin ich!

FEDOR. Regt Sie denn das neue Stück so sehr auf?

FANNY. O ja, auch das!

FEDOR lächelnd. Unter uns . . . ich bin ja überzeugt, daß Sie alles können, was Sie wollen — aber diese neue Rolle —

FANNY. Kennen Sie denn das Stück?

FEDOR. Sie haben es mir doch geliehen!

FANNY. Ach ja — ich bin wirklich ganz konfus! Aber was meinten Sie?

FEDOR. Nun, ich glaube — in diese Person, die Sie da geben sollen, da können Sie doch nicht so ganz hinein —

FANNY. Glauben Sie —?

FEDOR. Ich bin ja überzeugt, Sie werden es treffen — aber eigentlich liegt Ihnen — das Fach doch recht ferne —

FANNY. Ich fürchte mich sehr.

FEDOR. Da tun Sie unrecht — es ist ja eigentlich Kinderei. — In dem Augenblicke, wo Sie in das Kostüm der Albine schlüpfen, werden Sie eben eine ganz andere — das ist ja das schauspielerische Talent. Sie werden gut sein, sehr gut.

FANNY. Aber —

FEDOR. Nein, nein — kein Aber!

FANNY freudig. Aber es wäre Ihnen unangenehm?

FEDOR. Was fällt Ihnen ein!

FANNY. O — lieber Fedor ... ich versteh' das so gut!

FEDOR. Kinderei, noch einmal! Kinderei! Wenn Sie nach Hause kommen, sind Sie wieder die liebe, kleine Fanny, da mögen Sie auf der Bühne die Männer dutzendweise zugrunde richten. — Ja richtig — was ist's denn mit Petersburg?

FANNY. Ich habe nicht unterschrieben —

FEDOR. Noch nicht —?

FANNY. Nein, nein, ich will nicht — ich will hier bleiben —

FEDOR. Hier, bei Ihrem Theater?

FANNY ihn ansehend. Ja, hier bei meinem Theater —

FEDOR. Nun ja, in Ihrer Vaterstadt!

FANNY. Ja, ja ... in meiner Vaterstadt —

FEDOR. Freilich — die Fremde —

FANNY. Ach, ich bitte Sie — müssen wir denn miteinander Komödie spielen? Sie wissen sehr gut, warum ich lieber hier bin, als — in Petersburg! *Sie reicht ihm die Hand.*

VORIGE — FRAU THEREN.

FRAU THEREN tritt ein, in jeder Hand je eine große Untertasse, auf welchem sich Aufgeschnittenes und Teebäckerei befindet. Setzt beide auf den Tisch im Hintergrunde der Bühne. So! Und nun, wer einen Appetit hat, — bitte sich zu bedienen —

EMMI geht sofort hin und beginnt an einem Kake zu knuspern. O, das ist vorzüglich —

FRAU THEREN. Herr Denner, ist's gefällig?

FEDOR der Fanny mit einem glücklichen Lächeln angeschaut. O, ich danke sehr! *Geht auch nach hinten.*

VORIGE — ROBERT WELL, LEO MILDNER.

ROBERT. Guten Abend allerseits. — *Man wendet sich der Türe zu, durch welche die beiden eingetreten sind.* Bitte, sich nicht stören zu lassen. — *Allgemeine Begrüßung.*

KLARA zu Mildner. Schön, daß Sie sich auch einmal sehen lassen, Herr Doktor!

ROBERT. Was, nebenbei gesagt, mein Verdienst ist—

LEO. Durchaus nicht!

ROBERT. Zweifellos . . . Ich suchte ihn auf, um ihn abzuholen. Er wollte nicht kommen.

FRAU THEREN. Das ist ja eine Beleidigung.

LEO. O, ich bin so beschäftigt —

ROBERT ein Kake nehmend. Ich traf ihn in hellster Begeisterung.

EMMI. Er hat gedichtet —?

LEO. Begeisterung!?! — Ich las Korrekturbogen.

EMMI. Von Ihrer Zeitung, Herr Doktor?

LEO. Ach ja. Die zweite Korrektur!

EMMI. Wie — das lesen Sie, all diese Sachen, ein paarmal?

LEO. Leider, ich muß!

ROBERT. Ich bitte dich, Leo! — Er las seine eigene Novelle! — Sie begreifen, daß man so etwas zweimal lesen kann — wenigstens er!

EMMI. O, Ihre Novelle? — Komme ich schon vor?

ROBERT. Wie? — Fräulein Emmi?

LEO. Das verrat' ich Ihnen nicht. — Wenn Sie's sind, so werden Sie sich schon erkennen.

EMMI. O, er hat mich sicher idealisiert.

ROBERT. Dann erkennen Sie sich um so sicherer. Sie sind doch gewiß ein Ideal!

FRAU THEREN. O, das ist ja der Herr Wandel!

VORIGE — HERR WANDEL.

WANDEL da man ihn begrüßt. O, bitte . . . bitte! . . . Welch eine illüstre Gesellschaft! — Meine Damen! — Meine Herren!

ROBERT. Herr Wandel, es lebe die neue Kunst!

WANDEL. Ich habe nie etwas dagegen gehabt!

ROBERT. Das ist jetzt mein Gruß!

WANDEL. Ach so — ich verstehe! Auch das Grüßen in der früheren Form ist veraltet.

ROBERT. Ja wohl ... Es liegt nichts Individuelles drin!

FEDOR. Daran ist etwas Wahres.

ROBERT. Guten Tag, guten Abend — wie banal das ist! — Nein, nein — das ist nichts mehr für uns, für die Neuen, für die Sensitiven!

FEDOR. Aber du bist gar nicht sensitiv — du bist ein ganz gesunder Empfinder — ich beneide dich oft!

ROBERT. Bitte, in der Kunst! — Ich persönlich freilich, ich überwinde die Empfindungen!

LEO. Ja. Das ist etwas, was er vor manchen von uns voraus hat!

EMMI. Um Gottes willen — nicht so schnell — man muß doch zuerst wissen, was sensitiv heißt?

WANDEL. O, mit Worten, die kein Mensch versteht, sind sie sehr groß, die Neuen!

ROBERT. Keinen unnötigen Groll, verehrtester Herr von Wandel. — Zum Glück haben wir noch einige Übergänglinge unter uns.

WANDEL. „Übergänglinge"!? Das ist das Höchste!

ROBERT. Die Männer, die schon das Wahre ahnen, aber selbst eigentlich den Mut ihrer Überzeugung nicht haben — Männer, die sich in ihren tieferen Anschauungen schon als neue Menschen fühlen, die aber mit ihrem äußeren Wesen noch unter den alten stehen — ja, ja, Männer, die sehr gut wissen, daß die Kunst uns das Wahre schildern sollte — und, hm, hm, kleine, zarte Novellen für Familienblätter schreiben —

LEO. Lieber Freund, wir alle da wissen es, daß man mit seinen großen Ideen allein in der heutigen Welt nicht weiterkommt! — Ja, wenn man so tun könnte, wie man wollte, wenn man keine Sorgen hätte —

WANDEL. Ja, ja ... Herr Doktor Mildner hat recht ... Man muß ja essen!

ROBERT. Man muß nicht essen ... Lachen Sie nicht, meine Damen! Ich habe sechs Jahre nicht gegessen, dafür hab' ich gemalt, was ich wollte!

LEO. Nun ja, ich werde nie ein wahrer Künstler sein; ich hab' einen zu guten Appetit . . .

EMMI. Ich weiß nicht, was Sie wollen — ich finde das, was Herr Doktor Mildner schreibt, reizend . . .

ROBERT. Leo, du bist gerichtet — deine Sachen gefallen dem jungen Mädchen aus dem Mittelstand . . .

KLARA. O, sprechen Sie uns alles Urteil ab?

ROBERT. Entschuldigen Sie, verehrtes Fräulein . . . aber, das liegt ja nicht an Ihnen — das liegt an Vorurteil, Erziehung, an allen möglichen Falschheiten und Betrügereien, daß der Geschmack der Frauen noch völlig unreif ist.

WANDEL. Ah, das ist doch stark! —

FEDOR. Das ist ganz richtig. — Alles verstehen die Frauen nun einmal nicht; man verbietet es ihnen geradezu.

WANDEL. Na . . . die Welt möchte ich sehen, die Sie sich einrichten wollen —

ROBERT. Fürchten Sie nichts — es kommt nicht dazu . . .

WANDEL. Fürchten! Sie sind wirklich köstlich . . .

ROBERT. Im Vertrauen: Wir alle sind noch nicht reif für unsere neue Welt!

FEDOR. Und das ist unsere tragische Schuld!

EMMI. Lila . . . lila — ich möchte die Novelle von Doktor Mildner hören — haben Sie sie nicht bei sich?

KLARA. Ja, lesen Sie sie vor —

LEO. O, keineswegs . . .

EMMI. Paßt sie vielleicht nicht für uns?

ROBERT. O, sie paßt für Sie alle. Ich habe sie schon gelesen . . . nun, ich kann Ihnen sagen, keines Ihrer sogenannten heiligen Gefühle würde dadurch verletzt werden!

WANDEL. Sogenannt heilig . . . Nun, sagen Sie selbst, ist mit Ihnen zu reden? Sie sind ja ein Jakobiner!

FEDOR. Nun, hast du's gehört?

FRAU THEREN. Immer streiten ... immer streiten ....

FANNY. Laß sie doch, Mutter!

KLARA. Aber ... nun will ich zum Tee.

FRAU THEREN. Warte, ich bring' den Samowar! *Ab.*

KLARA. Wollen wir uns nicht setzen?

EMMI. Ja ... aber Doktor Mildner bleibt stehn und liest vor.

LEO. Keineswegs — ich bitte Sie — verlangen Sie's nicht! Es ist das Schlechteste, was ich bisher geschrieben.

FEDOR. Das sagst du immer!

LEO. Ich fände es am schönsten, wenn Fräulein Emmi uns etwas auf dem Klavier vorspielte —

EMMI. Aber, keine Idee —

FRAU THEREN mit der Teemaschine. Fräulein Emmi, Ihre Mutter schickt um Sie, eben ist man gekommen —

KLARA. O, wie schade!

EMMI. Ach ja — fast hätte ich vergessen. — Nun, da ich geholt werde, muß ich gehen. — Wann erscheint denn Ihre Novelle?

LEO. Sie werden sie früh genug zu lesen bekommen.

EMMI. Nein, wie bescheiden!

WANDEL. Er ist eben keiner von den ganz neuen!

EMMI die zur Tür begleitet wird. O, bemüht euch nicht —

VORIGE — AUGUST WITTE, EMERICH BERGER. Beide im Frack.

WITTE. Guten Abend! ... Wie ... Fräulein Emmi — schon im Fortgehen? ...

EMMI. Ja, denken Sie sich, Herr Witte, gerade heute! — Ist das nicht ein Malheur —

WITTE. Pardon, mein Fräulein! *Zu Frau Theren, die eben bis zur Tür gekommen.* Gnädige Frau, küss' die Hand. — Sie waren so liebenswürdig, mir zu gestatten, meinen Freund, Herrn *studiosus juris* Emerich Berger, in Ihr wertes Haus einzuführen! — Ich bin so frei dies heute zu tun — meine Damen; Herr Emerich Berger; —

Frau Theren, Fräulein Klara Theren, Fräulein Fanny Theren, Fräulein Emmi Werner!

KLARA. Ich habe bereits im vorigen Jahre auf dem Juristenball das Vergnügen gehabt —

BERGER. Nur flüchtig leider, mein Fräulein — nur flüchtig!

ROBERT. Den hab' ich sehr gern!

WITTE. Also, Sie gehen wirklich schon weg, Fräulein Emmi? . . . Bleiben S' doch noch ein Stückerl da, mir zuliebe.

ROBERT zu Leo. Jetzt bist du wieder ausgestochen.

EMMI. Ja, Ihnen zu lieb! — Sie wären mir schon der Rechte. — Wohin geht's denn heute wieder? So elegant! Weiße Kravatte, Gardenia im Knopfloch!

WITTE. Wir gehen dann ein bissel am Maskenball.

EMMI. Na, gehen Sie nur und unterhalten Sie sich gut. — Adieu! — Bleib nur hier, Klara — nein, nein, Fanny — aber Frau Theren! *Frau Theren begleitet sie hinaus; Witte und Berger verbeugen sich äußerst korrekt, gehen dann zu den Herren, die sie begrüßen. — Klara, Fanny stehen noch bei der Türe.*

FANNY. Was das wieder heißen soll? Warum kommen die eigentlich?

KLARA. Nun, wir können ihnen nicht die Türe weisen — komm.

Frau Theren kommt wieder herein.

WITTE vorstellend. Erlauben die Herren . . . Mein Freund Emerich Berger — Herr von Denner, Herr von Wandel, Herr von Mildner, Herr von Well. —

FEDOR. Wie geht es Ihnen denn immer?

WITTE. Na, ich danke . . . Man lebt.

ROBERT. Und lustig obendrein.

FEDOR. Was macht denn Ihr Bruder?

WITTE. Sie wissen ja, er ist verlobt — na . . .

FRAU THEREN die eben herzugetreten. Bitte, wollen sich die Herren nicht bedienen? *Sie bereitet den Tee.*

WANDEL. Nun, Fräulein Klara — haben Sie sich die Noten schon angesehen?

KLARA. Ja, ich danke Ihnen sehr. Wie lange darf ich sie denn behalten?

WANDEL. So lange Sie wollen — wenn Sie mir erlauben, die vierhändigen Sachen mit Ihnen durchzuspielen —!?

WITTE. Gehen S', Fräulein Klara, spielen S' uns was — ja, bitte!

Man bittet sie allgemein.

BERGER zu Fanny. Habe neulich das Glück gehabt, Fräulein auf dem Theater zu bewundern.

FANNY. So? — Gehen Sie häufig ins Theater?

BERGER. O freilich! Bin äußerst kunstsinnig.

WITTE. Geh Emerich, du könntest auch mitbitten.

KLARA. Nicht nötig, nicht nötig — ich spiele schon was —

BERGER. O charmant, charmant!

FANNY. Was willst du denn spielen?

ROBERT. Nichts gar zu Melancholisches — wie?

WITTE. Ja, bitt' schön, Fräulein — nur nichts in Moll! Wenn i der Kaiser wär, i lassert die Moll überhaupt abschaffen.

ROBERT. Sie sind ein Philosoph.

WITTE. Na, es ist ja wahr — zu was brauch' i denn die Moll — wir habn ja Traurigkeit genug auf der Welt.

LEO. Pst . . . pst . . .

WANDEL. Soll ich das Klavier ganz aufmachen —?

KLARA sich niedersetzend. Also gut — ich spiele — aber Sie müssen das Zuhören nicht zu auffällig machen — das stört mich — Plaudern Sie, trinken Sie Tee . . .

FRAU THEREN schenkt eben ein. Da ist er schon.

ROBERT. Darf man auch rauchen . . .?

FANNY. Aber, Sie wissen ja . . .

WITTE. Da werd' ich mir auch erlauben. — Willst a Zigaretten, Emerich?

BERGER. Dank' schön.

KLARA beginnt zu präludieren.

WITTE sich eine Zigarette anzündend. Ah bravo, bravo!

WANDEL. Pst!

FRAU THEREN. Komm, Fanny, hilf mir!

Fanny nimmt einige Teetassen.

FANNY zu Fedor. Wo soll ich Ihnen den Tee hinstellen?

FEDOR. Sie sind zu gütig! *Nimmt sich die Tasse.*

ROBERT ebenso.

LEO gleichfalls. Kommt . . . dort.

WANDEL. Pst!

KLARA. Aber lassen Sie sie doch — mir ist es viel lieber, wenn man mir nicht zuhört.

ROBERT, LEO, FEDOR haben ihre Teetassen selbst genommen und sie auf den runden Tisch im Vordergrunde gestellt; sie setzen sich zwanglos herum.

An dem Tisch im Hintergrunde lehnen WITTE und BERGER, mit denen FANNY spricht.

FRAU THEREN beim Samovar.

KLARA spielt leise Klavier.

WANDEL hört ihr zu, ans Klavier gelehnt.

FEDOR. Nun, mein lieber Robert, was gibt es Neues? Was macht dein Bild?

ROBERT. Es geht. Ich bin in Stimmung. Mein Lebtag war ich nicht so fleißig —

LEO. Und deine Kleine?

ROBERT. Nun, die ist mein neues Bild.

FEDOR. Und du willst es ausstellen?

ROBERT. Warum nicht?

FEDOR. Nun ja, du liebst sie nicht . . .

ROBERT. Was ist das wieder für eine antiquierte Logik? — Vielleicht lieb' ich sie sogar — weil sie mein neues Bild ist.

FEDOR. Es ist doch eine Art Profanation . . .

ROBERT. Ich bitte dich!

FEDOR. Nun, wenn ich Maler wäre —

ROBERT. Würdest du deine Geliebte hundertmal malen!

FEDOR. Ja, aber nur für mich —

LEO. Das empfind' ich mit.

ROBERT. Ja, du ... du Backfischenthusiast ... weiß schon, weiß schon ... Adel der Weiblichkeit ... laßt mich mit euren Phrasen ...

FEDOR. Es ist mir doch gar nicht eingefallen ...

ROBERT. Was richtet ihr aus mit eurer Anbetung? Ihr schafft euch künstliche Schmerzen ... Das ist alles.

LEO. Ja, aber diese Schmerzen — sie sind gesund!

ROBERT. Ich beneide euch nicht darum ... Ihr werdet mir die elementare Freude an meiner Ninette nicht vergällen — und ebenso wenig die Freude an meinem Schaffen — schmerzlose Liebe — schmerzlose Begeisterung — die Dinge nehmen, wie sie sind — hinaus über alles! — Über der Empfindung stehn!

LEO. Herr Witte *auf ihn weisend* und Herr Berger stehen auch über den Empfindungen.

ROBERT. Ja, aber ohne sie zu kennen ... Im übrigen, was sagt ihr, daß Wittes Bruder — unser lieber Doktor Friedrich, wirklich heiratet ... oder dein lieber Doktor, Fedor, denn ich habe ihn nie recht leiden können ...

FEDOR. Warum? — Er ist einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kenne.

ROBERT sinnend. Es ist doch merkwürdig ...

FEDOR. Was?

ROBERT Fanny betrachtend. Wenn man dieses Mädel ansieht —

FEDOR. Was?

ROBERT. Nun, sie soll ja ... mit ihm ... sehr gut gewesen sein ...

LEO. Ja, es war die Rede davon.

ROBERT. Ihr kamt im vorigen Jahre noch wenig herauf ... Mir kam es immer so vor ...

FEDOR. Ich glaube nicht daran.

ROBERT. Warum nicht?

LEO. Man hat davon gesprochen — das ist wahr!

FEDOR. Nun, und wenn . . . Ist sie dann weniger? Seid ihr schon wieder da mit euren abgeblaßten Lebensanschauungen!

ROBERT. Ich?! Nun, ich habe ein Weib wahrhaftig nie weniger hoch geachtet, weil sie — natürlich war. Ich sprach nur davon —

LEO. Allerdings, daß sie da mit seinem Bruder spricht — und . . . Es ist sonderbar, irgend etwas geniert einen doch immer an solchen Sachen . . .

FEDOR spielt den Rubigen. Ich glaube im übrigen nicht daran —

LEO. Ja, weißt du, ganz klar sind mir die Verhältnisse in dem Hause eigentlich nicht . . .

FEDOR. Warum?

ROBERT. Wißt ihr auch, daß dieser langweilige Herr Wandel die Klara heiraten soll?

FEDOR. Warum unklar . . .?

ROBERT. Im übrigen — so ein Gerücht entsteht bald — auch Fanny war ja einmal verlobt!

FEDOR. Verlobt —?

ROBERT. Man sagt ja — mit Doktor Witte.

LEO. O nein . . . das war ein anderer; der dann ebenso urplötzlich aus dem Kreis verschwand wie Doktor Witte . . .

FEDOR. Ihr redet doch eigentlich nicht um ein Haar gescheiter als — die andern.

ROBERT. Wir sagten doch nichts!

LEO. Ich —?

FEDOR. Nun ja, im Ton lag es . . . die gewisse banale Verachtung für das Mädchen mit dem zweifelhaften Ruf. — Noch immer, in irgend einem Winkel unsres Verstandes kauern diese alten, sterbensmüden Ideen . . . nur ein Hauch braucht uns anzuwehen aus dieser kindischen Welt, die wir ja alle verachten — und schon regt es sich wieder in diesem Winkel . . . und diese alten Ideen werden wieder frech und lebendig und jung . . .

WANDEL. Pst!

FANNY wendet sich um. Ah, wird es wieder zu laut am „Tisch der Sensitiven"?

KLARA. Aber rufen Sie nicht immer „Pst", Herr von Wandel — ich hab' es Ihnen schon gesagt . . .

FANNY kommt zu dem Tisch nach vorne. Darf man da mitstreiten? . . .

LEO. Ach . . . wir haben nicht gestritten . . .

FANNY bleibt bei ihnen stehen; Geplauder.

FRAU THEREN zu Berger und Witte. Wollen Sie sich nicht bedienen?

WITTE, BERGER. Dank' schön, dank' schön!

FRAU THEREN gebt weiter mit der Tasse zu Robert, Leo, Fedor, bleibt eine kurze Zeit dort stehen, dann wieder nach hinten — während dem

BERGER. Du, die ist aber wirklich reizend . . .

WITTE. Was? Hab' ich dir nicht gesagt —

BERGER. Laßt sich da was machen?

WITTE. Woher soll ich das wissen . . .?

BERGER. Na, du kommst doch schon lang ins Haus . . .

WITTE. Ja, ich kenn' mich selber nicht aus . . .

BERGER. Geh!

WITTE. Weißt, der ganze Kreis, es ist nicht die noble Welt, nein — aber auch nicht die eigentliche Vorstadt —

BERGER. Ja, aber gemütlich kommt's mir vor . . .

WITTE. So eine gewisse künstlerische Atmosphäre — merkst nix?

BERGER. Na ja, aber da sollt' doch mit die Mädeln was anzufangen sein . . .

WITTE. Geh, hör' auf . . .

BERGER. Na, ja, i bitt' dich — die eine is beim Theater, die andere spielt Klavier, da muß doch was anzufangen sein.

WITTE. Ah mit der Spielerin — mit der gewiß nicht . . .

BERGER. Ah — aber mit der andern —

WITTE. Aber gar keine Idee . . .

BERGER. Ah, jetzt hast dich verraten ...

WITTE. Ich sag's dir noch einmal ... ich weiß nix, gar nix ... Mein Ehrenwort, wenn i dir sag' — weißt ... das ist ja das Interessante an dem Kreis ... daß man nicht recht weiß, was es eigentlich für a Kreis is —

BERGER. Aha! ... Was sind denn das dort für Leut'? *Auf Robert usw. mit den Augen deutend.*

WITTE. Ah, das sein keine Leut', das sein Künstler ...

BERGER. So ... aber die Namen hab' i net kennt.

WITTE. Na, ja, Anfänger ... der Schäbige dort ist ein Maler, die zwei anderen — Dichter oder gar Journalisten ...

BERGER. Pfui Teufel ...

WITTE. Na, reden kann man schon mit ihnen, aber anzogen sind's zum Davonlaufen!

BERGER. Und die Mutter, die da alleweil mit der Tatzen herumlauft —

WITTE. Das is a gute Person, aber a Gans —

BERGER. Warum ist das Mädel eigentlich zum Theater gegangen?

WITTE. Sie soll Talent haben — und dann, i bitt' dich, so ein armes Mädel, beim Theater findt s' do eher an Mann —

BERGER. Ah was, Mann; wird's schon billiger geben — bis s' an Reichen findt.

WITTE. Du, das glaub' i net von der, daß sie auf die Moneten fliegt —

BERGER. Ah, mir scheint, du bist parteiisch, weil's di einladen — oder hast gar am End' an'zogen von den Künstlern mit dein' neuchen Idealismus?

WITTE. Geh, hör' mir auf mit 'm Idealismus.

BERGER. Wer hat dich denn eigentlich heraufgebracht?

WITTE. Eing'führt? — Mein Bruder!

BERGER. Dein Bruder ... Der Doktor? Was hat denn der da heroben g'macht?

WITTE. Na, dasselbe wie du und ich — höchstwahrscheinlich —

BERGER. Geh weg, mir scheint, du bist diskret.

WITTE. Du bist a Narr!

BERGER. Na, i frag' ja nichts ... Ja, nur eins interessiert mich noch —

WITTE. Na, was denn —

BERGER. Was is 's mit dem Mädel, die grad weggangen is, wie wir kommen sind?

WITTE. Das is a Freundin von der Fanny.

BERGER. Ah, von der Theaterschul'!

WITTE. Nein, das glaub' ich nicht — aber mir scheint, zum Theater will s'!

BERGER. Ah, zum Theater will s' — sag' Gustl, is mit der was anzufangen?

WITTE. Jetzt gib scho amal a Ruh' — alleweil mit deine Frivolitäten.

WANDEL. Reizend, reizend, bravo.

WITTE, BERGER. Bravo, bravo! *Applaudieren.*

WANDEL. Fräulein! Sie spielen wirklich schöner mit jedem Tag —

KLARA steht auf. So ... aber jetzt haben Sie wohl genug.

WITTE. Nein, noch was, noch was!

KLARA. Nein, nein — plaudern wir lieber!

WITTE. Na, so soll uns Fräul'n Fanny was vortragen ...

ROBERT zu Fedor. Das ist unausstehlich, wie sich der Mensch benimmt ...

FANNY. O nein ... Danke sehr!

WITTE. Gehn S', Fräul'n Fanny — irgend was aus dem neuen Stück — damit wir gleich wissen, wo wir zu applaudieren ha'm, wenn wir hineingehn —

FEDOR. Was fällt denn dem eigentlich ein?

FRAU THEREN. Sie werden's ja hören, wenn Sie drin sind —

WITTE. So tragen S' uns was anders vor —

FANNY. Ich bitte Sie — ich bin heute so müde, so müde —

LEO. Haben Fräulein heute viel studiert?

FANNY. O ja . . . Denken Sie, die größte Rolle, die ich je gespielt habe — und Ihr Freund, Herr Denner, macht mir noch außerdem Angst, daß ich sie nicht zusammenbringe.

FEDOR. Ach das habe ich nicht gesagt!

WITTE. O, das Fräulein Fanny kann alles spielen!

WANDEL. Ist es sehr modern, das Stück?

ROBERT. Nein, wie Sie das Wort „modern" aussprechen, Herr Wandel! — Das ist schon eine ganze Streitschrift!

WANDEL. Nun, ich meine ja nur, ob viel Laster drin vorkommt.

ROBERT. Ästhetische Anschauungen haben Sie wie ein Baron!

FRAU THEREN. Immer streiten, immer streiten!

FEDOR. Ich hab' das Stück gelesen und finde es sehr interessant!

LEO. So? . . . — Was für ein Thema wird darin behandelt?

FEDOR. Eines, über das wir eigentlich schon lange hinaus sind —

WANDEL. Über was sind Sie eigentlich noch nicht hinaus —?

FEDOR. Hinaus, lieber Herr Wandel, sind wir über alles, was Brutalität und Vorurteil ist —

WANDEL. Wir . . . wir, das sind natürlich wieder Sie —?

ROBERT. Gewiß sind das wir —

WITTE zu Berger. Die streiten alleweil!

KLARA. Aber lieber Herr Wandel . . .

WANDEL. Nein, Fräulein, da muß ich antworten!

WITTE. Ich bitt' schön, mir zu Ehren! Keinen literarischen Streit!

ROBERT. Ach ja . . . Sie müssen ja noch auf den Maskenball . . . da muß man den Kopf frei haben!

LEO. Was ist denn das übrigens für eine überwundene Frage in dem neuen Stück?

FEDOR. Ach, das alte Thema — von den Gefallenen —

WANDEL. Oh! zur Abwechslung! Das haben Sie natürlich schon überwunden?

FEDOR. Gewiß!

WITTE zu Berger. Merkst du ... den freien Ton!

BERGER. Aha, weil's Künstler sind!

ROBERT. Für uns existiert diese Frage überhaupt nicht mehr —

WANDEL. Ja, meine Herren, merken Sie denn gar nicht, daß Sie mit solchen Paradoxen die ganze Gesellschaftsordnung untergraben?

FEDOR spricht die folgenden Sätze alle naiv, ohne jeden Bezug auf den speziellen Fall. Das merk' ich durchaus nicht. Nur die Schablone hasse ich und die alten Vorurteile.

WANDEL. Oh, das sind keine Vorurteile!

FEDOR. Gewiß! Denn wir haben kein Recht, Unnatürliches zu fordern und für Natürliches zu strafen. Und ich finde es höchst anmaßend von der Gesellschaft, ein Weib einfach darum, weil es wahr und natürlich liebte, mit gedankenloser Verachtung aus ihrem Kreise auszuschließen.

WANDEL. Na, da wären wir ja glücklich bei der freien Liebe.

FEDOR. Als wenn sie für uns Männer nicht existierte!

WANDEL. Das ist doch was ganz anderes.

FEDOR. Freilich! Denn wir haben uns nun einmal das schöne Recht der Sünde herausgenommen. Und wenn ein Mädchen uns einmal dieser Sünde wegen verschmähte, so wäre sie gerade so lächerlich — als wir, wenn wir sie ihr einmal verziehen.

WANDEL. Das sind ja grundverschiedene Dinge.

FEDOR. So? Und wenn uns so ein Wesen entgegenkommt, das geirrt, geliebt wie wir, dann darf sie nicht einmal verlangen, daß wir an ihre Liebe glauben?

WANDEL. Oh, verlangen darf sie's schon!

FEDOR. Ja, aber die Schwüre, die wir ihr leisten, gelten nicht, wir sind Narren, wenn wir sie halten!

WANDEL. Gewiß.

FEDOR. Ja, aber merken Sie denn nicht, daß wir sie erst damit erniedrigen, ihnen damit die Rückkehr unmöglich machen, sie tiefer und tiefer stoßen? Ich rede ja nicht von einem Weib, das sich verkauft oder verschleudert — aber woher nehmen wir nur das Recht, jedes Weib für rechtlos zu erklären, das die Kühnheit hatte, zu lieben, bevor wir erschienen?

ROBERT. Es ist wahrhaftig merkwürdig, wir verurteilen jede, die nicht auf uns gewartet hat.

FEDOR. Ja! Und sind immer rein und beglücken immer. Ich finde, jahrtausendelang haben sich die Weiber in dieser Weise von uns düpieren lassen. In unserer unbändigen Eitelkeit wollen wir immer die einzigen und ersten sein.

WANDEL. Sie untergraben ganz einfach die Gesellschaftsordnung.

ROBERT. Das haben Sie schon einmal gesagt.

FEDOR. Und ich sage, es ist Zeit, daß wir es aus der Welt schaffen, dieses Märchen von den Gefallenen.

WANDEL. Oh, das ist kein Märchen. Oh! Nein! Man kann es tagtäglich erleben, daß es kein Märchen ist. Sie wollen sich gar nicht wieder erheben.

ROBERT. Sie dürfen es nicht.

FEDOR. Sie wagen es nicht mehr. Weil wir sie peinigen und ihnen hundertmal sagen, daß sie anders sind als die anderen — Das drückt sie ja nieder, das verwirrt sie ja! — darum müssen wir ihnen die nagende Reue von der Seele nehmen, die ihnen nichts nützt und uns nichts nützt und sie nur elend macht.

WANDEL merkt, daß die Mädchen herzugekommen sind. Oh, das ist kein Gespräch für Damen.

FEDOR. Oh, ja! es ist eines für alle, die den Mut haben zu hören.

WANDEL. Also, Sie reißen die Schranken nieder zwischen den anständigen Frauen und denen, die es nicht sind . . .

FEDOR. Anständig und unanständig! Wir kommen

mit der fertigen Schablone doch nicht aus. — Die sind für die Mittelmäßigen gut, welche die große Eilfertigkeit des Schematisierens haben. Wir brauchen die alten Vorurteile nicht mehr. Wir wollen nicht wie Kinder sein, die mit den Krücken ihrer Väter spielen.

ROBERT. In die Ecke mit den Krücken!

FEDOR. Im übrigen will ich niemandem seine Anschauungen rauben. Eines aber verlange ich mit Entschiedenheit, daß man uns um der unseren willen nicht verlacht!

WANDEL. Aber ich bitte Sie! So ein Retter hat nun einmal was unwiderstehlich Komisches.

ROBERT. Für wen?

WANDEL. Für alle Leute, die das Leben kennen.

FEDOR. Und dieser Spott der Leute, die „das Leben kennen", ist nahe daran, ein Verbrechen zu sein! Wie viele Weiber sind rettungslos verkommen, weil diejenigen Männer, welche sie hätten retten können, sich vor dem Lachen der Menge fürchteten.

LEO. Irgendwo in deiner Rechnung stimmt es nicht . . .

WANDEL. Ah! . . . Sie sehen, es gibt Feinde in den eigenen Reihen . . .

LEO. Wenn die Frauen nach deinem Prinzipe handelten, dann könnte man sie auch darnach beurteilen . . . Aber vergiß nicht, die wenigsten haben das Bewußtsein, daß unsere Gesellschaft auf einer erlogenen Moral aufgebaut ist — und die wenigsten denken: Ich bin schlecht . . . aber es macht mir ein Vergnügen! . . . Sie sind nicht groß, sondern einfach leichtsinnig!

FEDOR. Ja, das ist wieder unsere Schuld! Wenn wir endlich das Herz hätten, jeder zu sagen: du darfst frei denken und handeln, dann würden die mit der alten Moral nicht mehr leichtsinnig, die mit der neuen nicht mehr groß handeln, sondern alle einfach wahr.

LEO. Du bist ein Utopist — so weit kann es nie kommen.

FEDOR. Aber so weit wird es immer sein, daß die

Vernünftigen in dem Urteil über ein menschliches Wesen sich nicht nach einer Einteilung richten, welche auf das Durchschnittswohlbefinden der Menge gebaut ist, sondern nach dem, was dieses einzelne Wesen erlebt und wie es sich damit abgefunden — — Aber, um Himmels willen! Wohin verirren wir uns! —

WITTE. Ja, wirklich!

ROBERT. Na, Sie finden schon wieder zurück!

WITTE. Ich muß sagen, die Philosophie — das ist nicht mein Fall!

KLARA. Herr Witte soll uns einen Walzer vorspielen —

WITTE. Aber ich kann ja nix!

BERGER. Geh, spiel' was — daß endlich die grausliche Rederei aufhört!

KLARA. Und Ihre Novelle, Herr Doktor Mildner?

LEO. O . . . nein, nein . . . dafür ist nicht die richtige Stimmung . . . Herr Witte soll spielen!

WITTE. Ich kann wirklich nix! *Man redet ihm zu.*

WANDEL zu Klara. Nun, finden Sie nicht, daß Ihre jungen Freunde etwas weit gehen?

FRAU THEREN. Was hat Herr Wandel gemeint?

WANDEL. Nun, ich sagte, so, wie Herr Denner, darf man eigentlich nicht sprechen. —

FRAU THEREN. Ja, seit die Fanny beim Theater ist, meinen sie, sie können schon über alles reden . . .

WITTE ist unterdessen zum Klavier gegangen und präludiert kindisch.

FANNY zu Klara. Klara!

KLARA. Nun . . .?

FANNY. Hast du's gehört . . . hast du's verstanden?

KLARA. Nun, was denn?

FANNY. Hatte ich recht mit dem, was ich über Fedors Anschauungen sagte?

KLARA. Ja, mein liebes Kind, das ist sehr möglich, daß er dich trotz allem sehr gern haben könnte, aber . . .

FANNY. Aber . . .?

KLARA. Aber heiraten . . . weißt du!

FANNY. Nun, ist das gerade ein so großes Glück, eine brave Hausfrau zu werden? ... Unermeßlich geliebt werden, ist das nicht besser ... schöner?

KLARA. Und dann ...?

FANNY. Dann! ... Wenn es aber ewig dauert?

KLARA. Sei vernünftig, Kind ... nimm das nicht ernst! ... Das sind so Redereien!

FANNY. O nein, das ist wahre Güte!

KLARA. Fanny!

Witte sitzt am Klavier und spielt sehr unfertig einen Walzer. Berger steht bei ihm. Robert, Fedor und Leo sind in die Nähe des Klaviers gegangen; Klara, Fanny, Frau Theren und Wandel stehen ungefähr in der Mitte des Zimmers.

LEO sieht auf die Uhr. Du, es ist spät!

FEDOR. Warte doch, wir gehen gleich alle!

LEO. Ich hab' noch zu tun!

ROBERT. Gehen wir nicht ins Kaffeehaus?

LEO. Auf eine Viertelstunde ... gut! Im übrigen ... die Damen scheinen etwas ägriert zu sein!

FEDOR. Was fällt dir ein?

ROBERT. Sollen übrigens!

LEO. Recht hast du aber nicht in allem gehabt. Zum mindesten hast du etwas vergessen.

FEDOR. Was ...?

LEO. Nun, ich glaube, daß man mit einer Dirne, die viel erlebt und doch eigentlich nichts zu vergessen hat, glücklicher sein muß, als mit einer deiner keuschen Gefallenen, deren Herz noch von ihrer letzten Enttäuschung blutet! ...

ROBERT. Was seid ihr für Grübler, ihr beide! Im Augenblicke, wo ein Weib mein ist, gibt es keine Vergangenheit für sie, wie für mich!

FEDOR. Hat Ninette jemals geliebt?

ROBERT. Ich frage sie nicht darum.

WITTE steht auf. So ... mehr kann ich nicht ... und wahrhaftig — Berger und ich haben noch ein Rendezvous mit einem Bekannten, bevor wir auf den Ball gehen ... den können wir nicht aufsitzen lassen!

LEO. Man geht!

FEDOR. Was eilt ihr denn so?

KLARA. Nun, wenn es Sie so sehr zu den Masken zieht —

FANNY ist während des Walzers auf dem Schaukelstuhl gesessen, hat vor sich hingeträumt, steht auf. Ach, Sie wollen wirklich schon fort?

LEO. Komm doch, Fedor!

WANDEL. Nun, da alles aufbricht —

ROBERT. Es ist aber wirklich schon spät. *Zu Frau Theren.* Frau Theren, Adieu!

FRAU THEREN. Kommen Sie morgen abend ins Theater?

LEO. Ja, wann ist denn eigentlich die Aufführung des neuen Stückes?

KLARA. Fanny! ... Hörst du nicht? Wann die Premiere ist?

FANNY. Ach ja! ... was ist denn heute? — Mittwoch! ... morgen in acht Tagen! ... so ist es vorläufig festgesetzt ...

KLARA. Da sehen wir uns wohl noch alle bis dahin ...?

ROBERT und *LEO gleichzeitig.* O, gewiß!

WANDEL zu Klara. Wollen Sie übermorgen abends ein bißchen vierhändig spielen?

KLARA. O, recht gern ...

BERGER zu Frau Theren, Abschied nehmend. Gnädige Frau, es war mir eine besondere Ehre!

FRAU THEREN. Aber, bitt' sehr! ... Sie sehen, es ist recht einfach, ein bissel geplauscht wird — *mit Witte und Berger zur Tür.*

WITTE bei der Türe. Also, guten Abend, allerseits! *Mit Berger ab.*

KLARA. Was die für eine Eile haben!

FANNY ist in der Mitte der Bühne stehen geblieben; Robert, Leo, Klara, Wandel der Tür zu, sich zum Abschied bekomplimentierend.

FEDOR hat mit den Augen immer die Fannys gesucht, tritt

nochmals zu ihr. Fräulein Fanny! *Unterdes gehen die andern zur Tür hinaus, nur Frau Theren ist im Zimmer und schließt das Klavier. Fedor ganz ohne Pathos.* Fanny! *Er streckt ihr die Hand entgegen.*

FANNY ergreift seine Hand, sieht sich nach ihrer Mutter um, dann führt sie Fedors Hand an ihre Lippen und küßt sie innig.

FEDOR. Aber . . . Fanny!

FANNY läßt seine Hand los, ohne ihm in die Augen zu sehen, und wendet sich ihrem Zimmer zu, nach links.

FEDOR bleibt betroffen stehen, zuckt dann schmerzlich zusammen.

ROBERT wieder hereinschauend. Nun, Fedor, so komm doch!

FEDOR. Ja, ja! *Rasch ab.*

KLARA kommt eben durch die Tür wieder herein. Auf Wiedersehen, Herr Denner!

FRAU THEREN. Sind sie alle fort? Gott, ich bin schläfrig . . .

KLARA. Laß das stehen, Mutter . . . wir räumen morgen früh auf . . .

FRAU THEREN. Ja, gut, morgen früh — Ach, ich freue mich aufs Schlafen . . . — Wo ist denn die Fanny?

KLARA. Fanny! . . . Ach, dort steht sie . . .

FRAU THEREN. Du wirst dich verkühlen, wenn du beim Fenster stehst —

KLARA. Komm, Kind!

FANNY. Gleich, gleich . . .

FRAU THEREN. So dreh' die zwei Lampen ab . . . Vergiß nicht. *Mit Klara ins Schlafzimmer.*

FANNY allein, bleibt beim Fenster stehen.

KLARA von drin. Nun, Fanny, kommst du nicht?

FANNY. Ja . . . ja! *Sie entfernt sich vom Fenster, dann wieder hin, kniet davor nieder, flüsternd mit inbrünstiger Gebärde:* Anbeten . . .!

FRAU THEREN von drin. Fanny!

FANNY. Ja! . . . *Sie löscht die Lampe aus.*

Vorhang.

Zimmer des Fedor Denner. Einfach, geschmackvoll. Spätnachmittag.

FEDOR DENNER, LEO MILDNER.

LEO. Also ich soll mit leeren Händen gehen?

FEDOR. Mein Lieber ... Du siehst es ja ein.

LEO. Ich sehe gar nichts ein —

FEDOR. Daß ich nicht arbeiten konnte —!

LEO. Und warum, warum?

FEDOR. Ich kann nicht!

LEO. Ach!

FEDOR. Ich bin nun einmal nicht in der Stimmung!

LEO. Stimmung! — Man überwindet sie!

FEDOR. Unmöglich!

LEO. Nun, so benützt man sie, arbeitet aus ihr heraus.

FEDOR. Die meine läuft jeder Arbeit entgegen ... Laß mich drum ... Es wird ja besser werden.

LEO. Warum ist irgend etwas schlecht? — Hier liegt schon der Fehler. — Es gibt keinen Schmerz, mit dem man nicht fertig werden könnte.

FEDOR. Fühl' ich denn einen —? — Ach ja, ich weiß es ja selbst! — Und ich war schon so göttlich weit gekommen! ... Wie hatte ich aufgeräumt mit allen Fabeln im Reiche der Gedanken — wie groß und wie fertig war ich ... Nun aber gehe ich einen Seitenpfad mitten ins Leben hinein ... Ich bin nicht mehr fertig, nicht mehr groß — ich bin wie die andern alle —

LEO. Nun, und wäre dies selbst nicht künstlerisch zu verwerten?

FEDOR. ... Geh, laß mich damit ... Begreif mich doch —

LEO. Ich habe Bittreres erlebt —

FEDOR. Glaubst du?

LEO. Ich bin niemals geliebt worden ...!

FEDOR. Und geliebt werden wäre das wahre

Glück?! — Ist das nicht vielmehr der ewige Zweifel, ob man auch genug, ob man so, wie man es verdient, ob man allein geliebt und ob man verstanden wird? — Ist es nicht ein ewiger Kampf mit den andern? Mit denen, die waren, die sind und die kommen? — Denn ein Narr, der vertraut, ein Gepeinigter, der mißtraut! —

LEO. Du weißt, mein Lieber — lauter Schmerzen, die gesund sind!

FEDOR. Nein, nein — und tausendmal nein! Schmerzen, die entnerven, die hinunterziehen — gemeine, blödsinnige Schmerzen!... Hab' ich denn jemals diese Süßigkeit des Leids gefühlt, von der so viel gefabelt wird?

LEO. Alles, was Leben und Bewegung ist, was die Seele durcheinanderrüttelt, ist ein bißchen Glück. — Man lebt doch. — Ich bin noch nicht einmal so recht verraten worden!

FEDOR. Du bist ein Glücklicher, weißt du es! — Und die Jugendliebe — und die lustigen Aventüren — und das Abenteuer des Lebens! — Wie ungesund ist dies alles und tödlich! — Die Jugendliebe, dieses kindische Mißverständnis zwischen einem albernen Jungen und einem dumpfen Triebe! — Die lustigen Aventüren... Sind es nicht eigentlich die traurigen? — Die, welche mit dem Todeskeim geboren werden — die unter Sang und Klang beginnen und dann so dumm und ekelhaft enden! Zuerst gedankenloses Verzeihen, dann bequeme Verachtung! — O, laß mich damit!...

LEO. In dir ist viel vorgegangen seit wenigen Tagen —

FEDOR. Und das große Abenteuer — wo die Gefühle pathetisch werden, wo wir die bedeutsame Abgeschmacktheit begehen, unsere Ausschweifung keusch und unsere Erschöpfung heilig zu finden!?

LEO. Ich kann da nicht mitreden —

FEDOR. Und immer wieder von neuem — die Ent-

täuschungen ermüden uns nicht! — Die neue Hoffnung findet uns immer wieder bereit.

LEO. Mein Lieber — ich hab' eine Ahnung, was dich gesund machen könnte.

FEDOR. Was denn, mein guter Leo?

LEO. Familie, Frieden, ein Heim! ... Überkommt's dich nicht manchmal, wie eine tiefe heilige Sehnsucht nach Reinheit?

FEDOR. Sehnsucht nach Reinheit? Was ist sie denn? — Wir wollen nur die ersten sein, diese Reinheit zu besudeln. —

LEO. Und ich sage dir, es ist ganz gut, daß du nicht mehr — dorthin gegangen bist.

FEDOR. Wohin?

LEO. Wo du ... deinen neuesten Schmerz gefunden.

FEDOR. Was soll das —

LEO. Lassen wir's also, wenn du nicht davon sprechen willst.

FEDOR. Nein, nein ... reden wir nur davon — es wird besser sein ... Was meinst du ...?

LEO. Daß ... nun, daß du gut daran tätest, nicht mehr dahin zurückzukehren ...

FEDOR. Und das sagst du? Auch einer, der über die Märchen hinaus sein will? — *Brüsk.* Wann warst du dort? *Wird lebhafter.*

LEO. Sonntag.

FEDOR. Fragte man nach mir?

LEO. Ja.

FEDOR. Und heute ... heut ist Mittwoch! — Gehst du wieder hin?

LEO. Ja.

FEDOR. Morgen ist das neue Stück — Nicht?

LEO. Du weißt es ja.

FEDOR. Und gestern ... hat sie auch gespielt ...?

LEO. Ja.

FEDOR. Gut?

LEO. Du weißt ja ... die kleine Rolle.

FEDOR. Hat sie am Sonntag nach mir gefragt? —

LEO. Natürlich! . . . Man wunderte sich überhaupt, daß du nicht kamst!

FEDOR. Du glaubst doch nicht, daß eure Redereien neulich mich beeinflußten . . . abgesehen davon, daß sie nichts beweisen . . .

LEO. Ich will nicht tiefer in dich dringen — aber ich weiß es, gerade du würdest über gewisse Dinge nie hinwegkommen.

FEDOR. Mit einem Worte . . . Ich soll sein wie alle andern — und irgend ein braves Mädel aus gutem Hause heiraten!

LEO. Ja, das sollst du — und wäre es auch nur aus Egoismus . . . Fort endlich einmal aus der dumpfen Luft!

FEDOR. Nicht die Luft ist dumpf, wir haben nur einen zu kurzen Atem.

LEO. Wir haben ihn nun einmal so!

FEDOR. Das ist aber erbärmlich! Woran arbeiten wir denn eigentlich, als daß unser Geist sich freier dehnen kann?

LEO. Mein Lieber . . . Unsere geistige Arbeit wird erst unsern Urenkeln nützen.

FEDOR. Im übrigen, du redest wahrhaftig —

LEO. Nun, wie denn?

FEDOR. Ich . . . ärgere mich, wie du über die Therens redest —

LEO. O, du mißverstehst mich! . . . Für mich, der ruhig beobachtend dasteht, gelten sie nicht höher und nicht niedriger als irgend welche andere Leute. — Für mich sind sie sogar höchst interessant, entwicklungsgeschichtlich sozusagen . . . Ich meine nur, daß man — rund herausgesagt — in eine solche im Niedergang befindliche Familie nicht hineinheiraten soll.

FEDOR. Ah!

LEO. Und . . . um sie — das Mädel meine ich, das du liebst, — noch tiefer zu stoßen, dafür bist du . . . und — meiner Treu — auch sie ist dafür zu gut!

FEDOR. Noch tiefer —?

LEO. Und darum habe ich es recht gefunden, daß du nicht mehr dort warst!

FEDOR. Also mit diesen nichtigen Gründen willst du zwei Wesen, die vielleicht für einander geschaffen sind, von einander trennen — ? Ich würde sie tiefer stoßen! . . . So fassest du die Liebe auf?

LEO. Du würdest sie verlassen, weil du dich mit ihrer Vergangenheit nicht abfinden könntest — und daß du sie verließest — gerade du, das wäre ihre schrecklichste Enttäuschung.

FEDOR lehnt am Fenster, blickt vor sich hin, ins Freie hinaus. Kurze Pause.

LEO. Freund . . . es ist nicht gut, so rundweg alles verächtlich zu finden, was zufällig alltäglich ist . . . das häusliche Glück zum Beispiel! . . . Für die große Menge liegt in dem Worte Familie die Idee der Abgeschlossenheit, der trivialen Bequemlichkeit ausgesprochen — für uns liegt etwas von der Idee der Ewigkeit drin.

FEDOR brüsk, sich zu ihm wendend. Was soll aus Fanny werden —?

LEO. Das hat dich nicht zu kümmern — denk' nicht mehr an sie . . . O, es geht!

FEDOR. Zu spät . . . Laß es dir von dieser sehnsüchtigen Frühlingsluft sagen, die zum Fenster herein haucht . . .

LEO. Ich und der Frühling — wir verstehen uns nicht recht . . . Es ist wie mit der Liebe.

FEDOR. So können auch wir beide uns nicht verstehen.

LEO. Ich finde dich morgen besonnener, nicht wahr? Leb' wohl! *Im Abgehen.* Bleib, bleib! *Ab.*

FEDOR bleibt eine Weile beim Fenster stehen. Es wird dunkel. Er geht zum Schreibtisch, zündet die Kerze an, setzt sich in den Lehnstuhl und sinnt; die Kerze flackert. Ich muß doch das Fenster schließen . . . *Wie er zum Fenster geht, klopft es.* Herein!

FEDOR, FANNY tritt ein.

FEDOR tritt ihr, vom Fenster weg, rasch entgegen.

FANNY. Ja, ich bin's!

FEDOR. Fanny!

FANNY spricht nervös, ungeduldig. Wenn man Sie sehen will ... Nun ja, ich meine ... es blieb mir ja nichts übrig, nachdem Sie nicht mehr kamen —

FEDOR. Fanny ...! *Er reicht ihr die Hand.*

FANNY. Also nicht böse? ... Plötzlich nicht mehr zu kommen! ... Wissen Sie denn nicht, daß ich morgen spiele? ... Und im Theater waren Sie auch nicht mehr ... nirgends! Und bei uns acht Tage nicht ... Und jetzt, an dem schönen Frühlingsabende sitzen Sie zu Hause ... Warum waren Sie nicht bei uns ...? sagen Sie, Fedor?

FEDOR. Wie danke ich Ihnen, daß Sie zu mir kommen!

FANNY. Oh, da gibt es nichts zu danken! ... Ich komme nur meinetwegen, weil ich abergläubisch bin ... Die neue Rolle morgen — ohne Sie noch einmal gesehen zu haben! — es ist mein Aberglaube!

FEDOR. Sie dachten doch gewiß, daß ich heute abends zu Ihnen —

FANNY. Ich dachte es freilich — aber was weiß ich denn überhaupt noch ... ich kenne mich nicht mehr aus ... Fedor ... ist es denn wahr, daß ich bei Ihnen bin? *Lacht nervös.* Was schauen Sie mich denn so an ... so fremd ...? Ist es denn gar so lang, daß wir uns nicht gesehen haben? ... Schauen Sie mich nicht so fremd an! ...

FEDOR. Nein ... nicht fremd ... Herrgott ... wie schön ist das von Ihnen!

FANNY. Na endlich, endlich ... es ist schön von mir? ... Es freut Sie also? ... Nun — ach, wenn ich nur vernünftig reden könnte —

FEDOR. Fanny —

FANNY. Den Hut lassen Sie mich ablegen ... und den Schleier ... Dunstig ist es! ... Ah, das Fenster

ist offen . . . gleich, gleich werde ich reden können . . . ich habe Ihnen ja so viel zu sagen — nein, zu fragen habe ich Sie — aber zuerst ein bissel Luft — *Zum Fenster, einige tiefe Atemzüge; Fedor zu ihr.* O, nun ist's gut! . . . Erinnern Sie sich des letzten Abends . . . bei uns . . .?

FEDOR. Den sollte ich vergessen haben —?

FANNY. Darf ich Ihnen alles sagen —? Daß Sie mich glücklich gemacht, daß Sie mich befreit haben —?

FEDOR. Fanny!

FANNY. Mit einem Male hatte ich wieder das Recht, glücklich sein zu dürfen . . . Wissen Sie, was das heißt . . . aus Ihrem Munde es gehört zu haben? Ja, wissen Sie denn, was Sie mir wiedergaben? — Alles, alles!

FEDOR. Mit den Worten, die ich an jenem Abend sprach —?

FANNY. Ja, mit diesen! . . . O, wie hab' ich sie nachgefühlt, wie hab' ich in ihnen geschwelgt — es waren Stunden — Stunden! — Aber daß Sie nicht wiederkamen? — Schon am nächsten Tag hab' ich Sie erwartet — und dann wieder . . . bis heute! — Ich wußte es nicht zu deuten. Eine schreckliche Angst überfiel mich —

FEDOR. Angst . . .?

FANNY. Ja . . . ich kann's nicht anders nennen. Ein Gedanke stieg plötzlich in mir auf und hat mich nimmer losgelassen bis zu diesem Augenblick: Sie bereuen, was Sie gesprochen — Sie bereuen es! Sie möchten es lieber nicht gesagt haben —

FEDOR. Warum denn dieser Gedanke . . .?

FANNY. Ja, um Gottes willen! Mußte er denn nicht kommen? . . . Erklären Sie mir doch selbst, warum Sie nicht kamen!

FEDOR. Erklären —?

FANNY. Nun ja — ich verlange es von Ihnen! Darum bin ich ja bei Ihnen!

FEDOR. Und ich kann es Ihnen nicht erklären! . . .

In dem Augenblick, als ich von Ihnen schied — in dem Augenblick, als ich . . . ah!

FANNY. Reden Sie nur, reden Sie nur, ich kann alles hören! —

FEDOR. Es kam mir aus dem Herzen, was ich damals sagte. Sie dürfen ja nicht glauben, daß es einfach für Sie geschah! Solange ich denken kann, war es so, daß mich ein heiliger Zorn erfaßt hat gegen jene nutzlose Grausamkeit —

FANNY. O ja, grausam, grausam! — Das ist schon das Wort!

FEDOR. Und doch — was war es, das mich erzittern machte, als ich mit einem Male alles wußte? Ich will es Ihnen gestehen . . . ich hatte an Ihre Schuld nicht geglaubt . . . Eine wunderbare, trügerische Ahnung hatte in mir gelebt . . . es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein! . . . Und nun war es aus damit. Ich empörte mich dagegen — ich konnte es nicht fassen, wie ich es in diesem Momente selbst, jetzt, nicht fassen kann . . . Sind es die alten Vorurteile, die in mir lebendig werden? — nein, ich habe mit ihnen abgerechnet . . . etwas anderes muß es sein, irgend etwas, das tief in meiner Natur steckt . . .

FANNY. Fedor — ich habe mich ja nie sündiger gefühlt, als seit ich mich von Ihnen geliebt weiß. — Ich hätte Ihnen anders entgegentreten müssen, ich fühle es! . . . Aber es ist unabänderlich — und ich habe ja nichts als meine armen Worte, denen Sie glauben müssen, hören Sie — müssen, müssen! — Ich liebe Sie! Mißtrauen Sie mir nicht — Sie werden alles verstehen . . . Frage ich Sie um Ihre Vergangenheit? — Warum weiß ich es denn, daß Sie mich anders lieben, als Sie je geliebt haben . . .? Warum zweifle ich keinen Augenblick an Ihnen —?

FEDOR sieht sie an, will sich vor einem quälenden Gedanken retten. Nein, nein . . . es ist nicht wahr . . . *Er faßt heftig ihre Hände.* Sag' mir doch, daß es nicht wahr ist!

FANNY. Ich habe nichts erlebt — ich erinnere mich nicht mehr. — Böse Träume, böse Träume ... Ich bitte dich — stoß mich nicht wieder hinab ... verlaß mich nicht ... versprich mir, daß du wieder zu uns kommst, ja ...? — Daß du ins Theater kommst, wenn ich spiele — daß du mich segnest, wenn du an mich denkst — daß ich deinen Namen flüstern darf bei allem, was ich beginne, mit dem Gedanken: Er hat mir verziehen.

Es klopft.

FEDOR. O, was ist denn das?

FANNY. Wer mag das sein —?

FEDOR. Ich will nur nachsehen! *Zur Türe; man reicht ihm eine Karte herein.* Gleich, gleich ...

FANNY. So will ich jetzt gehen ... aber du versprichst mir, heute abends zu kommen ...?

FEDOR. Ja! *Sieht die Karte an.*

FANNY. Du ...! ganz bestimmt — wenn du nicht in einer Stunde bei uns bist, — so hol' ich dich — ja? — was hast du denn ...?

FEDOR starr auf die Karte sehend. Es ist ein Herr! .. Gehen Sie lieber hier — durch diese zweite Türe — sie führt gleichfalls in den Korridor. — Es wäre Ihnen wohl unangenehm, diesem Herrn zu begegnen ...

FANNY die Hut und Schleier nimmt, befremdet. Gewiß!

FEDOR. Um so mehr, da Sie ihn kennen! *Gibt ihr die Karte.*

FANNY zuckt zusammen. ... Mit ihm ... verkehren Sie ...?

FEDOR. Wenn man bedenkt, daß Sie sich vor einer Minute an nichts erinnerten ... und jetzt erbeben ...

FANNY. Nein ... ich erbebe nicht ... du darfst mich nicht wieder hinunterstoßen ... Wir sollen nicht beide zugrunde gehen — an einem Märchen! — Du kommst heute ... Versprich mir's —

FEDOR schweigt.

FANNY. Du mußt ... Du mußt ... Du liebst mich ja!

FEDOR. Ich komme . . . geh jetzt . . . geh! *Begleitet sie zur Türe.*

FANNY. Du mußt — hörst du . . . Ich will dich nicht verlieren . . . Fedor . . . *Sie geht.*

FEDOR geht rasch zur anderen Türe und läßt Doktor Friedrich Witte eintreten.

FEDOR, FRIEDRICH WITTE.

FEDOR. Das ist wirklich schön, daß du dich wieder einmal blicken läßt.

FR. WITTE. Ja mein Lieber . . . wenn man Bräutigam ist . . . Ah, welch ein Parfum . . . Ich weiß, ich weiß, eine Dame war bei dir . . . Ich hörte sogar das Kleid rauschen . . . Ich habe dafür feine Ohren — noch immer —

FEDOR. Das ist nebensächlich . . . Erzähle, wie's dir geht? . . . Was machst du immer?

FR. WITTE. Mein Lieber, heut komme ich vor allem, dich persönlich zu meiner Hochzeit einzuladen.

FEDOR. O, ich danke dir sehr, deine Karte hab' ich schon bekommen . . . Du bist sehr liebenswürdig, daß du dir selbst die Mühe nimmst.

FR. WITTE. Aber, mein lieber Fedor — bei unsrer alten Freundschaft —

FEDOR bietet ihm eine Zigarette an.

FR. WITTE. Danke! *Beide rauchen.* . . . So — und nun laß mich da wieder einmal umschauen . . . Weißt du, daß ich ein halbes Jahr lang nicht bei dir war? . . .

FEDOR. Man trifft dich ja nirgends mehr — nicht einmal im Kaffeehaus —

FR. WITTE. Ja . . . seit ich den großen Entschluß gefaßt — . . . Ah, . . . ich sage dir . . . ich befinde mich unsäglich wohl!

FEDOR. Das glaub' ich dir gerne . . .

FR. WITTE. Du solltest mir's nachmachen — ja, ja . . .! Du wirst im übrigen bald selbst darauf kommen.

FEDOR. Wenn man die Richtige findet . . .

FR. WITTE. Nun ja, freilich gehört das dazu . . .

Ich habe sie gefunden ... Ich bin sehr glücklich, Fedor!

FEDOR. Nun ... so besonders unglücklich warst du doch eigentlich nie.

FR. WITTE. Nein, nein — das nicht. Aber siehst du — in unseren Jahren ist man doch im Grunde reif zum Heiraten — ich möchte fast sagen, es ist notwendig ...

FEDOR. Notwendig?

FR. WITTE. Weißt du — besonders für einen Arzt wie mich! ... Es gehört dazu. — Man wird früher nicht für voll genommen.

FEDOR. Wieso ...?

FR. WITTE. Das Junggesellenleben ... es hat immer was Verdächtiges ... ja, ja ... wir beide wissen es ... wie?

FEDOR. ... Verdächtiges ...?

FR. WITTE. Etwas Untergeordnetes! ... Das liegt ja im Wesen der Dinge ... Ich bitte dich, diese Liebeleien lassen einen ja doch nie zum richtigen Ernst kommen.

FEDOR. Die Heiterkeit hat aber auch ihr Gutes.

FR. WITTE. Ja, heiter ist es schon ... Ich muß dir sogar aufrichtig sagen — wie man mir da draußen sagte, daß du Besuch hättest ... und jetzt — wie ich den Parfum spürte beim Hereintreten und das Rauschen des Kleides hörte — da hatt' ich entschieden einen gewissen Anflug von Neid!

FEDOR. Ah ...

FR. WITTE. Bitte, sagen wir lieber Erinnerungsdusel ... Ach ja ... schön ist die Zeit ... und heiter.

FEDOR. Wenn man nicht zufällig das Malheur hat, mancherlei ernst zu nehmen —

FR. WITTE. Nein — das darf man freilich nicht — man tut's ja auch schließlich nicht!

FEDOR. Aber ich bitte dich — es begegnen uns doch manchmal bei diesen Liebeleien —

FR. WITTE. Schönere!

FEDOR. Nein — nicht nur das — auch Bessere!

FR. WITTE. Bessere . . .? Nun ja . . . aber täuschen wir uns nicht — auch die Besseren sind noch lange nicht gut . . . Und man hat immer eine Zeitlang seine Illusionen . . . Anfangs . . .! Aber es sind eben Illusionen!

FEDOR. Doch nicht immer . . . Auch unter denen, die uns so begegnen — wenn wir's noch so leicht nehmen — es gibt doch sehr süße Geschöpfe unter ihnen . . .

FR. WITTE. O ja . . . sehr süße . . .

FEDOR. Und sozusagen — brave!

FR. WITTE. Ja, sozusagen! Aber was hilft's — ein bissel angenagt sind sie alle . . . Na ja, das kann man sich doch nicht verhehlen, wenn man's bedenkt . . . Auch die „Bessern"! . . . Irgendwo ist's nicht in Ordnung . . .

FEDOR. Hm . . . gewiß!

FR. WITTE. Ich bitte . . . wenn wir's uns überlegen . . . Wenn wir so die Liste überschauen — besonders stolz kann man eigentlich nicht sein — oder hast du vielleicht Ursache dazu? — Ich will deine Gefühle nicht verletzen —

FEDOR. Nun, ich glaube nur, daß man ein bißchen stark nach der Schablone urteilt in vielen Fällen . . . Wenn wir sie los werden wollen, die süßen, braven Geschöpfe, so fangen wir eben an, sie zu verachten . . .

FR. WITTE. Na, gewiß . . . Und wir haben auch sehr recht damit! . . . Wir sollten es nur gleich anfangs tun, dann bliebe uns manche Unannehmlichkeit erspart.

FEDOR. Man hat aber doch manchmal, in einzelnen Fällen, unrecht damit . . .

FR. WITTE. Ach Gott! . . . Der Poet! . . . Wie? Du denkst jetzt an irgend eine reuige Sünderin, die in deinen Armen all ihre Schuld sühnen wollte!

FEDOR. Vielleicht . . .

FR. WITTE. Ja, nur schade, daß die Sühne wieder genau so aussieht, wie die Schuld . . . Für den Näch-

sten bist dann du wieder die Schuld! . . . Hast du das noch nicht bemerkt . . . ?

FEDOR. Du scheinst also nicht gewillt, Ausnahmen gelten zu lassen —

FR. WITTE. O, im Gegenteil . . . es ist ja eine Tatsache, daß wir immer Ausnahmen zu Geliebten haben! Aber endlich müssen wir alle wieder in unseren Kreis zurück; denn unsere kleinen Erlebnisse führen uns immer etwas tiefer . . . nicht wahr? Na, ich sehe also von der großartigen, unverstandenen Frau ab, die wir alle mindestens einmal durchmachen müssen . . . Aber sonst — ich bitte dich — die Modistinnen und die Vorstadtmädeln und die vierte Quadrille und die großen Kokotten und die kleinen Schauspielerinnen — *Fedor zuckt leicht zusammen* und so weiter — da muß man doch wieder heraus — nicht?

FEDOR. Ja, freilich, freilich . . . wenn man auch zuweilen Bessere findet, als unter denen, die wir zu unseren Frauen machen —

FR. WITTE. Das, mein Lieber, ist ein Irrtum. Denn siehst du, diese Frauenzimmer, die wir . . . nicht heiraten . . . glücklicherweise . . . haben alle gewisse Fehler, die wir immer und immer finden, so bald wir über unsere illegitimen Honigmonde hinaus sind.

FEDOR. Alle? . . . Alle?

FR. WITTE. Ja . . . und einige Fehler findest du sogar regelmäßig wieder: sie sind alle ein bißchen schamlos, ein bißchen verlogen und ein bißchen dumm.

FEDOR. Ah! Alle?

FR. WITTE. Ja, weißt du, sie haben aber nicht nur jene süße Schamlosigkeit der Liebesnächte, welche uns berauscht — nein, sie haben auch eine kalte Schamlosigkeit des Tages, die uns beleidigt . . . ein offenes Busentuch in irgend einem verfehlten Moment, einen feuchten Blick um eine Stunde zu früh, ein frivoles Wort, während wir an die Arbeit denken. — Und sie haben nicht nur jene holde, leichtverzeihliche Verlogenheit, die dir ewige Liebe schwört, um den Augenblick selbst

zu verschönen — nein — sie haben auch die Verlogenheit der kleinen Ausflüchte und der großen Phrasen — und sie haben nicht jene liebenswürdige Dummheit, die Naivetät und Unschuld ist und die uns beglückt — nein, sie haben eine Art von enervierender, entsetzlicher Dummheit, die uns krank macht, rasend, vor der wir davonlaufen möchten —

FEDOR. Ja . . . ja . . . Ob nur nicht doch manchmal eine von diesen — anders ist als die andern . . . und eine Art von Liebe verdient . . .

FR. WITTE. Du meinst die Mädeln mit dem tiefen Gemüt? Die sich umbringen wollen, wenn man sie verläßt! . . . Sie bringen sich ja nicht um . . . Es ist geradezu beleidigend.

FEDOR. Aber sage, wenn du so nachdenkst — unter allen deinen Erlebnissen — kein einziges wäre einer tieferen Erinnerung wert . . .?

FR. WITTE. Ach, viele sogar . . . Es ist ja voll Anmut, wenn man so zurückdenkt — warum sollte man's nicht gerne tun?

FEDOR. Nun ja — aber ich meine, ob unter allen diesen besseren Geschöpfen keine . . . völlig gut . . . nach unseren Moralbegriffen nun einmal völlig gut war . . .

FR. WITTE. Ach, was fällt dir ein!

FEDOR mühsam lächelnd. Na . . . du brauchst dich vor mir nicht zu genieren . . . ich bin kein Moralist, wie du weißt . . . Skrupel! ich bitte dich — wenn man weiß, daß es doch einmal so kommen muß, da ist man doch lieber selber der Glückliche, als daß man dieses Glück einem andern überließe . . . Wie?

FR. WITTE. Ach nein, das ist zu gefährlich . . . Nur keine Verpflichtungen . . . Und dann — es ist traurig — aber dazu kommt man immer zu spät. — Immer! — Es ist geradezu rätselhaft! . . . Überhaupt ist der noble Verführer — du erlaubst, daß ich mich entsprechendenfalls wenigstens unter die Kategorie der noblen Verführer rechnen dürfte — eine unsym-

pathische Figur! Das läßt man die Leute in ihrem eigenen Kreise abmachen.

FEDOR bitter. Also ... anständig warst du eigentlich immer ...

FR. WITTE. Gewiß ... du denkst doch nicht im Ernst, daß ich so was tun würde —?

FEDOR springt auf. Du ... du ... redest nicht die Wahrheit!

FR. WITTE. Was fällt dir ein?

FEDOR. Suche, suche doch in deinem Gedächtnisse.

FR. WITTE. Ja, was meinst du denn?

FEDOR. Du hast nie ein Mädchen verführt —?

FR. WITTE. Nein, nein! ... Was ist dir denn —?

FEDOR. Ach, nichts ... nichts! ... Warum solltest du denn lügen?

FR. WITTE. Fedor — was bedeutet das?

FEDOR. Ach, nichts! ... Es kam mir nur mit einemmal so sonderbar vor, daß du nichts Derartiges hinter dir haben solltest. — Man könnte doch einmal in solch eine Versuchung kommen —

FR. WITTE. Ein anständiger Mensch unterliegt nur einer solchen, bei der er außer Obligo ist ... du lachst — es ist nun einmal so ...

FEDOR. Ich weiß ja, daß es so ist.

ROBERT draußen. Darf man herein?

FR. WITTE. Ach, ist das nicht Robert?

ROBERT. Ich bin mit Ninette.

FEDOR. Kommt nur, kommt herein!

FEDOR, ROBERT, NINETTE, FR. WITTE der bald geht.

ROBERT. Ah, Herr Doktor — daß man Sie einmal sieht! — Pardon — Fräulein Ninette — Herr Doktor Witte, ein Bräutigam! ... Wir haben erst neulich von Ihnen gesprochen, wir trafen Ihren Bruder —

FR. WITTE. Ah ... so ...

ROBERT. Bei Therens! ... Klara hat sich übrigens verlobt — Klara, Sie erinnern sich ja an Klara?

FR. WITTE. O ja! . . . Mit wem denn?

ROBERT. Mit Wandel — oder sie wird sich verloben, in ein paar Tagen. — Eine Idee — diesen Menschen! Übrigens nicht einmal dort hat man Sie mehr gesehen . . .

FR. WITTE. Ich gehe nirgends hin . . . Nirgends!

ROBERT. Das ist schade! — Sie hätten sonst jetzt mit uns kommen können . . . Wir holen dich nämlich ab, Fedor.

FR. WITTE. Ich bedaure sehr — aber mich ruft die Pflicht, das heißt, das Glück . . . Mein lieber Fedor — du weißt — heut in acht Tagen — das Diner ist um 5 Uhr — daß du dich nicht versagst! — Herr Well, auf Wiedersehen! — Mein Fräulein . . .

FEDOR ihn zur Tür begleitend, zu Robert. Du entschuldigst.

FR. WITTE. Siehst du — von diesen kleinen Festen bin ich nun auf Lebenszeit ausgeschlossen! . . . Stör' dich nicht — bleib nur — bleib nur . . . Ich finde schon hinaus . . . *Ab.*

FEDOR. Also, da bin ich! . . . . Was wollt ihr eigentlich? . . . Mich abholen?

ROBERT. Jawohl. — Wir wollen fidel sein, und dazu brauchen wir notwendig einen traurigen Dichter.

NINETTE. Er hat heut seinen Geburtstag.

ROBERT. Jawohl . . . und zwar einen der unangenehmsten — Ich werde dreißig . . .

FEDOR. Gratuliere!

ROBERT. Da will ich mich unterhalten. Wir wollen diesen ersten linden Abend benützen und in den Prater fahren.

FEDOR. Da braucht ihr mich dazu?

ROBERT. Gewiß! — Das Mädel ist zu dumm.

NINETTE. Robert!

ROBERT. Ja, Kind — du bist blitzdumm — und ich hab' ein dringendes Bedürfnis, mich zwiefach berauschen zu lassen. — Dazu benötige ich Ninettens Schönheit und deinen Geist.

NINETTE. Na, daß du mir wenigstens die Schönheit läßt!

ROBERT. Aber Schatz, das ist doch der einzige Grund, um den ich dich liebe. Weißt du denn das noch immer nicht?

FEDOR. Kinder, ich bin heut nicht der richtige Mann für euch.

ROBERT. Ach, hör' auf! . . . Für eine Fahrt in den Prater wirst du wohl noch Geist genug aufbringen können. Dann wollen wir zusammen soupieren.

FEDOR. Kinder, laßt mich heute!

NINETTE. Aber komm doch mit, ja?

FEDOR. Alles, was ich zu Ehren deines Geburtstages tun kann, mein Teurer — ist dies hier . . .

ROBERT. Nein, nein — Ausreden gelten nicht.

FEDOR ist zum Schrank gegangen und hat eine Flasche Kognak herausgenommen.

NINETTE. Was machst du denn?

FEDOR. So, wir wollen ein paar Glas Kognak auf dein Wohl leeren. Aber mit euch fahre ich nicht — ich bitte nicht mehr darüber zu reden.

ROBERT. Na, das wird sich finden.

FEDOR hat Kognak in drei kleine Stengelgläser eingeschenkt. So . . . ich bitte . . . Auf dein Wohl, Robert! *Sie trinken.*

NINETTE hustet.

ROBERT. Sie kann nicht einmal Kognak trinken! . . . Und mit der willst du mich heute den ganzen Abend allein lassen . . .

NINETTE. Geh mit deinen Späßen —

FEDOR. Aber setzt euch doch wenigstens . . .

ROBERT. Du erlaubst? *Schenkt die Gläser wieder voll.* Auf deine Gesundheit . . . So . . .

NINETTE. Hurra!

ROBERT. Hurra! Das paßt wieder einmal! Das ruft man, wenn ein Feldherr einzieht, verstehst du?

NINETTE. Ich rufe Hurra, wann's mir gefällig ist.

ROBERT. Merkst du — sie lehnt sich auf!

FEDOR schenkt ein. Auf dein Wohl, Ninette!

ROBERT. Trink nicht mehr, Kleine — du verträgst nicht soviel . . .

NINETTE. Ich trinke, soviel mir schmeckt!

ROBERT zu Fedor, während Ninette noch trinkt. Ein herziges Ding . . . wie?

FEDOR. Noch eins, Ninette?

NINETTE. O nein — jetzt hab' ich wirklich genug — Herrgott, das macht heiß! . . . Ich möcht' an die Luft, Robert . . . Was ist's denn mit dem Prater?

ROBERT. Also, Fedor! — Auf!

FEDOR. Ich hab' dich schon gebeten . . .

ROBERT. Aber was hast du denn —?

FEDOR. Ich bin nun einmal nicht in der Stimmung — ein andersmal, wenn ihr wollt — heut nicht.

ROBERT. Na, zwingen können wir dich nicht —!

NINETTE. Das ist aber dumm, daß du nicht mit willst. —

ROBERT. Du hast dir wieder einen Kummer anphilosophiert.

FEDOR. Trinkst du noch?

ROBERT. Nein — danke . . . Wir müssen dich also allein lassen . . .? Noch fünf Minuten Bedenkzeit, . .

FEDOR. Nicht notwendig.

ROBERT. Du, was ich dir noch sagen wollte. — Mein Bild ist fertig . . . seit heute mittags — gelungen glaub' ich . . .

FEDOR. Wird man's bald sehen dürfen?

ROBERT. Gewiß, wenn du willst! . . . Aber du mußt lustige Augen mitbringen, sonst wird's dich blenden — die helle Lebensfreude auf der Leinwand, sag' ich dir . . .! — Ach, es ist eigentlich so schön zu leben . . . aber du merkst nichts davon, es ist unbegreiflich! Geh, komm mit!

FEDOR. Laß mich doch . . .

ROBERT. Nun — wenn du durchaus nicht willst! Leb' wohl! *Reicht ihm die Hand. Zu Ninette, die sich eben ein*

Glas voll einschenkt. Wirst du nicht gleich! ... Schau' das Mädel an!

FEDOR. Adieu, Ninette!

NINETTE. Danke sehr für die freundliche Bewirtung! ... Nicht schön, daß du zu Haus bleibst!

FEDOR. Na ... ein andermal! *Robert und Ninette ab. — Fedor bleibt allein im Zimmer zurück, langsam im Zimmer hin und her.* Ah! *Tiefer Seufzer.* — Wie können einen die Menschen quälen! — *Zum Fenster, schließt es, dann zum Schreibtisch, setzt sich vor demselben und stützt den Kopf auf die Hände. Pause.*

FEDOR, FANNY tritt lautlos ein.

FEDOR schaut auf und erhebt sich rasch.

FANNY. Warum zucken Sie zusammen? Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Sie holen werde! ... Ich war nicht zu Hause — Sie sollen lieber gleich die ganze Wahrheit wissen ...

FEDOR ...?

FANNY. Drüben bin ich gestanden, im Haustor, dem Ihren gegenüber, habe gewartet ... Ich sah ihn fortgehen — ich sah auch, wie Herr Well mit einer Dame zu Ihnen heraufkam. — Ich wartete, bis die weg waren — nun hol' ich Sie mir, wie ich Ihnen sagte ... Ja, ganz einfach!

FEDOR. Gewartet haben Sie? ... Und, wenn diese Leute noch lange bei mir geblienen wären — bis in die Nacht hinein —?

FANNY. Einmal wären sie schon fortgegangen — daß ich Sie heute, heute noch sprechen müßte ... das ... ja, um Himmels willen — das verstehen Sie doch! ... Sie haben gelitten ... O ja ... o ja ... aber nicht mehr als ich ...

FEDOR. Nun — und was soll das alles?

FANNY. Sie sollen mir glauben! Hören Sie! — Ich will ja nichts anderes ... Sie sollen sich selber glauben — dem Fedor, der mir damals meine Ruhe wiedergegeben, mir ein neues Glück gezeigt —

FEDOR. Ein neues ...

FANNY. Das Glück! ... Ich bitte, glauben Sie mir — ich habe noch keines erlebt!

FEDOR. Das klingt nicht gut!

FANNY. Ja, was frag' ich darnach, wie es klingt, was ich Ihnen sage. Darf ich nicht mehr reden, wie ich muß? Dürfen Sie mir nicht glauben? — Sehen Sie ... ich, ich weiß es, daß Sie mich lieben — und weiß es, daß in diesem Augenblicke keine Ihrer Erinnerungen stärker ist als ich, die Lebendige, die Sie vor sich sehen und welche Sie anbetet ... Ich aber muß zugrunde gehen an dem, was vergangen, was überwunden, was nie erlebt ist —

FEDOR. Ah!

FANNY. Nun ja ... wehren Sie sich nicht dagegen — es ist unser beider Hoffnung ... Wissen Sie, wie mir ist ... denken Sie nur ... Sie selbst haben mir die Rettung gezeigt — und nun wollen Sie mich verderben ...?

FEDOR. Sie nehmen mich beim Worte ...!

FANNY. Nein ... das Märchen, Ihr Märchen, das zwischen uns und unserem Glücke steht, will ich wegräumen ... O, es ist ja unerhört, was ich tue ... Ich komme ja zu Ihnen wie eine Bettlerin! — aber ich fühle es, daß ich's tun darf —

FEDOR. Wenn man solche Wege gewohnt ist —

FANNY unterdrückter Aufschrei.

FEDOR. Sie sehen, wie ich in Wahrheit bin. — Der Fedor, der neulich bei Ihnen unbewußt Ihren Anwalt machte — das war ein liebenswürdiger Träumer, vielleicht sogar ein klarer, weitblickender Kopf — der wahre Fedor ist brutal, rachsüchtig, unversöhnlich, mißtrauisch —

FANNY. Das ist's ja ... das Mißtrauen —

FEDOR. Ich habe keine Lust, einen neuen Irrtum in Ihrem Leben zu bedeuten, und es gibt keinen Beweis dafür, daß es nicht wieder ein Irrtum wäre ... ich weiß nicht genau, der wievielte ...

FANNY. Und sie — das denken Sie sich jetzt —

sie steht da und läßt diese Beschimpfung über sich ergehen . . .

FEDOR. O . . . ich denke gar nichts —

FANNY. Ich werde aber Ihnen sagen, warum ich da stehen bleibe und nicht einmal die Kraft habe, Ihnen zu zürnen . . . Aus allem, was Sie sagen, aus all dem, womit Sie mir so weh tun wollen, höre ich nur ein tiefes, schreckliches Leid heraus, und dieses Leid ist ja wieder nur Ihre Liebe. Aber ich werde dieses Leid von Ihnen nehmen, ich werde es, ich kann es, denn ich bete Sie ja an . . . Um Himmels willen, daran kann es doch keinen Zweifel geben; ich habe ja kein Recht, von Ihnen irgend was zu fordern — ich weiß es ja, nur glauben Sie mir — glauben Sie mir, glauben Sie mir —

FEDOR. Das tue ich — aber das kann nichts ändern . . .

FANNY. Ich weiß es ja . . . aber ich verlange ja weiter nichts . . . Ich habe Sie gebeten, Sie sollen mir die Überzeugung lassen, daß ich keine Verlorne und daß ich Ihrer würdig bin — wie Sie meiner! . . . Ja . . . ich bestehe darauf — Gleich und gleich stehen wir uns gegenüber . . . Und ich wage nicht an der Tiefe Ihrer Liebe zu zweifeln mit der Frage, ob ich nicht auch einen Irrtum in Ihrem Leben bedeute — So sagen Sie mir doch endlich irgend ein gutes Wort . . . ein Wort der Verzeihung meinethalben, wenn ich nun doch die Sünderin bin — aber ein Wort, ein —

FEDOR bastig. Ich kann nicht! — Etwas Qualvolles geht in meiner Seele vor — ich lehne mich vergebens dagegen auf . . . Sie wissen . . . wer bei mir war . . . ja . . . Sie haben ihn ja sogar gesehen! . . . er hat über eine Menge Dinge mit mir gesprochen . . . ich kann mir nicht denken . . . daß alles die reine Wahrheit war . . . Ihr Name fiel nicht . . . Aber . . . ich muß annehmen . . . daß er in einer gewissen Hinsicht gelogen hat . . . Es ist nicht anders möglich —

FANNY. Darf ich Sie darum anflehen, von der

Vergangenheit nichts zu reden —? Es ist ja nicht ungeschehen zu machen . . .

FEDOR. Nein, Sie dürfen mich nicht darum anflehen — ich muß alles wissen . . . alles — verstehen Sie?

FANNY. Und wenn ich Sie um Ihre Vergangenheit fragte, würden Sie mich verlachen?

FEDOR unwillig. Ach!

FANNY. Wozu also nahmen Sie damals die Reue von mir! . . . Sie bleiben ja doch der Mann, dem alles erlaubt ist — und ich die Verlorene — für immer!

FEDOR. Kommen Sie . . . *Nimmt sie bei der Hand.* Kommen Sie! . . Ich will nicht so klein sein . . . Nur eines . . . verstehen Sie . . . und ich werde versuchen, in meinem ganzen Leben nicht mehr darauf zurückzukommen! Das aber müssen Sie — weil ich sonst zugrunde gehe — Sie müssen mir alles gestehen, alles, alles! . . . Ihr Leben muß klar vor mir liegen . . . Ich werde bewegungslos dastehen — hier in der Dunkelheit beim Fenster. Ich werde Sie nicht unterbrechen, und ich verspreche, Ihnen zu glauben . . . Und wenn Sie das letzte Wort gesprochen haben, dann wird alles vorbei sein, vergessen . . . Ja, Fanny, dann liegt ein neues Leben vor uns . . . es gibt ja eines, nicht wahr? . . . Wollen Sie? . . .

FANNY. Sie verlangen es?

FEDOR. Ich verlange es!

FANNY. Mir ist, als müßte ich von einer anderen erzählen . . . Werden Sie aber auch an Ihr Versprechen denken! . . . Wird dann in Wahrheit alles vorbei sein! . . .

FEDOR. Erzählen Sie nur endlich . . . Mir ist, als läge darin meine Befreiung . . . als könnte ich dann wieder der werden, der so weit über allem stand —

FANNY. Die banale Geschichte, Fedor! Wie fremd sieht mich diese Vergangenheit an!

FEDOR. Nun, nun . . .

FANNY. . . . Ich war das dumme, junge Mädel

... Siebzehn ... Und ... Erlassen Sie mir's, Fedor — ich kann nicht!

FEDOR. Es muß sein!

FANNY. ... Er ... jung ... ach, was weiß ich — Täuschung ... irgend etwas, das ich für Liebe hielt ... Auf dem Lande ... Im Sommer ... In Wahrheit schauderte ich vor ihm ... Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht weiß, wie es kam. Ich wollte ihn fliehen. — Er hielt um meine Hand an — ich nahm an — natürlich — und ich hätte ihn wohl auch zum Manne nehmen sollen, ich hätte ihn ja nehmen müssen, denn da wäre ja alles gut gewesen ... Aber mich schauderte vor ihm, unsagbar; ich konnte mich nicht entschließen. Sein Zauber war dahin — ach, aller Zauber des Lebens für mich ...! Unheimlich war mir der Mensch ... um Himmels willen, was für Erinnerungen ...! Hören Sie?

FEDOR. Ich bin ganz ruhig ... ich höre ... ich philosophiere sogar ... Ich sehe vollkommen klar. Es war die erste Liebe mit der Süßigkeit des Ahnens und dem Schauer des Erkennens ... Mystizismus ...

FANNY. Damals lernte ich den Mann kennen, welcher Sie heute besuchte! ... Liebenswürdig, heiter, schön ... er kam wie eine Erlösung ... damals, ja, wie eine Erlösung! Er rettete mich vor jenem, so glaubte ich. Ich hätte ihn vielleicht mein ganzes Leben lieb haben können — aber ich war ja schon eine von denen, die man verlassen durfte — und er verließ mich ... lächelnd, als wäre es nicht anders möglich. — Ich denke noch an den Sommernachmittag, da er mir mitteilte, daß er heiraten müsse ... Es war ganz natürlich ... ich war nur zu feig, um mich zu töten; ich hab' es tun wollen. Unbegreiflich ist mir heut dies alles ... Hören Sie?

FEDOR. Gewiß! ... Staunen Sie nicht über meine Ruhe ... ich lege es mir zurecht, ich philosophiere ... Sie fliehen vor den Wonneschauern jener ersten Liebe, die Sie verwirrt, zu dem blühenden, sonnenhellen Leben, das Sie berauscht —

FANNY näher zu ihm. Sie ängstigen mich. Sie reden nicht natürlich ... Ich bitte Sie, Fedor, schreien Sie — erheben Sie die Hand gegen mich ... es ist ja unheimlich, wie Sie da im Schatten stehen ... Jagen Sie mich doch hinaus —

FEDOR. O nein ... Ich bin ganz ruhig, ich philosophiere. ... Sie vergaßen ihn sehr schnell ... nun ... weil ... o wie stolz ich bin ... weil ich mit einem Male erschien ... Zuerst der Mystizismus, dann der Leichtsinn der Lebensfreude. — Was bin ich ...? Warten Sie nur, ich werde es Ihnen erklären können ... Lassen Sie mich nachdenken, was ich für Sie zu bedeuten habe.

FANNY. Fedor ... ich konnte nichts anderes tun, als Ihnen die Wahrheit sagen. Wenden Sie sich nun nicht mit diesem fürchterlichen Spott von meinem Geständnis ab ... Erklären Sie nicht, philosophieren Sie nicht — ich weiß, was Sie mir bedeuten — Glück — Leben — alles! ... Ich war dumm, leichtsinnig ... was geht es uns denn beide an, was ich war? ... ich weiß, was ich jetzt bin ... ich bin Ihr Geschöpf, Ihr Werk; alle meine Gedanken, mein ganzes Empfinden sind Sie. — Was soll mir denn alles Rückwärtsschauen? ... Auf den Knien lieg' ich vor Ihnen — machen Sie aus mir, was Sie wollen! ... Wenn Sie mich aber verstoßen, so geben Sie mir irgend ein Wort mit, das mir den Frieden wiedergibt für alle Zeit! ... Ich möchte nur eines vermögen: Ihnen zu beschreiben, was ich nach jenem letzten Abend empfand, da Sie in unserem Zimmer waren! ... Sie kennen Ihre Macht nicht — Sie wissen nicht, in welchen Taumel von Seligkeit Sie mich brachten ... Fedor, lassen Sie mir dies ... O, was möchte ich Ihnen noch alles sagen, aber ich wage es nicht; Sie dürften mich verhöhnen ... daß ich Sie ewig lieben werde, daß ich es weiß ... daß das so wahr ist ... o Gott, so wahr wie dieser Augenblick, wie Sie, wie ich ...

FEDOR. Nein, nein, Fanny — ich verhöhne Sie

nicht, denn ich bin ja wahnsinnig genug, es zu glauben —

FANNY. Wahnsinnig genug — das ist kein Glaube!

FEDOR. Warum glaube ich Ihnen? Das läßt mich nicht los! . . . Mir ist, als würde die Fabel lebendig von den zwei Menschen, die für einander bestimmt sind und sich endlich finden müssen. Und warum sollst du nicht dasselbe empfinden wie ich? Und ich hab' es ja gefühlt, daß du es warst, die ich geliebt vom Beginn aller Tage an, die ich geliebt in dem ersten Sonnenstrahl, der mein Auge traf, in dem ersten Frühlingshauch, der mich berauschte — wohl auch in dem ersten Weib, das ich geküßt . . . Es kann ja wahr sein . . . es ist ja möglich . . . man klammert sich ja an alles, an alles, wenn man glücklich sein will —

FANNY. Ja, ja, das ist's! . . . Weise es nicht von dir . . . Wir haben uns geliebt — immer, immer! Und die Ewigkeit, die wir uns lieben werden, verschlingt die paar dummen Jahre, in denen wir uns nicht begegnet sind. Jetzt haben wir uns endlich gefunden . . . du fühlst es wie ich — wir können ja doch nicht mehr voneinander! — Und wenn du mich jetzt fliehst, suchst du mich morgen — wenn du mich von deiner Seite treiben willst . . .

FEDOR. Komm . . .! *Zieht sie an sich.* Komm . . . Sag' mir noch einmal, daß du mich liebst . . .

FANNY. Du selbst bittest mich darum . . . Du . . . du . . . du! . . . Ich . . . ich . . . jetzt kann ich's nimmer sagen . . . *An seinem Herzen, er küßt ihre Haare.* Nun ja . . . also . . . höre . . . Ich liebe dich . . . für alle Ewigkeit . . .

Vorhang.

Bei Therens. Später Abend. Das Zimmer wie im ersten Aufzug, nur besser erleuchtet. — Auf dem Klavier liegen zwei Kränze.

EMMI tritt herein, von FRAU THEREN begleitet.

EMMI. O, noch gar niemand da . . . ?

FRAU THEREN. Nein, Fräulein Emmi! — Es ist noch nicht zehn Uhr, und Fanny spielt heute! . . .

EMMI. Ach ja . . . Aber Klara?

FRAU THEREN. Sie holt Fanny ab.

EMMI. O, wie schön haben Sie's heute! . . . Wie hell!

FRAU THEREN. Ja, ja, liebes Fräulein! . . . Sehen Sie, so sieht ein Haus aus, in das das Glück einzieht!

EMMI. Man spürt es aber auch förmlich . . . Also sagen Sie, Frau Theren — es ist ganz bestimmt wahr — ?

FRAU THEREN. Was denn?

EMMI. Nun — Klara!

FRAU THEREN. Klara und Herr Wandel — ?

EMMI. Ja — ?

FRAU THEREN. Gewiß; heute verloben sie sich! — Denken Sie — mit Klara zusammen ist er beim Theater und wartet! Ich sollte das eigentlich gar nicht zugeben.

EMMI. Aber ich bitte Sie, Frau Theren — wenn sie nun schon einmal verlobt sind!

FRAU THEREN. Nun freilich — da haben Sie recht . . . Sehen Sie doch einmal . . . da drin . . . *Öffnet die Tür.*

EMMI. Ach . . . ein veritabler gedeckter Tisch! . . . Wie . . . und Weinflaschen!

FRAU THEREN. Man wird doch wohl anstoßen wollen!

EMMI. Natürlich! . . . Ach, es ist wirklich schön, daß Klara endlich einen Mann kriegt!

FRAU THEREN. Und da, sehen Sie die Kränze!

EMMI. O, die hat mir Fanny schon neulich gezeigt. — Ja, Frau Theren, was das jetzt für ein Lärm mit Fanny ist seit der Albine! — Die Leute waren ja außer sich! Mir kommt vor, ich hab' mein Lebtag nicht so applaudieren hören!

FRAU THEREN. Glauben Sie —?

EMMI. Sie war aber auch wirklich wunderbar — Das ist so eigentümlich, Frau Theren; man hat da eine Freundin, kennt sie als ganz kleines Kind, und dann setzt man sich ins Theater hinein — und das soll nun ganz dieselbe sein, die vor unseren Augen Komödie spielt! . . . Und besonders diese Rolle — das war eine ganz fremde für mich, da oben — denn eigentlich ist das ein ganz ordinärer Charakter, die Albine — nicht wahr?

FRAU THEREN. Ja, recht gemein!

EMMI. Aber sie war außerordentlich, die Fanny! — Hat sie sich nur die Kritiken alle in den Blättern aufgehoben?

FRAU THEREN. Ja, sie hat sie ausgeschnitten und will sie zusammenkleben.

EMMI. In ein Album, ja! . . . So möcht ich's auch tun. — Aber nicht wahr, jetzt bekommt sie gar keine kleine Rolle mehr — nur immer erste?

FRAU THEREN. O, die alten muß sie schon weiter spielen . . . Heute aber gibt sie wieder die Albine — zum vierten Male seit acht Tagen — denken Sie, die Mühe!

FRAU THEREN, EMMI, EMERICH BERGER.

BERGER. Meine Damen!

FRAU THEREN. Herr Berger! Guten Abend!

BERGER. O, ich habe die Damen wohl gestört . . .

FRAU THEREN. O nein . . .

EMMI. Woher kommen Sie denn? — Sie sehen ja aus wie ein Marquis?

BERGER sehr geschmeichelt. O, wie ein Marquis — das glaub' ich doch net. — Ich komm' von Doktor Wittes Hochzeitsdiner.

EMMI. War's schön?

FRAU THEREN. So, das war heut?

BERGER. Ja ... heute! ... Schön? — haben Fräulein gefragt? — O gewiß — Famoses Diner, sehr elegante Gesellschaft ... Pardon ... Erlauben! *Zu den Kränzen hin.* Ah — man darf wohl berühren ...?

FRAU THEREN. Ja, was sagen Sie! ... Diese Pracht!

BERGER. Man merkt doch gleich, daß man im Hause der Künstlerin ist! — Nun, und Sie, mein Fräulein, wie ich höre, beabsichtigen ja auch sich der Bühne zu widmen?

EMMI. Woher wissen Sie das?

BERGER. Mein Fräulein ... wenn man ein solches Beispiel vor Augen hat, wie Sie in Ihrer Freundin ...

EMMI. Ja, aber es bringt's nicht jede so weit!

BERGER. Und eigentlich in kurzer Zeit — denn schaun S', vor wenigen Wochen hat man ja von Fräulein Theren kaum gesprochen — und jetzt mit einem Male!

FRAU THEREN. Ist denn das wahr, daß es ein so großer Erfolg war?

BERGER. Ja, gnädige Frau stehen sozusagen zu nah — können das gar nicht beurteilen ...

EMMI. Ich hab's Ihnen doch auch gesagt, Frau Theren! — Es ist unerhört. Und man sagt auch schon, daß sie ans Berliner Hoftheater engagiert ist, weg von hier ...

FRAU THEREN. O nein. Aber Anträge hat sie genug bekommen — und wahrhaftig sehr gute darunter.

FRAU THEREN, EMMI, BERGER, FEDOR DENNER, LEO MILDNER.

FEDOR. Guten Abend! — *Allgemeine Begrüßung.*

FRAU THEREN. Ja, aber, Herr Denner, — was ist denn das mit Ihnen! ... Das ist ja gewiß schon an drei Wochen, daß man Sie nicht gesehen hat!

EMMI. O, heut vor vierzehn Tagen war er da!

FRAU THEREN. Ja aber seitdem nicht! — Das ist nicht schön, daß Sie sich jetzt gar nicht mehr blicken lassen.

FEDOR. Ach, gnädige Frau . . .

EMMI. Sie sind ja auch so nobel heute!

FEDOR. Ich war — mit Herrn Berger zusammen.

EMMI. Ach ja . . . Sie sind ja auch ein Freund von Doktor Witte.

BERGER. Ich hab' eben erzählt — es war eine brillante Hochzeit.

FEDOR. Die schönen Kränze!

FRAU THEREN. Ach, das haben Sie alles noch nicht gesehen! Natürlich — die sind von der zweiten Aufführung . . . Waren Sie da auch dabei . . . ?

FEDOR. Nein.

EMMI. Nun, und Sie, Herr Doktor Mildner, was sagen Sie denn eigentlich zur Fanny? Da haben wir ja einen wirklichen Kritiker!

LEO. Da sind wir ja wohl alle einig. Es war eine Glanzleistung! Ja aber wie ist mir denn — Hab' ich andere Augen — oder . . .

EMMI. O nein — es ist wirklich heller.

FRAU THEREN. Ja heute! — Heute ist ein ganz eigner Tag.

EMMI. Heut wird man sich sogar zu Tisch setzen.

LEO. Eine Überraschung?

FRAU THEREN. Nun, es ist ja eigentlich keine. Meine Klara verlobt sich.

LEO. Ah, ich hörte schon —

BERGER. Da darf man gratulieren! *Gratulieren. Händedrücken.*

FRAU THEREN. Ich muß noch einiges richten. Emmi, wollen Sie unterdes den Herren Gesellschaft leisten.

EMMI. O, dazu bin ich zu schüchtern . . . Ich helfe Ihnen, Frau Theren . . .

BERGER. Darf ich nicht auch mithelfen?

EMMI. Ach, was fangen wir denn mit Ihnen an!

BERGER. O, ich zerbrech' gar nichts! *Frau Theren und Emmi ins nächste Zimmer; die Türe bleibt offen stehen, Berger folgt ihnen. Man sieht, wie Frau Theren und Emmi am Tisch herumhantieren und wie Berger ab und zu mit Emmi vertraulich zu reden versucht.*

LEO. Na, du machst ein recht nettes Gesicht.—

FEDOR. Das hätte sie nicht von mir verlangen sollen...

LEO. Wie...?

FEDOR. Daß ich noch einmal da heraufkomme —

LEO. Mein Lieber... jetzt mußt du eben völlig drüber wegkommen!... Im übrigen, wenn du schon so fein für dich empfindest, solltest du das auch ein wenig für sie tun.

FEDOR. Das heißt —?

LEO. Nun, es wird ihrem Ruf nicht sehr zu statten kommen, wenn man sie um zehn Uhr abends aus deinem Hause kommen sieht.

FEDOR. Wer hat sie gesehen?

LEO. Ich, mein Lieber... was freilich nichts tut. Ich sage nichts!

FEDOR. Und was würden die andern sagen?

LEO. Nun, es ist jedenfalls besser, das Gerede zu vermeiden!

FEDOR. Weißt du, was sie sagen möchten?... Also jetzt ist's der...!

LEO. Du sprichst wie ein Knabe! — Wo ist der starke Geist, dem die Meinung der Welt nichts galt?

FEDOR. Sie gilt mir auch heute nichts! — Es handelt sich auch nicht darum...! Ich werde auch über alles hinauskommen. Nur gewisse Dinge müßten mir erspart bleiben!... Wenn ich denke, daß ebenso wie ich hier ein anderer stand und sie erwartete! Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, der liebe Freund des Hauses, sich hier *auf den Schaukelstuhl deutend* vornehm wiegte, eine Zigarette rauchend. Fanny stand ans Fenster gelehnt, die Mutter strickte!... Ah — was das heute alles für mich bedeutet... und wie ich diese Mutter hasse, die strickt und nichts sieht!

LEO. Du mußt dich entscheiden, dünkt mich.

FEDOR. Wie das?

LEO. Wie du die Sache nehmen willst ... Jetzt, wo es nun geschehen! — Ist sie eine von jenen, die geirrt —

FEDOR. Nun, was soll ich dann tun?

LEO. Es muß doch Klarheit in das Verhältnis gebracht werden! ... So, wie es heute einmal steht.

FEDOR. Ah, sie zum Weibe nehmen? Weißt du, wer ich dann bin? — Der, der schließlich hängen geblieben ist!

LEO. Ah — wieder, was die Leute sagen!

FEDOR. Die Leute, die Leute — nicht das! Aber siehst du — wie ich heute dem andern gegenüber saß — zwei Stunden nach seiner Vermählung ... er neben seinem jungen Weib, und rings herum war man so lustig und zufrieden! ... Und ich dachte, wie es einmal kommen kann ... Er, Arm in Arm mit seiner Frau, begegnet mir mit ihr ... Kennst du dieses Lächeln, das um unsere Lippen zuckt, wenn wir einem Weibe begegnen, das uns einmal gehört hat ...

LEO. Leider nicht!

FEDOR. ... Für kurze Zeit, als Geliebte! — und wir sehen sie dann am Arme eines anderen, der sie anzubeten scheint — kennst du dieses Lächeln? ... Um seinen Mund würd' ich es spielen sehen, auch wenn es seine Lippen nicht bewegte — und hinter seiner Stirne würd' ich mit einem Male alle jene Erinnerungen steigen sehen, die er mit mir teilt — ah! ...

LEO. Also ... was willst du tun!

FEDOR. Ich weiß es nicht! *Er geht im Zimmer herum, besieht die Kränze, die Schleifen usw.*

LEO. Da bleibt dir ja nur eines übrig!

FEDOR. —?

LEO. Es leicht nehmen! ... Wieder einmal eine Geliebte ...

FEDOR. Auch einer sein? — einer genau wie die anderen ... dessentwegen man sich dann auch nicht

umbringt? Wie? — Das ist ebenso unerträglich. —

LEO. Was also willst du tun? —

FEDOR. Ich weiß es nicht! . . . Hm . . . Schau', dieser schöne Kranz . . . Von wem hat Fanny eigentlich diesen Kranz bekommen? — *Frau Theren kommt wieder herein mit Emmi und Herrn Berger.*

FRAU THEREN. Sie schauen Sich die Kränze an? Der eine hier ist besonders schön.

FEDOR. Ja! . . . von wem ist er denn?

FRAU THEREN. Ach, das ist der große blonde Mann, der immer den Ecksitz in der ersten Reihe hat.

FEDOR harmlos. So? . . . Wer ist das?

FRAU THEREN. Ich hab' seinen Namen vergessen — Ein Baron ist es, glaub' ich.

FEDOR. So . . . ja die Leute sind wirklich liebenswürdig.

FRAU THEREN. Ach ja, sehr! . . . Heut morgen ist ein Riesenbukett gekommen, gleich in der Früh', anonym!

FEDOR. So? . . . Ich dächte doch . . . man sollte anonyme Geschenke . . .

EMMI. Oh, ich hab' auch vor wenigen Tagen erst in der Früh' von unbekannter Hand Blumen bekommen. Der Dienstmann brachte sie mir — und lief dann eiligst davon!

BERGER. Haben Fräulein wenigstens eine Ahnung, von wem die duftende Spende kam?

EMMI. Nein, ich weiß es bis heute nicht, ich habe nacheinander vier verschiedene Herren vermutet — und denken Sie, jeder machte ein so pfiffiges Gesicht, als ich von dem anonymen Bukett erzählte, wie Sie! — Sie waren's also auch nicht!

LEO. Die echte Mädchenlogik.

BERGER. Ich war es tatsächlich nicht — ich hätte nie gewagt —

EMMI. O, ohne Visitkarte können Sie mir schicken, was Sie wollen; der Dienstmann muß aber nur schnell davon — sonst muß ich's ihm ja zurückgeben.

VORIGE — KLARA, FANNY, HERR WANDEL.

EMMI. Ah, da sind sie ja endlich! *Allgemeine Begrüßung.*

FANNY. Ach, ich bin müd', müd'! Eine Plage!

FRAU THEREN. Nun, war's wieder voll?

EMMI. Hast du viel Blumen bekommen?

BERGER. Fräulein haben gewiß wieder Triumphe gefeiert.

FANNY. O, laßt mich nur zu Atem kommen ...

FRAU THEREN. Herrn Denner hast du noch gar nicht gesehen.

FANNY. Ah, bekommt man Sie endlich einmal wieder zu Gesichte? ... Waren Sie drin heute?

FEDOR. Nein!

KLARA. Wo stecken Sie denn eigentlich immer?

FEDOR auf die Frage nicht eingehend. Viel Blumen heut?

FANNY. Nein — in der Garderobe habe ich nur ein paar Rosen bekommen. — Ja, richtig, Mama — du darfst nicht erschrecken. — Es kommt heut ein Nichteingeladener.

EMMI. Um Gottes willen!

FANNY. Moritzki!

FEDOR. Wer ist das?

FANNY. Ach, der Agent! — Ich habe Ihnen doch schon von ihm erzählt ... Er läßt mich nicht in Ruhe. ... Er hat mir neuerdings den Kontrakt vorgelegt.

FEDOR. Den für Petersburg?

FANNY. Ja, denken Sie! —

FRAU THEREN. Warum willst du eigentlich nicht?

FANNY. Aber, Mutter — möchtest du gern mit mir in dieses schreckliche Rußland?

WANDEL. Ich hab' ihr zugeredet, — ich muß ihr da zureden; es ist ein glänzender Kontrakt.

FANNY. Aber ich kenne mich selber nicht aus, wahrhaftig. — Also denke dir, Moritzki reist morgen früh mit dem Schnellzug ab. — Ich habe vor einer Stunde im letzten Zwischenakt abgelehnt —

FEDOR. Nicht sehr entschieden, wie es scheint?

FANNY. O doch! Er aber sagte: Sie haben noch immer zwei Stunden Zeit zu überlegen. Sie müssen mir erlauben, Sie nach dem Theater noch ein letztes Mal zu fragen! — Was sollte ich da tun?

FEDOR. Warum haben Sie eigentlich nicht gleich zugeschlagen, wenn der Kontrakt so gut ist?

FRAU THEREN. Ich selbst möchte wahrhaftig lieber dableiben; ich bitt' Sie, wenn man eine alte Frau ist . . . Jetzt soll ich mit einem Male die Theatermutter werden, die überall mitreist! . . . Und doch red' ich der Fanny zu.

FEDOR. Wahrhaftig, wenn man bedenkt, daß Sie dort mindestens die dreifache Gage bekommen — und dann, denken Sie, in Rußland, da sind die Leute noch viel enthusiastischer.

EMMI. Aber das kann doch nicht wahr sein; — es ist ja so kalt!

FEDOR. O, für die Kunst hat man in den ersten Parkettreihen überall ein warmes Herz!

BERGER. Herr Denner redet so, als wenn man Sie von hier ohne weiteres wegließe — man wird schon schreien: „Dableiben!"

EMMI. Was heißt das?

BERGER. Nun, im Theater, wenn applaudiert wird! — Haben Sie das noch nie gehört: dableiben, dableiben! — Das wirkt sogar rührend!

FANNY nähert sich Fedor, der ein paar Schritte nach rückwärts gegangen, scheinbar teilnahmslos mit den Kränzen spielend, die auf dem Klavier liegen. Ah — Sie schauen sich auch die Kränze an. Nicht wahr, schön? *Leise.* Warum quälst du mich so?

FEDOR nicht darauf eingehend. Von wem waren die Rosen, die du heute in der Garderobe bekamst? . . .

FANNY. Was weiß denn ich?

FEDOR. Ah — anonym wieder! — Na und der blonde Baron? —

FANNY. Fedor, ich beschwöre dich — laß doch den

Ton — hab' doch Erbarmen mit mir! . . . *Laut.* Ja, diese hier — das sind lauter Lorbeeren! *Leise.* Ich bin so zerschlagen von dem Stück. — Warum warst du denn nicht drin, schon wieder?

FEDOR. Nun, im Spielen hat's dich ja wohl nicht gestört? . . . Viel Applaus gehabt?

FANNY. Du wirst mich wohl noch auszanken, daß ich meine Rolle gut spiele —

FEDOR. Aber gar nicht im geringsten. — Ich bitte dich, diese Rolle! — Es muß sehr wohl tun, wenn man so seine eigenen Erlebnisse zu künstlerischen Zwecken ausnützen kann.

FANNY. Herrgott, wenn ich dich nur allein hätte! Aber was soll ich jetzt tun. Ich kann dir nicht um den Hals fallen! — Fedor, quäle mich, ja, ja, du hast recht, ich bete dich doch an!

FEDOR. Ich dich auch — leider!

FANNY. Ich bitte dich, beherrsche dich! — Du bringst mich zur Verzweiflung . . . Du . . . Schatz . . . Schatz . . . Fedor, das darfst du mir nicht mehr antun, daß du nicht im Theater bist, wenn ich spiele. . . . Das ist gräßlich. — Natürlich kann ich spielen . . . aber was ich in den Zwischenakten ausstehe! Schau', warum warst du denn nicht drin?

FEDOR. Ich konnte nicht. —

FANNY. Du konntest nicht? — Was hat dich denn abgehalten?

FEDOR. Ich . . . ich mußte zu der Hochzeit — eines deiner früheren Geliebten —

FANNY. Du bist gemein!

FEDOR. Ich —! Das finde ich eigentlich köstlich . . .

KLARA. Was habt ihr denn —?

FANNY. Ach nichts! Er lacht über seine eigenen Witze.

FEDOR entfernt sich lachend vom Klavier.

EMMI zu Fanny. Geh, Fanny, sag' — wie lange brauchst du eigentlich zum Abschminken?

FANNY. Warum fragst du mich? — Merkt man denn noch was?

EMMI. Nein, nein, ich frage dich nur so — das interessiert mich ja schon alles! *Gruppierung: Frau Theren, Berger, Emmi, Fanny — Leo, Fedor — Wandel, Klara.*

KLARA zu Wandel. Mein lieber Herr Wandel —

WANDEL. Mein Fräulein? Im übrigen — darf ich denn nicht endlich Klara zu Ihnen sagen? Sie werden sich ja doch daran gewöhnen müssen, es zu hören.

KLARA. Nun ja — darum handelt es sich ja nicht. Ich wollte Sie etwas fragen —

WANDEL. Ich bitte?

EMMI will zu Klara. Sie — Klara . . .

BERGER. Aber Fräulein! — Ein Brautpaar stört man doch nicht, wenn es sich etwas zu sagen hat —!

EMMI. Ach ja!

KLARA. Es ist mir aufgefallen, daß Sie der Fanny so energisch zugeredet haben —

WANDEL. Wegen Petersburg?

KLARA. Ja!

WANDEL. Wieso ist Ihnen das aufgefallen? Ich darf mich doch wohl schon ein bißchen zur Familie rechnen, und da hab' ich meiner Ansicht Ausdruck verliehen.

KLARA. Mir wäre es aber schrecklich, wenn Fanny wegmüßte.

WANDEL. Liebste Klara, bin ich wirklich nicht imstande, Ihnen durch die neue Häuslichkeit einen Ersatz für das alles zu bieten?

KLARA. Ich hatte gehofft, daß sich das vereinigen ließe.

WANDEL. Wieso — vereinigen?

KLARA. Nun, das ist doch klar . . . Ich habe Ihnen gesagt, daß ich aufrichtige Hochschätzung für Sie empfinde, aber daß es mir Schmerz bereiten würde, mich von den Meinen trennen zu müssen . . .

WANDEL. Liebe Klara . . . eine gewisse Art von

Trennung ist doch nicht zu vermeiden. Sie begreifen ja, zusammen wohnen können wir nicht bleiben —

KLARA. Sie lieben die Meinen nicht —

WANDEL. Wollen Sie mich schelten, daß ich Sie höher halte als ... als alle andern?

KLARA. Ich werde es nie dulden, daß Sie über meine Familie ...

WANDEL. Klara, mißverstehen Sie mich nicht. Sie müssen sich nur über die Verhältnisse klar sein. Es kann Ihnen ja doch nicht entgangen sein, daß ich dem ganzen Kreise hier ein wenig fremd gegenüberstehe. Schauen Sie, Klara, ich habe mir vorgestellt, unsere Verbindung müßte das Ideal einer echten deutschen bürgerlichen Ehe werden, und kein Hauch sollte dieses reine Bild trüben.

KLARA. Es wäre Ihnen also angenehm, oder sagen wir — bequem, wenn meine Schwester nicht hier bliebe.

WANDEL. Es ist ja nicht zu leugnen, noch immer bringt man der Künstlerwelt, insbesondere der dramatischen, ein gewisses achtungsvolles Mißtrauen entgegen, das ja leider in der großen Mehrzahl der Fälle gerechtfertigt ist. —

KLARA. Reden Sie nur weiter, reden Sie nur!

WANDEL. Ich will Ihnen nur ein kleines Beispiel dafür geben, wie die Leute sind ... Nicht wahr, die Brillanten, welche Ihr Fräulein Schwester als Albine im dritten Akt trägt, gehören Fräulein Müller —?

KLARA. Gewiß! —

WANDEL. Nun ja, Sie wissen das, und ich und Ihre Mama und Fanny und noch zehn Leute! Glauben Sie aber, daß man es unterlassen hat, Bemerkungen darüber zu machen? Ich bitte Sie, kann man das auf den Theaterzettel drucken: „Die Brillanten sind von Fräulein Agathe Müller beigestellt"?

KLARA. Das ist aber schrecklich, was Sie mir da erzählen —

WANDEL. Ah, schrecklich ist's gewiß nicht — die Sache steht nur so: In dem Augenblicke, wo sich ein

junges Mädchen in diese Welt des Theaters stürzt, kann sie auch dem Tratsch nicht entgehen, der sich von nun an an ihr ganzes Leben knüpft. Es ist rein unmöglich, dem auszuweichen — und sie selbst wird bald lernen, sich darüber hinwegzusetzen.

KLARA. Aber die andern, die wissen, was davon zu halten ist, müssen das auch tun — und von Ihnen darf ich es doch gewiß verlangen!

WANDEL. Ohne Zweifel! Aber erklären Sie die Geschichte von den Brillanten anderen Leuten, beispielsweise meinem Onkel. — Es ist immer wahrscheinlicher, daß man Brillanten von einem Fürsten geschenkt als von einer Kollegin geliehen bekommt.

KLARA. Ja, aber sagen Sie, was soll Fanny tun? — Sie darf die Steine nie wieder tragen.

WANDEL. Aber ich bitte Sie, das ist ja ganz nebensächlich. Die Geschichte können Sie meinetwegen allegorisch nehmen. — Morgen wird man es auffällig finden, daß Baron X. Ihrer Schwester täglich Blumen schickt; übermorgen, daß täglich Herr Soundso in der Proszeniumsloge sitzt; in einer Woche, daß Herr Denner Ihre Schwester nach dem Theater nach Hause begleitet. *Klara zuckt zusammen.*

KLARA. Herr Wandel . . . ich wünsche, daß Sie mir geradeheraus sagen, was Sie über Fanny denken.

WANDEL. Nichts! . . . Sie ist das beste Mädel von der Welt. Doch sie ist jung, sie ist schön, sie ist Künstlerin —

KLARA. Aber, nach dem, was Sie eben sagen, ist es doch gerade tausendfach meine Pflicht, über dieses Kind zu wachen! Warum soll sie denn in die Welt hinaus, wo ich nicht bei ihr sein kann, wo ich sie nicht schützen und hüten kann — — warum lächeln Sie denn? *Fanny und Fedor stehen beisammen.*

WANDEL. Nun . . . das ist ja doch vor allem Sache der Mutter; die bleibt doch bei ihr —

KLARA. Meine Mutter ist seelengut, ja — aber sie kennt die Welt nicht; sie ist voll Vertrauen — Sie kennen ja meine Mutter! . . .

WANDEL. Klara, ich liebe Sie — nicht allein, weil Sie schön, sondern auch weil Sie stolz und ruhig sind. Glauben Sie, daß ich nur Ihr Bestes im Auge habe! — Im übrigen verschweige ich Ihnen gewiß nichts — was Sie nicht besser wüßten als ich! — Doch — sehen Sie — es kommen neue Gäste . . . wir sprechen noch darüber — wann Sie wollen. *Er geht nach hinten.*

VORIGE — AUGUST WITTE tritt ein, Frack usw., mit Blumen in der Hand.

KLARA ist sehr bewegt stehen geblieben, läßt die Worte Wandels anscheinend in sich nachwirken. — Die Stellung hat sich folgendermaßen ergeben: Frau Theren, Emmi, Berger am Tisch rechts vorn. Beim Klavier Leo, Fedor, Fanny.

WITTE nähert sich dem Tisch, an dem Frau Theren sitzt. Gnädige Frau, — Guten Abend! *Begrüßt Emmi und Berger.*

LEO. Ach, wir müssen uns nun doch um die Gesellschaft umsehen! *Geht nach vorne.*

FEDOR ist zusammengefahren, da Witte hereintrat.

FANNY. Das ist entsetzlich! . . . Mein Geliebter, beherrsche dich — ich beschwöre dich! ich kann ja nichts dafür!

FEDOR. Fanny, warum mußt' ich da herauf! — Waren wir nicht beinahe glücklich?

FANNY. Das war nicht genug. — Du mußt vollkommen weg über — das Märchen! Das alles ist ja nicht wahr. Wir zwei nur leben! —

WITTE zu Frau Theren. Ja sehen Sie, Frau Theren — wo ich nur hinkomm', da gibt's schon a Glück! — Von einer Hochzeit komm' ich, bei einer Verlobung bin ich — und, wo ich von hier aus hingeh', das sag' ich gar nicht!

BERGER. Aber August —

WITTE. Nix aber August! . . . Ganz solid! —

EMMI. Warum sagen Sie's dann nicht? —

WITTE. Fragen Sie nur den Emerich — er kommt mit. — Fräulein Klara, guten Abend. *Sie ist auch zu*

der Gesellschaft an den Tisch gekommen. — Pardon — hatte Sie noch gar nicht bemerkt. — Und wo ist denn die große Künstlerin? —

FANNY kommt näher. Hier, — wenn Sie mich meinen!

WITTE. Mein Fräulein — meine ganz besondere Hochachtung! — Mit Ihnen trau' ich mich gar nimmer zu reden! — Sind S' nicht stolz geworden? — Guten Abend, Herr Denner, wir haben uns schon eine ganze Stunde nicht gesehen! — Mein Fräulein, wenn S' also nicht stolz worden sind — so erlauben Sie mir *überreicht ihr die Blumen —*

FANNY sieht ängstlich auf Fedor. Diese Ehre!

WITTE. Sie werden Ihnen ein Glück bringen, wenns's noch eins brauchen — sie sind von dem Bukett, das in der Mitten von der Hochzeitstafel gestanden is.

FANNY. Sehr liebenswürdig.

FEDOR. Lassen Sie mich doch einmal riechen! *Nimmt ihr die Blumen aus der Hand; sie erschrickt.* Ah, das duftet! — Rosen! — da! . . .

ROBERT kommt. VORIGE.

ROBERT. Meine Herrschaften — kann man herein? ich meine — so, ohne Frack und weiße Krawatte.

FRAU THEREN. Aber so machen Sie doch keine Geschichten! *Man wendet sich ihm zu; Begrüßung.*

FANNY. Ich bitte dich — beherrsche dich! — Nimm die Rosen meinetwegen und wirf sie hinters Klavier.

FEDOR. Wie kannst du es dulden, daß dieser Mensch über deine Schwelle kommt?

FANNY. Um Gottes willen — was soll ich tun? — Ich kann ihm doch nicht sagen: „Gehen Sie!" — Und überdies, was kann dir denn das anhaben? — Beim Himmel, ich würde nicht zurückdenken müssen, wenn du mich nicht immer gewaltsam erinnertest.

FEDOR. Da hast du deine Rosen! — Es gibt Dinge, die du nie verstehen wirst!

ROBERT ist nun begrüßend bei Fanny angelangt. Wie tief soll ich mich verbeugen? — So was hab' ich schon lang nicht erlebt! — Fräulein, das war nicht mehr Kunst, das war Natur!

FANNY. Danke, danke — danke! ich kann leider nicht mehr sagen!

ROBERT. Grüss' dich Gott, Fedor — ah, Leo! —

WITTE. Meine Herrschaften, ich habe nicht nur Blumen mitgebracht, sondern auch den allerneuesten Walzer.

KLARA. Ach, lassen Sie hören. *Man geht nach hinten.*

FANNY zu Fedor. Hörst du, was die Leute sagen? — Macht dich das nicht ein wenig stolz?

FEDOR. Mich?

FANNY. Du darfst mich nicht wieder verhöhnen um das, was ich dir jetzt sage — ich fühl' es aber so deutlich, so wunderbar klar! — Du, du, mein Fedor — du hast mich zu dem gemacht, was ich bin — ich wäre eine Stümperin geblieben, ohne dich! — *Sie wirft die Rosen auf den Tisch, von dessen Runde man sich erhoben hat, um nach rückwärts zu gehen.*

FEDOR. Wenn man alles so wegwerfen könnte, wie die Rosen!

FANNY. Ich hab's getan.

FEDOR. Nein, mein Kind — unsere Erinnerungen welken nicht, das ist das Traurige. Sie können nur ihren Duft verlieren — aber sie blühen weiter.

FANNY. Mein einziger Schatz — ich bin schon so selig, wenn du nur ruhiger sprichst — du wirst ja doch endlich dran glauben, daß du mein Leben und mein Schicksal bist! — Bleib nur bei mir, verlaß mich nur nicht — ich lebe ja nur für dich.

KLARA zu ihnen, die sich dem Klavier genähert. Was habt denn ihr zwei immer miteinander?

FANNY. Er will's gut machen, daß er schon so lang nicht bei uns gewesen, Schwesterl! — Aber kümmere du dich heute nur um dich!

BERGER zu Witte, der das Klavier schon aufgemacht. So fang doch einmal an!

WITTE beim Klavier, klimpert einen Walzer, um ihn herum Frau Theren, Emmi, Klara, Wandel, Fanny, Berger; Fedor ist zu Robert gegangen und begrüßt ihn. Fedor, Leo, Robert stehen nun beisammen, etwas abseits.

ROBERT. Grüss' dich Gott, Fedor — du warst noch immer nicht bei mir, das Bild anschauen.

FEDOR. Ich komme morgen oder übermorgen! — Wie geht's dir denn?

ROBERT. Vortrefflich.

LEO. Wie immer!

ROBERT. Noch besser heute.

LEO. Wie geht's Ninette?

ROBERT. Eben haben wir zusammen soupiert . . . Unter uns — ich bin ein ganz klein wenig betrunken, — ich beherrsche mich nur. Wir waren lustig wie noch nie!

FEDOR. Was habt ihr denn heut gefeiert? Bald ist es ihr Geburtstag, bald der deine, bald die Feier des ersten Kusses . . .

ROBERT. Schon gut . . . wir haben manches Fest gefeiert, heute allerdings das schönste. Es war der Abschied?

LEO. Wie?

FEDOR. Und darum so lustig?

ROBERT. Ich sage dir, es ist herrlich, wenn so eine Flamme plötzlich verlischt — nur das Verglimmen macht euch andere so traurig.

FEDOR. Nun ja — dich begreif' ich noch. — Es ist auch eine Philosophie. Aber sie, sie — das Mädel?

ROBERT. Nun sie — sie hatte keine Ahnung davon!

LEO. Wie?

ROBERT. Wozu ihr die Laune? — Die Frauen vertragen schon den letzten Kuß — man darf ihnen nur niemals sagen: dies ist der letzte . . . Ich vermeide stets die Herbheit des Abschiednehmens.

FEDOR. Das ist im Leben doch nicht immer durchzuführen . . .

ROBERT. Immer!

LEO. Sie wird wiederkommen.

ROBERT. Und den besten Freund wiederfinden.

FEDOR. Ich wundere mich nur, wie du das anstellst, daß du weißt, wann es Zeit zum Scheiden ist.

ROBERT. Mein lieber Freund — das wissen wir alle, immer! Ihr habt nur selten den Mut, es euch einzugestehen, ich jederzeit . . . Und darum hab' ich eigentlich noch nie ein Weib belogen, dem ich sagte: Ich liebe dich — nur ihr, die sogenannten Zartfühlenden tut es immer wieder von neuem.

FEDOR. Hat man dich noch nie herzlos geheißen?

ROBERT. O ja! Und doch, wie sollten uns die Frauen Dank wissen, wenn wir sie zur rechten Zeit verlassen!

LEO. Und . . . wenn dich ein Weib verließ, was empfandest du da?

ROBERT. O, ich war wütend!

FEDOR. Ah, siehst du!

ROBERT. Nun, gewiß! — Ich bin ja kein Gott! Aber das Wort: „Bleib!" — hat noch keine gehört, die gehen wollte!

EMMI beim Klavier. Das also ist der neueste Walzer? — Aber den kenn' ich ja längst!

WITTE. Ach nein, ich spiele ihn nur so bekannt! — Hören Sie diese Stelle zum Beispiel *spielt und singt dazu.* — Die ist noch nie dagewesen.

Die Tür öffnet sich, Herr MORITZKI, *etwas geckenhaft, über 30 Jahre — und* AGATHE MÜLLER *treten ein. Bewegung ums Klavier.* DIE VORIGEN.

FANNY zu Frau Theren. Da ist Moritzki . . .

Geht mit Frau Theren den Eintretenden entgegen.

LEO zu Fedor. Da ist Moritzki!

FEDOR. Der interessiert mich. *Geht auch entgegen.*

FANNY verlegen. O, Fräulein Müller — Guten Abend, Herr Moritzki! Meine Mama — Herr Moritzki, von dem ich dir erzählte! — Herr Moritzki — einen Augenblick, ich muß nur das Fräulein Müller vorstellen.

AGATHE. Sehen Sie, wie ich mein Wort halte! — Denken Sie, Moritzki frägt mich um den Weg zu Ihnen — da fällt mir ein, ich gehe gleich mit ihm — die paar Schritte vom Theater . . .

FRAU THEREN. O, ich werde Sie auch gleich mit den Herren und Damen bekannt machen — *Fedor, der herzugekommen, vorstellend.* Herr Fedor Denner.

MORITZKI spricht mit leicht polnischem Akzent. — O, danke bestens — geehrte gnädige Frau, aber ich bitte Sie, sich absolut nicht zu derangieren — ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, daß ich überhaupt zu so später Stunde noch störe — Morgen früh reise ich ab, und es läge mir unendlich viel daran, daß die Sache realisiert wird — ich weiß nicht, ob der Direktor noch lange wird warten wollen — *Fanny hat Fräulein Agathe Müller unterdessen vorgestellt, nur Wandel, Leo und Robert haben sie nicht persönlich gekannt; nun kommt Fanny, der sich Klara angeschlossen hat, wieder zu Moritzki. — Fräulein Müller scheint sich Vorwürfe zu machen, daß sie Witte beim Klavierspielen gestört hat, und fordert ihn durch Gebärden auf weiterzuspielen; er weigert sich. — Zwanglose Gruppe beim Klavier. Witte, Berger, Emmi, Leo, Robert, Fräulein Müller; — Wandel schaut zu der anderen Gruppe hin, die nach vorn an den kleinen Tisch gegangen. Frau Theren, Klara, Fanny, Fedor, Moritzki. — Klara und Fanny, während sie vom Hintergrund nach vorne, zur Gruppe um Moritzki, gehen, sprechen mit einander.*

FANNY. Was bleibst du denn nicht bei deinem Bräutigam?

KLARA. Ich möchte dabei sein, wenn du mit Moritzki sprichst!

FANNY. Möchtest mich gern weg haben — wie?

KLARA. Ich muß mit dir reden — jedenfalls!

FANNY. Erspar' dir's — du kommst mir gar nicht so besonders groß vor — seit du dich dazu entschlossen! *Sie stehen nun bei den andern.*

MORITZKI. Sehen Sie Fräulein, ich habe mir eben erlaubt, Ihrer Frau Mama die Vorteile flüchtig

auseinanderzusetzen — Ihnen kann ich kaum mehr sagen, als Sie schon wissen —

FANNY. Und Sie kennen ja auch schon meine Ansicht. Ich fühle mich nicht reif für diese Stellung — die Sache wird mit einer Enttäuschung enden.

MORITZKI. Ich bitte Sie, Fräulein, lassen Sie das meine Sorge sein! Rekapitulieren wir — Sie verpflichten sich auf ein Jahr — um Gottes willen, daß ist ja doch nicht die Ewigkeit! Ihre Gage 500 Rubel monatlich, Spielhonorar 20 Rubel, monatlich zehnmal garantiert, — also 700 bis 800 Rubel sicher — außerdem vier Wochen Urlaub, während welcher Zeit sich zweifellos ein vorteilhaftes Gastspiel bietet —

FEDOR. Das ist eigentlich glänzend!

MORITZKI den Kontrakt aus der Fracktasche ziehend. Hier ist der Kontrakt!

FANNY. Ja, sagen Sie — muß ich mich denn noch heute entscheiden?

FRAU THEREN. Der Antrag ist außerordentlich — aber sehen Sie, man entschließt sich so schwer, so weit wegzugehen —

FANNY. Sie dürfen nicht vergessen — ich habe ja auch noch einzelne andere Anträge bekommen; gewiß materiell nicht so glänzend wie der Ihre, aber wenigstens nicht so ganz außer der Welt —

MORITZKI. O Fräulein, das ist ein Irrtum, daß Petersburg so ganz außer der Welt ist!

FANNY. Ja, und auch hier dürfte mein Kontrakt unter sehr vorteilhaften Bedingungen erneuert werden.

MORITZKI. Nun ja, ja, gewiß — aber ich bitte Sie, man wird Ihnen doch nicht die Hälfte von dem bieten, was Sie in Petersburg bekommen — und das Heimweh ist mit 300 Rubel per Monat eigentlich sehr gut bezahlt —

FANNY. Das ist eben Ansichtssache —

FEDOR den Kontrakt nehmend. Sie erlauben doch? *Sieht ihn durch.*

MORITZKI. Ihr Fräulein Schwester wird mir gewiß beistimmen!

FANNY. Ja, aber sagen Sie, Herr Moritzki, können Sie mir nicht wenigstens acht Tage Bedenkzeit lassen?

FRAU THEREN. Ja, ein paar Tage zum Überlegen wären doch recht angenehm!

MORITZKI. Fräulein — ich täte es ja mit dem größten Vergnügen, wenn es möglich wäre! Ich reise morgen früh nach Berlin; übermorgen muß man in Petersburg definitive Antwort haben.

FANNY. Da könnte ich Ihnen ja morgen telegraphieren? —

MORITZKI. Es wäre mir lieber, wenn ich den unterschriebenen Kontrakt mitnehmen könnte! In spätestens acht Tagen wären Sie im Besitz des Gegenkontraktes.

FANNY zu Fedor, der in das Durchlesen des Schriftstücke sehr vertieft und vollkommen ruhig scheint. Nun — sind Sie bald fertig, Herr Denner?

FEDOR. Pardon — hier ist der Kontrakt!

FANNY angstvoll, aber scheinbar in einfachem Frageton. Nun, was sagen Sie dazu?

FEDOR. Ja, soweit ich über diese Dinge ein Urteil habe — mir scheint es, daß Sie für den Augenblick kein besseres Engagement finden könnten —

FANNY. Haben Sie auch gelesen, von welchem Tage an der Kontrakt läuft?

FEDOR. Ersten — Juni?

FANNY. Ja — das ist in zwei Monaten etwa —

FEDOR. So ... und hier läuft er mit 15. Mai ab? —

FANNY. Ja — nun was denken Sie über den Antrag?

FEDOR. Ich sagte es ja eben. Wenn man das Heimweh, im Gegensatz zu der sentimentalen Auffassung des Herrn Moritzki, eventuell nur mit 100 Rubel berechnet, so profitieren Sie sogar 200 Rubel per Monat — —

AGATHE vom Hintergrund. Annehmen, annehmen! Ach, Sie haben den Kontrakt da? — Darf man ihn sehen? — *Sie kommt nach vorne, Fanny und Fedor kommen ihr entgegen. — Moritzki, Frau Theren und Klara bleiben in lebhaftem Gespräch vorne.*

FANNY. Sehen Sie — da ist er.

AGATHE ihn routiniert durchfliegend. Das ist ja großartig! . . . Na, hören Sie, das wäre eine Narrheit, da zu refüsieren.

FANNY. Herr Denner findet es eigentlich auch!

FEDOR. Ich habe nicht „Narrheit" gesagt.

AGATHE. Liebes Kind — nehmen Sie es mir nicht über — aber da steckt was dahinter, wenn Sie das nicht annehmen wollen! — Kommt's Ihnen nicht auch so vor, Herr Denner?

FANNY. Was soll denn dahinter stecken?

AGATHE. Ein Mannsbild, — was ich geradezu frevelhaft finde! — Ich bitte Sie, wollen Sie Ihre Karriere opfern?

FANNY. Wie kommen Sie zu der Auffassung?

AGATHE. Mein liebes Kind — weil ich an mich selber zurückdenke, an eine verliebte Agathe, die auch auf ein Haar so dumm gewesen wäre, wie Sie es jetzt zu sein im Begriffe sind! — Auch mich mußte man zwingen . . . und heut bereue ich es nicht! — Ich bitte Sie — Herr Denner, Sie verzeihen mir schon — aber die Männer sind es nicht wert, daß man sich ihnen opfert — sie tun es niemals für uns. —

FEDOR. O, — das ist eine kühne Behauptung.

AGATHE. Kalkulieren Sie nur so: wenn er mich wirklich liebt, so läßt er mich nicht fort, sondern — heiratet mich! Hat er mich nicht genug lieb dazu — dann darf er nicht verlangen, daß ich ihm meine Karriere opfere.

FANNY. Das gehört nicht hierher, es handelt sich nicht darum — aber ich habe andere Anträge: Sie wissen, ich könnte auch hier bleiben.

AGATHE. Kind, machen Sie keine Dummheiten.

Sie können mir ruhig trauen, ich hab' ja ein anderes Rollenfach. Man nimmt das bessere Engagement. Ich sage Ihnen — ein erstes Fach an einem ersten Theater in einer großen Stadt, unter so prachtvollen Bedingungen — das schlägt man nicht aus!

FANNY nervös. Nun, und Sie, und Sie, was sagen Sie denn eigentlich?

FEDOR. Nachdem Sie Herrn Moritzki überhaupt bei sich empfangen haben, wird es Ihnen ja mit der Ablehnung des Kontraktes nicht so ernst sein.

FANNY. Herr Denner, ich halte Sie für einen außerordentlich klugen Menschen; ich bitte Sie um Ihren Rat. —

FEDOR. Ja, ich glaube ... ich würde annehmen.

FANNY. Gut. *Zu Moritzki.* Herr Moritzki.

MORITZKI. Eben sagt Ihr Fräulein Schwester —

FANNY. Bitte, bemühen Sie sich nicht — ich unterschreibe.

FRAU THEREN. Kind! So plötzlich!

MORITZKI. O, das ist vortrefflich! *Fanny geht zum Schreibtisch, Frau Theren und Klara folgen ihr.*

KLARA. Was ist denn das mit einem Male?

FANNY. O, es ist nicht nur, um Herrn Wandel und dir ein Vergnügen zu machen.

MORITZKI. Also bitte sehr, Fräulein.

FANNY sieht zu Fedor auf.

FEDOR starr, ruhig; wie sie die Feder ansetzt, zuckt er heftig zusammen.

FANNY unterschreibt. — So!

MORITZKI. O vortrefflich, vortrefflich! *Nimmt den Kontrakt, streut Streusand darauf und will ihn an sich nehmen. Alle sind durch die Raschheit des Geschehnisses höchst betroffen und zeigen die ihrer Stimmung entsprechenden Mienen.*

FANNY die sich bereits abgewendet. Den Kontrakt! *In höchster Erregung.* Herr Moritzki, ich bitte Sie!

MORITZKI gibt ihn ihr arglos.

FANNY. So lange Sie ihn noch nicht haben, kann er ja nicht gültig sein —

MORITZKI. Ja ... ich bitte ... Sie haben doch eben unterschrieben?

KLARA. Fanny, was hast du denn?

FANNY. Ich will ihn noch behalten, ich sende ihn nach. Sie müssen mir noch Zeit lassen, um Gottes willen, Sie begreifen das doch? Es ist ja ein Entschluß!

FRAU THEREN. Das Mädel!? Sie weiß nicht, was sie will! Ich hab' ihr doch nicht dreingeredet ...

WANDEL. Ich bin wirklich ganz erstaunt, Fräulein! Sie waren doch eben ...

FANNY den Kontrakt festhaltend. Sie bekommen ihn nicht ... Unter keiner Bedingung, ich meine, jetzt! Ich telegraphiere Ihnen nach Berlin, morgen ... Ja ... oder Nein! Sie haben selbst gesagt, es ist noch so lange Zeit, dann schick' ich Ihnen die Papiere eben nach.

MORITZKI. Mein Fräulein, ich begreife, daß Sie überlegen wollen — dachte allerdings, daß ich Ihnen recht viel Zeit ließ; ich hoffe, die Frau Mama und Fräulein Schwester werden mich noch unterstützen.

KLARA zu Fanny, die schwer atmend in dem Sessel vor dem Schreibtisch sitzt. So beruhige dich doch, Fanny.

MORITZKI. Das Fräulein ist wirklich sehr aufgeregt, ich bitte vielmals um Entschuldigung.

KLARA erklärend. Ja, immer, nachdem sie gespielt hat, das Kind ist so nervös!

MORITZKI. O bitte, Fräulein, ich verstehe das vollkommen; ich kann nun nichts weiter, als nochmals um Entschuldigung bitten; gewaltsam kann ich Ihnen leider den Kontrakt nicht entreißen.

KLARA. Sie erhalten in Berlin also Nachricht!

MORITZKI. Jawohl, „Hotel Continental"! Einfach: „Moritzki, Berlin, Hotel Continental".

KLARA. Vielleicht schicken wir Ihnen den Kontrakt noch, bevor Sie abreisen — heut abends!

FANNY. Also morgen telegraphiere ich ... Und dann, eventuell sende ich Ihnen den Kontrakt nach! ... *Steht auf.* Entschuldigen Sie, ich bin so schrecklich nervös —

MORITZKI. O, bitte sehr, Fräulein — ich bedaure sehr, gewissermaßen schuld gewesen zu sein — ich erwarte also Nachricht — *sich zurückziehend* — und wenn ich vielleicht morgen früh den Kontrakt vorfände —

FRAU THEREN. Sie müssen das Kind wirklich entschuldigen — Herr Morski!

MORITZKI. Moritzki!

FRAU THEREN. Sie ist so aufgeregt —

MORITZKI. Bitte, bitte, bitte! — *Drückt Fanny noch einmal die Hand.* Also ich hoffe auf günstige Entscheidung, Fräulein! — Bei Tageslicht sieht das alles anders aus — Guten Abend! — *Ab.*

VORIGE — ohne MORITZKI.

KLARA. Jetzt sag' mir aber doch, was du hast, Fanny —

FRAU THEREN. Fanny — du bringst einen wirklich in Verlegenheit!

FANNY nervös. Um Himmels willen — laßt mich doch wenigstens in Ruhe! Die Nacht werdet ihr mir doch wohl noch zum Überlegen gönnen . . . Unterschrieben ist's ja . . . und nachgeschickt wird's ja auch—

FRAU THEREN. Aber Fanny — du kannst ja tun, was du willst, wir zwingen dich zu nichts!

KLARA. Was du nur hast — immer sprichst du, als wollten wir dich wegschicken —

FANNY. Nun, so sei doch einmal aufrichtig — was wolltest du denn eigentlich?

FRAU THEREN hat angefangen, mit Agathe Müller unter unglücklichen Gebärden zu sprechen, geht nach hinten, wo sie offenbar die Vorgänge erklärt.

KLARA. Fannerl, wenn du nur mit dir reden ließest, — wenn du mich nicht so anfahren möchtest!

FANNY. Ich fahre dich nicht an! — Verstell' dich nur nicht . . . du möchtest mich fort haben — der Wandel auch. — Man könnte sagen, ich mache dir Schande!

KLARA. Kein Mensch hat was gesagt —

FANNY. Und ich sag' dir — du hast mir nichts zu verzeihen, das spür' ich heute, wo ich so furchtbar leide — gar nichts zu verzeihen!

WANDEL ist herzugetreten. Nun, was gibt's denn eigentlich?

KLARA. Ach, sie ist nervös —

WANDEL. Sie scheinen sich nicht recht entschließen zu können —

FANNY. Jedenfalls lasse ich mir nichts dreinreden. Verstehen Sie mich?

WANDEL. O bitte, ich maße mir durchaus nicht an . . .

EMMI kommt auch dazu. Also nicht, Fanny? — Du hast endgültig abgelehnt?

FANNY. Jetzt kommst du mir auch noch! — Ja, um Himmels willen — könnt ihr mich denn nicht in Ruh' lassen.

BERGER witzig. Hier bleiben, hier bleiben!

ROBERT, WITTE stimmen ein. Hier bleiben, hier bleiben!

FANNY dreht sich um, lächelt. Gilt das mir? Danke!

FRAU THEREN. Es ist jedenfalls gescheit, daß wir's morgen früh noch besprechen können —

FANNY zu Fedor. Da lesen Sie doch den Wisch noch einmal — ich werde Ihnen dann die Bedingungen sagen, die man mir hier stellt —

FEDOR nimmt das Papier, geht nach vorn, zum Schreibtisch.

WANDEL zu Klara. Es scheint, daß sie auf die Ratschläge des Herrn Denner viel gibt —

WITTE. Fräulein — bleiben's hier! — So fesch wie in Wien is doch nirgends!

FEDOR wendet sich mit einem starren Blick nach August um.

AGATHE. Ja, überlegt muß das freilich gut werden — aber meine Meinung haben Sie gehört!

FRAU THEREN. Was sagt denn das Fräulein Müller?

AGATHE. Ja, dreinmischen kann ich mich da nicht . . .

FRAU THEREN. Kind . . . wie du ausschaust . . .

FANNY. Ach, Mutter, jetzt ist's schon wieder gut —

WITTE. Aber Fräulein — wenn's doch fortgehen, so sagen Sie's mir früher — ich kann Ihnen Empfehlungen mitgeben —

BERGER. Ah, kennst du wen in Petersburg?

WITTE. Na freilich, weißt nicht, der junge Saldorf, der ist bei der Botschaft dorten —

LEO. Nun — darauf wird das Fräulein kaum reflektieren.

FRAU THEREN. Ich hab' geglaubt, Sie kennen Familien, das wär' freilich angenehm.

FANNY hat häufig auf Fedor hingeschaut. Nun, sind Sie fertig? *Nähert sich ihm.*

BERGER. O, der Herr Denner muß's ja schon auswendig können —

WANDEL zu Klara. Sie werden zugeben, Klara *auf Fanny mit den Augen deutend* — das muß jedem auffallen —

FANNY) steht nun bei Fedor; das folgende Gespräch wird in halblautem, von Zeit zu Zeit erregtem Ton geführt. Im Laufe des nun folgenden Gespräches begeben sich die nicht beteiligten Personen allmählich ins andere Zimmer, doch erscheinen einzelne ab und zu an der Türe, besonders Klara und Wandel.* Du — gibst mir den Kontrakt zurück —?

FEDOR. Nun ja —

FANNY. Du hättest ihn zerreißen müssen! — Warum hast du's nicht getan —?

FEDOR. Du hättest ihn nicht unterschreiben dürfen.

FANNY. Fedor, es ist unmöglich, das zu ertragen — du machst mich wahnsinnig. —

FEDOR. Aber du bist dir selbst noch nicht klar! Irgend etwas in dir hat Lust zum Abenteuern.

---

*) Die folgende Szene ist gegenüber der ersten Fassung erheblich geändert.

FANNY. Fedor! Stelle mich doch auf die Probe, Fedor! — Was du willst, tue ich — Sag' mir —

FEDOR. Nun —?

FANNY. Daß ich mit dir auf und davon soll! ... Ich lasse alles hier ... Ich will nichts mehr wissen vom Theater, von Bühne, von allem, was nicht du bist! — Ich habe eine Sehnsucht nur ... Friede und Glück — an deinem Herzen — Fedor, ich will dich alles vergessen machen! — Verzeihe mir, daß ich dich da heraufgebracht ... ja, ja ... es war ein Unrecht! — Es ist auch ein Unrecht, daß ich auf der Bühne stehe und für die andern Leute spiele — daß mich die Leute ansehen dürfen — daß überhaupt noch für etwas Raum ist in meiner Brust, als für dich! — Fedor, meinst du, ich weiß es nicht, wie du geliebt werden mußt und wie ich dich lieben möchte, um alles gut zu machen?

FEDOR hat sich umgesehen, bemerkt, daß sie beobachtet werden. Gib acht!

FANNY. Das Beste ist's, wenn wir weggehen — wann du willst — wohin du willst — du brauchst mir nur zu sagen ... Komm — und ich gehe mit dir bis ans Ende der Welt —

FEDOR ausbrechend, aber mit gedämpfter Stimme. Nun — und am Ende der Welt, bist du da eine andere? — Muß ich dann nicht mehr von deinen Lippen jene fremden Küsse wegküssen, hör' ich dann nicht mehr die Seufzer, die andere vor mir gehört —? Gibt es dann keinen mehr, der sich erinnern darf, wie süß er in deinen Armen geruht — und du selbst, kannst du deinen Träumen gebieten, daß sie immer nur mein Bild vor dein Auge zaubern?

FANNY flehend. Fedor, Fedor!

FEDOR. ... Es ist am Ende der Welt wie hier — und es gibt keinen Kuß, keusch genug — und keine Umarmung glühend genug, und keine Liebe ewig genug, um die alten Küsse und die alte Liebe auszulöschen. Was war, ist! — Das ist der tiefe Sinn des Geschehenen.

FANNY. ... Fedor ... Willst du mich verdammen? — O, wenn du dich erinnertest, was du vor kurzer Zeit hier in diesem selben Zimmer gesagt — wenn ich nur einen Tropfen dieser herrlichen Güte wieder in dein Herz gießen könnte — Gott, wie selig wäre ich! Weißt du denn nicht mehr — ich küßte dir die Hand dafür — ich war wieder jungfräulich, wieder rein! Und nun willst du, daß gerade du und ich — du und ich zugrunde gehen sollen an dem, was du weit von dir schleudertest, was du selbst grausam, was du dumm nanntest — an dem Märchen von den Gefallenen!

FEDOR. Ja, ja ... es mag ein Märchen sein! — Es gibt aber noch ein tausendfach lügenhafteres und heimtückischeres ... das Märchen von den Erhobenen!

FANNY. Du sprichst anders, wenn ich — bei dir bin!

FEDOR. Weil ich da ein Narr bin! — — Hier aber kann ich dich nicht loslösen von der Atmosphäre der Vergangenheit, die mich umgibt. Am Fenster hast du gesessen und hast auf deinen Bräutigam gewartet ... Hier, wo wir jetzt stehen, hast du ihm den Brief geschrieben, der ihm den Abschied gab — durch diese Tür hast du jenen andern hinausgeleitet, und er hat dich im Stiegenhause verstohlen geherzt und geküßt! — Und du sprichst mit dem Bruder dieses Mannes und nimmst die Rosen, die er vom Hochzeitstische bringt, ohne in die Erde zu sinken! — Und vielleicht packt ihn einmal die erbärmliche Eitelkeit und er führt seine Frau in das Theater, wo du spielst, und deutet ihr an, daß die Komödiantin da unten einmal so für eine Zeit seine Geliebte war — so wie man sich eben eine Geliebte nimmt als junger Mann —

FANNY. Ich kann's nicht ändern, du hast alles gewußt. Warum quälst du mich so? Sag' mir doch, was ich tun soll! Willst du, daß ich fortgehe?

FEDOR. Und wenn du fortgehst, was dann?

FANNY. Vielleicht wirst du dann zum Bewußtsein kommen, was ich dir bin, — was du mir bist. Es wäre

eine neue Hoffnung für mich — am Ende die letzte. Hörst du, Fedor? Ich würde dir schreiben — jeden Tag. Für dich würde ich arbeiten, sterben, groß werden, wenn ich es vermag. Und bei allem, was mir heilig ist auf Erden, kein anderer Gedanke wird in meinem Herzen leben als du — du — du!

FEDOR. Wie — ein Treuschwur? Auf ein ganzes Jahr —du?

FANNY. Fedor!

FEDOR. Du meinst es gewiß ehrlich — du glaubst es wohl selbst in diesem Augenblick; aber ich nehme den Schwur nicht an, weil Frauen wie du die Treue nicht halten können. Ihr seid ja deswegen nicht schlecht, ihr seid eben so!

FANNY. Willst du mich töten, Fedor?

FEDOR. Töten! — — Du weißt es ja, man bringt sich nicht um. Man tut das Vernünftigere: man liebt einen andern. Es ist nur die Frage, wer jetzt an die Reihe kommt, ein Kömödiant oder eine Durchlaucht.

FANNY beschwörend. Fedor, nimm dich in acht, solange wirst du mich behandeln wie eine Dirne . . .

FEDOR. . . . bis du es bist. Ja, das ist es — darauf hab' ich gewartet — das ist der letzte Trumpf, den ihr ausspielt. Wenn wir uns nutzlos zerquält haben, ob der unabänderlichen Schmach, die an eurer Vergangenheit klebt, und wenn uns dieser edelste aller Schmerzen, den ihr nie verstehen könnt, zu Worten hinreißt, die euch in eurer Selbstverhimmlung stören, dann sind wir es, die euch zu Dirnen machen.

FANNY verzweifelt. Fedor!

FEDOR. Überall das Vergangene — in deinen Augen, auf deinen Lippen, aus allen Ecken grinst es mich an — unser ganzes Leben ist durchströmt davon. Ich bin nicht stark genug, es zu ertragen.

FANNY entschlossen. So geh! — Es ist genug, Fedor! *Sehr stark.* Geh! — Wenn du zu eitel bist, um in meiner Liebe glücklich zu sein, zu feig, um an mich zu glauben — wenn du mich verachtest, an den ich

mich klammern wollte, du mich wieder in die Tiefe stößt, der dastand und ausrief: Nehmt die Reue von ihnen, dann nimm alle Schuld auf dich, was immer da draußen aus mir werden mag. Ich bin es müde, um deine Gnade zu flehen wie eine Sünderin und vor einem auf den Knien zu liegen, — der um nichts besser ist als ich. *Sie geht zum Schreibtisch, steckt den dort liegenden Kontrakt in ein Kuvert, auf das sie rasch die Adresse schreibt.*

FEDOR. Fanny!

FANNY ganz starr. Mit uns beiden ist es zu Ende, Fedor. Geh und vergiß mich, wie ich dich vergessen werde.

FEDOR ab.

KLARA kommt rasch von drin. Warum kommt ihr nicht? Wo ist Fedor? Fanny, was ist denn geschehen?

FANNY. Nichts Besonderes — es ist vorbei ... wieder einmal. Das ist alles. *Zu Wandel, der auch herzukommt.* Hier ist der Kontrakt. Man kann ihn noch heute zu Moritzki schicken. Herr Wandel — ich bitte Sie darum. Hier ist er. *Wandel nimmt ihn entgegen.*

KLARA. Fanny — was fällt dir plötzlich ein? So komm doch zu dir!

FANNY. Sei unbesorgt, Klara. Jetzt ist alles in Ordnung — ich kenne meinen Weg. *Sie tritt rasch ins Nebenzimmer, wo sie von lauten Zurufen empfangen wird.* — —

Vorhang.

LIEBELEI

Schauspiel in drei Akten

PERSONEN

HANS WEIRING, *Violinspieler am Josefstädter Theater*
CHRISTINE, *seine Tochter*
MIZI SCHLAGER, *Modistin*
KATHARINA BINDER, *Frau eines Strumpfwirkers*
LINA, *ihre neunjährige Tochter*
FRITZ LOBHEIMER, } *junge Leute*
THEODOR KAISER, }
EIN HERR

Wien. — Gegenwart.

Zimmer Fritzens. Elegant und behaglich.

FRITZ, THEODOR. Theodor tritt zuerst ein, er hat den Überzieher auf dem Arm, nimmt den Hut erst nach dem Eintritt ab, hat auch den Stock noch in der Hand.

FRITZ spricht draußen. Also es war niemand da?

STIMME DES DIENERS. Nein, gnädiger Herr.

FRITZ im Hereintreten. Den Wagen könnten wir eigentlich wegschicken?

THEODOR. Natürlich. Ich dachte, du hättest es schon getan.

FRITZ wieder hinausgehend, in der Tür. Schicken Sie den Wagen fort. Ja . . . Sie können übrigens jetzt auch weggehen, ich brauche Sie heute nicht mehr. *Er kommt herein. Zu Theodor.* Was legst du denn nicht ab?

THEODOR ist neben dem Schreibtisch. Da sind ein paar Briefe. *Er wirft Überzieher und Hut auf einen Sessel, behält den Spazierstock in der Hand.*

FRITZ geht hastig zum Schreibtisch. Ah! . . .

THEODOR. Na, na! . . . Du erschrickst ja förmlich.

FRITZ. Von Papa . . . *erbricht den anderen* von Lensky . .

THEODOR. Laß dich nicht stören.

FRITZ durchfliegt die Briefe.

THEODOR. Was schreibt denn der Papa?

FRITZ. Nichts Besonderes . . . Zu Pfingsten soll ich auf acht Tage aufs Gut.

THEODOR. Wäre sehr vernünftig. Ich möchte dich auf ein halbes Jahr hinschicken.

FRITZ der vor dem Schreibtisch steht, wendet sich nach ihm um.

THEODOR. Gewiß! — Reiten, kutschieren, frische Luft, Sennerinnen —

FRITZ. Du, Sennhütten gibt's auf Kukuruzfeldern keine!

THEODOR. Na ja also, du weißt schon, was ich meine . . .

FRITZ. Willst du mit mir hinkommen?

THEODOR. Kann ja nicht!

FRITZ. Warum denn?

THEODOR. Mensch, ich hab' ja Rigorosum zu machen! Wenn ich mit dir hinginge, wär' es nur, um dich dort zu halten.

FRITZ. Geh, mach' dir um mich keine Sorgen!

THEODOR. Du brauchst nämlich — das ist meine Überzeugung — nichts anderes als frische Luft! — Ich hab's heut gesehen. Da draußen, wo der echte grüne Frühling ist, bist du wieder ein sehr lieber und angenehmer Mensch gewesen.

FRITZ. Danke.

THEODOR. Und jetzt — jetzt knickst du natürlich zusammen. Wir sind dem gefährlichen Dunstkreis wieder zu nah.

FRITZ macht eine ärgerliche Bewegung.

THEODOR. Du weißt nämlich gar nicht, wie fidel du da draußen gewesen bist — du warst geradezu bei Verstand — es war wie in den guten alten Tagen . . . — Auch neulich, wie wir mit den zwei herzigen Mäderln zusammen waren, bist du ja sehr nett gewesen, aber jetzt — ist es natürlich wieder aus, und du findest es dringend notwendig *mit ironischem Pathos* — an jenes Weib zu denken.

FRITZ steht auf, ärgerlich.

THEODOR. Du kennst mich nicht, mein Lieber. Ich habe nicht die Absicht, das länger zu dulden.

FRITZ. Herrgott, bist du energisch! . . . .

THEODOR. Ich verlang' ja nicht von dir, daß du *wie oben* jenes Weib vergißt . . . ich möchte nur, *herzlich* mein lieber Fritz, daß dir diese unglückselige Geschichte, in der man ja immer für dich zittern muß, nicht mehr bedeutet als ein gewöhnliches Abenteuer . . . Schau Fritz, wenn du eines Tages „jenes Weib" nicht mehr anbetest, da wirst du dich wundern, wie sympathisch sie dir sein wird. Da wirst du erst drauf kommen, daß sie garnichts Dämonisches an sich hat,

sondern, daß sie ein sehr liebes Frauerl ist, mit dem man sich sehr gut amüsieren kann, wie mit allen Weibern, die jung und hübsch sind und ein bißchen Temperament haben.

FRITZ. Warum sagst du „für mich zittern"?

THEODOR. Du weißt es ... Ich kann dir nicht verhehlen, daß ich eine ewige Angst habe, du gehst eines schönen Tages mit ihr auf und davon.

FRITZ. Das meintest du? ...

THEODOR nach einer kurzen Pause. Es ist nicht die einzige Gefahr.

FRITZ. Du hast recht, Theodor, — es gibt auch andere.

THEODOR. Man macht eben keine Dummheiten.

FRITZ vor sich hin. Es gibt andere ...

THEODOR. Was hast du? ... Du denkst an was ganz Bestimmtes.

FRITZ. Ach nein, ich denke nicht an Bestimmtes ... *Mit einem Blick zum Fenster.* Sie hat sich ja schon einmal getäuscht.

THEODOR. Wieso? ... was? ... ich versteh' dich nicht.

FRITZ. Ach nichts.

THEODOR. Was ist das? So red' doch vernünftig.

FRITZ. Sie ängstigt sich in der letzten Zeit ... zuweilen.

THEODOR. Warum? — Das muß doch einen Grund haben.

FRITZ. Durchaus nicht. Nervosität — *ironisch* schlechtes Gewissen, wenn du willst.

THEODOR. Du sagst, sie hat sich schon einmal getäuscht —

FRITZ. Nun ja — und heute wohl wieder.

THEODOR. Heute — Ja, was heißt denn das alles —?

FRITZ nach einer kleinen Pause. Sie glaubt, ... man paßt uns auf.

THEODOR. Wie?

FRITZ. Sie hat Schreckbilder, wahrhaftig, förmliche Halluzinationen. *Beim Fenster.* Sie sieht hier durch den Ritz des Vorhanges irgend einen Menschen, der dort an der Straßenecke steht, und glaubt — *unterbricht sich.* Ist es überhaupt möglich, ein Gesicht auf diese Entfernung hin zu erkennen?

THEODOR. Kaum.

FRITZ. Das sag' ich ja auch. Aber das ist dann schrecklich. Da traut sie sich nicht fort, da bekommt sie alle möglichen Zustände, da hat sie Weinkrämpfe, da möchte sie mit mir sterben —

THEODOR. Natürlich.

FRITZ. *Kleine Pause.* Heute mußte ich hinunter, nachsehen. So gemütlich, als wenn ich eben allein von Hause wegginge; — es war natürlich weit und breit kein bekanntes Gesicht zu sehen . . .

THEODOR *schweigt.*

FRITZ. Das ist doch vollkommen beruhigend, nicht wahr? Man versinkt ja nicht plötzlich in die Erde, was? . . . So antwort' mir doch!

THEODOR. Was willst du denn darauf für eine Antwort? Natürlich versinkt man nicht in die Erde. Aber in Haustore versteckt man sich zuweilen.

FRITZ. Ich hab' in jedes hineingesehen.

THEODOR. Da mußt du einen sehr harmlosen Eindruck gemacht haben.

FRITZ. Niemand war da. Ich sag's ja, Halluzinationen.

THEODOR. Gewiß. Aber es sollte dich lehren vorsichtiger sein.

FRITZ. Ich hätt' es ja auch merken müssen, wenn er einen Verdacht hätte. Gestern habe ich ja nach dem Theater mit ihnen soupiert — mit ihm und ihr — und es war so gemütlich, sag' ich dir! . . . . lächerlich!

THEODOR. Ich bitt' dich, Fritz — tu mir den Gefallen, sei vernünftig. Gib diese ganze verdammte Geschichte auf — schon meinetwegen. Ich hab' ja

auch Nerven ... Ich weiß ja, du bist nicht der Mensch, dich aus einem Abenteuer ins Freie zu retten, drum hab' ich dir's ja so bequem gemacht und dir Gelegenheit gegeben, dich in ein anderes hineinzuretten ...

FRITZ. Du? ...

THEODOR. Nun, hab' ich dich nicht vor ein paar Wochen zu meinem Rendezvous mit Fräulein Mizi mitgenommen? Und hab' ich nicht Fräulein Mizi gebeten, ihre schönste Freundin mitzubringen? Und kannst du es leugnen, daß dir die Kleine sehr gut gefällt? ...

FRITZ. Gewiß ist die lieb! ... So lieb! Und du hast ja gar keine Ahnung, wie ich mich nach so einer Zärtlichkeit ohne Pathos gesehnt habe, nach so was Süßem, Stillem, das mich umschmeichelt, an dem ich mich von den ewigen Aufregungen und Martern erholen kann.

THEODOR. Das ist es, ganz richtig! Erholen! Das ist der tiefere Sinn. Zum Erholen sind sie da. Drum bin ich auch immer gegen die sogenannten interessanten Weiber. Die Weiber haben nicht interessant zu sein, sondern angenehm. Du mußt dein Glück suchen, wo ich es bisher gesucht und gefunden habe, dort, wo es keine großen Szenen, keine Gefahren, keine tragischen Verwicklungen gibt, wo der Beginn keine besonderen Schwierigkeiten, und das Ende keine Qualen hat, wo man lächelnd den ersten Kuß empfängt und mit sehr sanfter Rührung scheidet.

FRITZ. Ja, das ist es.

THEODOR. Die Weiber sind ja so glücklich in ihrer gesunden Menschlichkeit — was zwingt uns denn, sie um jeden Preis zu Dämonen oder zu Engeln zu machen?

FRITZ. Sie ist wirklich ein Schatz. So anhänglich, so lieb. Manchmal scheint mir fast, zu lieb für mich.

THEODOR. Du bist unverbesserlich, scheint es. Wenn du die Absicht hast, auch die Sache wieder ernst zu nehmen —

FRITZ. Aber ich denke nicht daran. Wir sind ja einig: Erholung.

THEODOR. Ich würde auch meine Hände von dir abziehen. Ich hab' deine Liebestragödien satt. Du langweilst mich damit. Und wenn du Lust hast, mir mit dem berühmten Gewissen zu kommen, so will ich dir mein einfaches Prinzip für solche Fälle verraten: Besser ich als ein anderer. Denn der Andere ist unausbleiblich wie das Schicksal.

Es klingelt.

FRITZ. Was ist denn das? . . .

THEODOR. Sieh nur nach. — Du bist ja schon wieder blaß! Also beruhige dich sofort. Es sind die zwei süßen Mäderln.

FRITZ angenehm überrascht. Was? . . .

THEODOR. Ich habe mir die Freiheit genommen, sie für heute zu dir einzuladen.

FRITZ im Hinausgehen. Geh — warum hast du mir's denn nicht gesagt! Jetzt hab' ich den Diener weggeschickt.

THEODOR. Um so gemütlicher.

FRITZENS STIMME draußen. Grüß' Sie Gott, Mizi! —

THEODOR, FRITZ, MIZI tritt ein, sie trägt ein Paket in der Hand.

FRITZ. Und wo ist denn die Christin'? —

MIZI. Kommt bald nach. Grüß' dich Gott, Dori.

THEODOR küßt ihr die Hand.

MIZI. Sie müssen schon entschuldigen, Herr Fritz; aber der Theodor hat uns einmal eingeladen —

FRITZ. Aber das ist ja eine famose Idee gewesen. Nur hat er eines vergessen, der Theodor —

THEODOR. Nichts hat er vergessen, der Theodor! *Nimmt der Mizi das Paket aus der Hand.* Hast du alles mitgebracht, was ich dir aufgeschrieben hab'? —

MIZI. Freilich! *Zu Fritz.* Wo darf ich's denn hinlegen?

FRITZ. Geben Sie mir's nur, Mizi, wir legen's indessen da auf die Kredenz.

MIZI. Ich hab' noch extra was gekauft, was du nicht aufgeschrieben hast, Dori.

FRITZ. Geben Sie mir Ihren Hut, Mizi, so — *legt ihn aufs Klavier, ebenso ihre Boa.*

THEODOR mißtrauisch. Was denn?

MIZI. Eine Mokkacremetorte.

THEODOR. Naschkatz'!

FRITZ. Ja, aber sagen Sie, warum ist denn die Christin' nicht gleich mitgekommen? —

MIZI. Die Christin' begleitet ihren Vater zum Theater hin. Sie fährt dann mit der Tramway her.

THEODOR. Das ist eine zärtliche Tochter . . .

MIZI. Na, und gar in der letzten Zeit, seit der Trauer.

THEODOR. Wer ist ihnen denn eigentlich gestorben?

MIZI. Die Schwester vom alten Herrn.

THEODOR. Ah, die Frau Tant'!

MIZI. Nein, das war eine alte Fräul'n, die schon immer bei ihnen gewohnt hat — Na, und da fühlt er sich halt so vereinsamt.

THEODOR. Nicht wahr, der Vater von der Christin', das ist so ein kleiner Herr mit kurzem grauen Haar —

MIZI schüttelt den Kopf. Nein, er hat ja lange Haar'.

FRITZ. Woher kennst du ihn denn?

THEODOR. Neulich war ich mit dem Lensky in der Josefstadt und da hab' ich mir die Leut' mit den Baßgeigen angeschaut.

MIZI. Er spielt ja nicht Baßgeigen, Violin' spielt er.

THEODOR. Ach so, ich hab' gemeint, er spielt Baßgeige. *Zu Mizi, die lacht.* Das ist ja nicht komisch; das kann ich ja nicht wissen, du Kind.

MIZI. Schön haben Sie's, Herr Fritz — wunderschön! Wohin haben Sie denn die Aussicht?

FRITZ. Das Fenster da geht in die Strohgasse und im Zimmer daneben —

THEODOR rasch. Sagt mir nur, warum seid ihr denn so gespreizt miteinander? Ihr könntet euch wirklich du sagen.

MIZI. Beim Nachtmahl trinken wir Bruderschaft.

THEODOR. Solide Grundsätze! Immerhin beruhigend. — — Wie geht's denn der Frau Mutter?

MIZI wendet sich zu ihm, plötzlich mit besorgter Miene. Denk' dir, sie hat —

THEODOR. Zahnweh — ich weiß, ich weiß. Deine Mutter hat immer Zahnweh. Sie soll endlich einmal zu einem Zahnarzt gehen.

MIZI. Aber der Doktor sagt, es ist nur rheumatisch.

THEODOR lachend. Ja, wenn's rheumatisch ist —

MIZI ein Album in der Hand. Lauter so schöne Sachen haben Sie da! . . . *Im Blättern.* Wer ist denn das? . . . Das sind ja Sie, Herr Fritz . . . In Uniform!? Sie sind beim Militär?

FRITZ. Ja.

MIZI. Dragoner! — Sind Sie bei den gelben oder bei den schwarzen?

FRITZ lächelnd. Bei den gelben.

MIZI wie in Träume versunken. Bei den gelben.

THEODOR. Da wird sie ganz träumerisch! Mizi, wach' auf!

MIZI. Aber jetzt sind Sie Leutnant der Reserve?

FRITZ. Allerdings.

MIZI. Sehr gut müssen Sie ausschaun mit dem Pelz.

THEODOR. Umfassend ist dieses Wissen! — Du, Mizi, ich bin nämlich auch beim Militär.

MIZI. Bist du auch bei den Dragonern?

THEODOR. Ja. —

MIZI. Ja, warum sagt Ihr einem denn das nicht . . .

THEODOR. Ich will um meiner selbst willen geliebt werden.

MIZI. Geh, Dori, da mußt du dir nächstens, wenn wir zusammen wohingehen, die Uniform anziehn.

THEODOR. Im August hab' ich so wie so Waffenübung.

MIZI. Gott, bis zum August —

THEODOR. Ja, richtig — so lange währt die ewige Liebe nicht.

MIZI. Wer wird denn im Mai an den August denken. Ist's nicht wahr, Herr Fritz? — Sie, Herr Fritz, warum sind denn Sie uns gestern durchgegangen?

FRITZ. Wieso . . .

MIZI. Na ja — nach dem Theater.

FRITZ. Hat mich denn der Theodor nicht bei euch entschuldigt?

THEODOR. Freilich hab' ich dich entschuldigt.

MIZI. Was hab' denn ich — oder vielmehr die Christin' von Ihrer Entschuldigung! Wenn man was verspricht, so halt man's.

FRITZ. Ich wär' wahrhaftig lieber mit euch gewesen . . .

MIZI. Is' wahr? . . .

FRITZ. Aber, ich konnt' nicht. Sie haben ja gesehen, ich war mit Bekannten in der Loge, und da hab' ich mich nachher nicht losmachen können.

MIZI. Ja, von den schönen Damen haben Sie sich nicht losmachen können. Glauben Sie, wir haben Sie nicht gesehen von der Gallerie aus?

FRITZ. Ich hab' euch ja auch gesehn . . .

MIZI. Sie sind rückwärts in der Loge gesessen. —

FRITZ. Nicht immer.

MIZI. Aber meistens. Hinter einer Dame mit einem schwarzen Samtkleid sind Sie gesessen und haben immer *parodierende Bewegung* so hervorgeguckt.

FRITZ. Sie haben mich aber genau beobachtet.

MIZI. Mich geht's ja nichts an! Aber wenn ich die Christin' wär' . . . Warum hat denn der Theodor nach dem Theater Zeit? Warum muß der nicht mit Bekannten soupieren gehen?

THEODOR stolz. Warum muß ich nicht mit Bekannten soupieren gehn? . . .

Es klingelt.

MIZI. Das ist die Christin'.

FRITZ eilt hinaus.

THEODOR. Mizi, du könntest mir einen Gefallen tun.

MIZI fragende Miene.

THEODOR. Vergiß — auf einige Zeit wenigstens — deine militärischen Erinnerungen.

MIZI. Ich hab' ja gar keine.

THEODOR. Na du, aus dem Schematismus hast du die Sachen nicht gelernt, das merkt man.

THEODOR, MIZI, FRITZ, CHRISTINE mit Blumen in der Hand.

CHRISTINE grüßt mit ganz leichter Befangenheit. Guten Abend. *Begrüßung. Zu Fritz.* Freut's dich, daß wir gekommen sind? — Bist nicht bös'?

FRITZ. Aber Kind! — Manchmal ist ja der Theodor gescheiter als ich. —

THEODOR. Na, geigt er schon, der Herr Papa?

CHRISTINE. Freilich; ich hab' ihn zum Theater hinbegleitet.

FRITZ. Die Mizi hat's uns erzählt. —

CHRISTINE zu Mizi. Und die Kathrin' hat mich noch aufgehalten.

MIZI. O jeh, die falsche Person.

CHRISTINE. Oh, die ist gewiß nicht falsch, die ist sehr gut zu mir.

MIZI. Du glaubst auch einer jeden.

CHRISTINE. Warum soll denn die gegen mich falsch sein?

FRITZ. Wer ist denn die Kathrin'?

MIZI. Die Frau von einem Strumpfwirker und ärgert sich alleweil, wenn wer jünger ist wie sie.

CHRISTINE. Sie ist ja selbst noch eine junge Person.

FRITZ. Lassen wir die Kathrin'. — Was hast du denn da?

CHRISTINE. Ein paar Blumen hab' ich dir mitgebracht.

FRITZ nimmt sie ihr ab und küßt ihr die Hand. Du bist ein Engerl. Wart', die wollen wir da in die Vase . . .

THEODOR. Oh nein! Du hast gar kein Talent zum Festarrangeur. Die Blumen werden zwanglos auf den Tisch gestreut . . . Nachher übrigens, wenn aufgedeckt ist. Eigentlich sollte man das so arrangieren, daß sie von der Decke herunterfallen. Das wird aber wieder nicht gehen.

FRITZ lachend. Kaum.

THEODOR. Unterdessen wollen wir sie doch da hineinstecken. *Gibt sie in die Vase.*

MIZI. Kinder, dunkel wird's!

FRITZ hat der Christine geholfen die Überjacke ausziehen, sie hat auch ihren Hut abgelegt, er gibt die Dinge auf einen Stuhl im Hintergrund. Gleich wollen wir die Lampe anzünden.

THEODOR. Lampe! Keine Idee! Lichter werden wir anzünden. Das macht sich viel hübscher. Komm, Mizi, kannst mir helfen. *Er und Mizi zünden die Lichter an; die Kerzen in den zwei Armleuchtern auf dem Trumeau, eine Kerze auf dem Schreibtisch, dann zwei Kerzen auf der Kredenz.*

Unterdessen sprechen Fritz und Christine miteinander.

FRITZ. Wie geht's dir denn, mein Schatz?

CHRISTINE. Jetzt geht's mir gut. —

FRITZ. Na, und sonst?

CHRISTINE. Ich hab' mich so nach dir gesehnt.

FRITZ. Wir haben uns ja gestern erst gesehen.

CHRISTINE. Gesehn . . . von weitem . . . *Schüchtern.* Du, das war nicht schön, daß du . . .

FRITZ. Ja, ich weiß schon; die Mizi hat's mir schon gesagt. Aber du bist ein Kind wie gewöhnlich. Ich hab' nicht los können. So was mußt du ja begreifen.

CHRISTINE. Ja . . . du, Fritz, . . . wer waren denn die Leute in der Loge?

FRITZ. Bekannte — das ist doch ganz gleichgültig, wie sie heißen.

CHRISTINE. Wer war denn die Dame im schwarzen Samtkleid?

FRITZ. Kind, ich hab' gar kein Gedächtnis für Toiletten.

CHRISTINE schmeichelnd. Na!

FRITZ. Das heißt, . . . ich hab' dafür auch schon ein Gedächtnis — in gewissen Fällen. Zum Beispiel an die dunkelgraue Bluse erinner' ich mich sehr gut, die du angehabt hast, wie wir uns das erste Mal gesehen haben. Und die weiß-schwarze Taille, gestern . . . im Theater —

CHRISTINE. Die hab' ich ja heut auch an!

FRITZ. Richtig . . . von weitem sieht die nämlich ganz anders aus — im Ernst! Oh, und das Medaillon, das kenn' ich auch!

CHRISTINE lächelnd. Wann hab' ich's umgehabt?

FRITZ. Vor — na, damals, wie wir in dem Garten bei der Linie spazieren gegangen sind, wo die vielen Kinder gespielt haben . . . nicht wahr . . .?

CHRISTINE. Ja . . . Du denkst doch manchmal an mich.

FRITZ. Ziemlich häufig, mein Kind . . .

CHRISTINE. Nicht so oft, wie ich an dich. Ich denke immer an dich . . . den ganzen Tag . . . und froh kann ich doch nur sein, wenn ich dich seh'!

FRITZ. Sehn wir uns denn nicht oft genug? —

CHRISTINE. Oft . . .

FRITZ. Freilich. Im Sommer werden wir uns weniger sehn . . . Denk' dir, wenn ich zum Beispiel einmal auf ein paar Wochen verreiste, was möchtest du da sagen?

CHRISTINE ängstlich. Wie? Du willst verreisen?

FRITZ. Nein . . . Immerhin wär' es aber möglich, daß ich einmal die Laune hätte, acht Tage ganz allein zu sein . . .

CHRISTINE. Ja, warum denn?

FRITZ. Ich spreche ja nur von der Möglichkeit. Ich kenne mich, ich hab' solche Launen. Und du könntest ja auch einmal Lust haben, mich ein paar Tage nicht zu sehn . . . das werd' ich immer verstehn.

CHRISTINE. Die Laune werd' ich nie haben, Fritz.

FRITZ. Das kann man nie wissen.

CHRISTINE. Ich weiß es ... ich hab' dich lieb.

FRITZ. Ich hab' dich ja auch sehr lieb.

CHRISTINE. Du bist aber mein Alles, Fritz, für dich könnt' ich ... *sie unterbricht sich.* Nein, ich kann mir nicht denken, daß je eine Stunde käm', wo ich dich nicht sehen wollte. So lang ich leb', Fritz — —

FRITZ unterbricht. Kind, ich bitt' dich ... so was sag' lieber nicht ... die großen Worte, die hab' ich nicht gern. Von der Ewigkeit reden wir nicht ...

CHRISTINE traurig lächelnd. Hab' keine Angst, Fritz ... ich weiß ja, daß es nicht für immer ist ...

FRITZ. Du verstehst mich falsch, Kind. Es ist ja möglich, *lachend* daß wir einmal überhaupt nicht ohne einander leben können, aber wissen können wir's ja nicht, nicht wahr? Wir sind ja nur Menschen.

THEODOR auf die Lichter weisend. Bitte sich das gefälligst anzusehen ... Sieht das nicht anders aus, als wenn da eine dumme Lampe stünde?

FRITZ. Du bist wirklich der geborene Festarrangeur.

THEODOR. Kinder, wie wär's übrigens, wenn wir an das Souper dächten? ...

MIZI. Ja! ... Komm Christin'! ...

FRITZ. Wartet, ich will euch zeigen, wo ihr alles Notwendige findet.

MIZI. Vor allem brauchen wir ein Tischtuch.

THEODOR mit englischem Akzent, wie ihn die Clowns zu haben pflegen. „Eine Tischentuch."

FRITZ. Was? ...

THEODOR. Erinnerst dich nicht an den Clown im Orpheum? „Das ist eine Tischentuch" ... „Das ist eine Blech." „Das ist eine kleine *piccolo*."

MIZI. Du, Dori, wann gehst denn mit mir ins Orpheum? Neulich hast du mir's ja versprochen. Da kommt die Christin' aber auch mit, und der Herr Fritz auch. *Sie nimmt eben Fritz das Tischtuch aus der Hand,*

das dieser aus der Kredenz genommen. Da sind aber dann wir die Bekannten in der Loge . . .

FRITZ. Ja, ja . . .

MIZI. Da kann dann die Dame mit dem schwarzen Samtkleid allein nach Haus gehn.

FRITZ. Was ihr immer mit der Dame in Schwarz habt, das ist wirklich zu dumm.

MIZI. Oh, wir haben nichts mit ihr . . . So . . . Und das Eßzeug? . . . *Fritz zeigt ihr alles in der geöffneten Kredenz.* Ja . . . Und die Teller? . . . Ja, danke . . . So, jetzt machen wir's schon allein . . . Gehn Sie, gehn Sie, jetzt stören Sie uns nur.

THEODOR hat sich unterdessen auf den Divan der Länge nach hingelegt; wie Fritz zu ihm nach vorne kommt. Du entschuldigst . . . *Mizi und Christine decken auf.*

MIZI. Hast du schon das Bild von Fritz in der Uniform gesehn?

CHRISTINE. Nein.

MIZI. Das mußt du dir anschaun. Fesch! . . . *Sie reden weiter.*

THEODOR auf dem Divan. Siehst du, Fritz, solche Abende sind meine Schwärmerei.

FRITZ. Sind auch nett.

THEODOR. Da fühl' ich mich behaglich . . . Du nicht? . . .

FRITZ. Oh, ich wollte, es wär' mir immer so wohl.

MIZI. Sagen Sie, Herr Fritz, ist Kaffee in der Maschin' drin?

FRITZ. Ja . . . Ihr könnt auch gleich den Spiritus anzünden — auf der Maschin' dauert's so wie so eine Stund', bis der Kaffee fertig ist . . .

THEODOR zu Fritz. Für so ein süßes Mäderl geb' ich zehn dämonische Weiber her.

FRITZ. Das kann man nicht vergleichen.

THEODOR. Wir hassen nämlich die Frauen, die wir lieben — und lieben nur die Frauen, die uns gleichgültig sind.

FRITZ lacht.

MIZI. Was ist denn? Wir möchten auch was hören!

THEODOR. Nichts für euch, Kinder. Wir philosophieren. *Zu Fritz.* Wenn wir heut mit denen das letzte Mal zusammen wären, wir wären doch nicht weniger fidel, was?

FRITZ. Das letzte Mal ... Na, darin liegt jedenfalls etwas Melancholisches. Ein Abschied schmerzt immer, auch wenn man sich schon lange darauf freut!

CHRISTINE. Du, Fritz, wo ist denn das kleine Eßzeug?

FRITZ gebt nach hinten, zur Kredenz. Da ist es, mein Schatz.

MIZI ist nach vorn gekommen, fährt dem Theodor, der auf dem Divan liegt, durch die Haare.

THEODOR. Du Katz', du!

FRITZ öffnet das Paket, das Mizi gebracht. Großartig ...

CHRISTINE zu Fritz. Wie du alles hübsch in Ordnung hast!

FRITZ. Ja ... *Ordnet die Sachen, die Mizi mitgebracht, — Sardinenbüchse, kaltes Fleisch, Butter, Käse.*

CHRISTINE. Fritz ... willst du mir's nicht sagen?

FRITZ. Was denn?

CHRISTINE sehr schüchtern. Wer die Dame war?

FRITZ. Nein; ärger' mich nicht. *Milder.* Schau', das haben wir ja so ausdrücklich miteinander ausgemacht: Gefragt wird nichts. Das ist ja gerade das Schöne. Wenn ich mit dir zusammen bin, versinkt die Welt — punktum. Ich frag' dich auch um nichts.

CHRISTINE. Mich kannst du um alles fragen.

FRITZ. Aber ich tu's nicht. Ich will ja nichts wissen.

MIZI kommt wieder hin. Herrgott machen Sie da eine Unordnung — *Übernimmt die Speisen, legt sie auf die Teller.* So ...

THEODOR. Du, Fritz, sag' hast du denn irgend was zum Trinken zu Hause?

FRITZ. Oh ja, es wird sich schon was finden. *Er geht ins Vorzimmer.*

THEODOR erhebt sich und besichtigt den Tisch. Gut. —

MIZI. So, ich denke, es fehlt nichts mehr! . . .

FRITZ kommt mit einigen Flaschen zurück. So hier wäre auch was zum Trinken.

THEODOR. Wo sind denn die Rosen, die von der Decke herunterfallen?

MIZI. Ja, richtig, die Rosen haben wir vergessen! *Sie nimmt die Rosen aus der Vase, steigt auf einen Stuhl und läßt die Rosen auf den Tisch fallen.* So!

CHRISTINE. Gott, ist das Mädel ausgelassen.

THEODOR. Na, nicht in die Teller . . .

FRITZ. Wo willst du sitzen, Christin'?

THEODOR. Wo ist denn der Stoppelzieher?

FRITZ holt einen aus der Kredenz. Hier ist einer.

MIZI versucht, den Wein aufzumachen.

FRITZ. Aber geben Sie das doch mir.

THEODOR. Laßt das mich machen . . . *Nimmt ihm Flasche und Stoppelzieher aus der Hand.* Du könntest unterdessen ein bißchen . . . *Bewegung des Klavierspiels.*

MIZI. Ja ja, das ist fesch! . . . *Sie läuft zum Klavier, öffnet es, nachdem sie die Sachen, die darauf liegen, auf einen Stuhl gelegt hat.*

FRITZ zu Christine. Soll ich?

CHRISTINE. Ich bitt' dich, ja, so lang schon hab' ich mich danach gesehnt.

FRITZ am Klavier. Du kannst ja auch ein bissel spielen?

CHRISTINE abwehrend. Oh Gott.

MIZI. Schön kann sie spielen, die Christin', . . . sie kann auch singen.

FRITZ. Wirklich? Das hast du mir ja nie gesagt! . . .

CHRISTINE. Hast du mich denn je gefragt?

FRITZ. Wo hast du denn singen gelernt?

CHRISTINE. Gelernt hab' ich's eigentlich nicht. Der Vater hat mich ein bissel unterrichtet — aber ich hab' nicht viel Stimme. Und weißt du, seit die Tant' gestorben ist, die immer bei uns gewohnt hat, da ist es noch stiller bei uns wie es früher war.

FRITZ. Was machst du eigentlich so den ganzen Tag?

CHRISTINE. Oh Gott, ich hab' schon zu tun! —

FRITZ. So im Haus — wie? —

CHRISTINE. Ja. Und dann schreib' ich Noten ab, ziemlich viel. —

THEODOR. Musiknoten? —

CHRISTINE. Freilich.

THEODOR. Das muß ja horrend bezahlt werden. *Wie die andern lachen.* Na, ich würde das horrend bezahlen. Ich glaube, Notenschreiben muß eine fürchterliche Arbeit sein! —

MIZI. Es ist auch ein Unsinn, daß sie sich so plagt. *Zu Christine.* Wenn ich so viel Stimme hätte, wie du, wär' ich längst beim Theater.

THEODOR. Du brauchtest nicht einmal Stimme ... Du tust natürlich den ganzen Tag gar nichts, was?

MIZI. Na, sei so gut! Ich hab' ja zwei kleine Brüder, die in die Schul' gehn, die zieh' ich an in der Früh'; und dann mach' ich die Aufgaben mit ihnen —

THEODOR. Da ist doch kein Wort wahr.

MIZI. Na, wennst mir nicht glaubst! — Und bis zum vorigen Herbst bin ich sogar in einem Geschäft gewesen von acht in der Früh' bis acht am Abend —

THEODOR leicht spottend. Wo denn?

MIZI. In einem Modistengeschäft. Die Mutter will, daß ich wieder eintrete.

THEODOR wie oben. Warum bist du denn ausgetreten?

FRITZ zu Christine. Du mußt uns dann was vorsingen!

THEODOR. Kinder, essen wir jetzt lieber, und du spielst dann, ja? ...

FRITZ aufstehend, zu Christine. Komm, Schatz! *Führt sie zum Tisch hin.*

MIZI. Der Kaffee! Jetzt geht der Kaffee über, und wir haben noch nichts gegessen!

THEODOR. Jetzt ist's schon alles eins! —

MIZI. Aber er geht ja über! *Bläst die Spiritusflamme aus.*

Man setzt sich zu Tisch.

THEODOR. Was willst du haben, Mizi? Das sag' ich dir gleich: Die Torte kommt zuletzt! . . . Zuerst mußt du lauter ganz saure Sachen essen.

FRITZ schenkt den Wein ein.

THEODOR. Nicht so: Das macht man jetzt anders. Kennst du nicht die neueste Mode? *Steht auf, affektiert Grandezza, die Flasche in der Hand, zu Christine.* Vöslauer Ausstich achtzehnhundert . . . *Spricht die nächsten Zahlen unverständlich. Schenkt ein, zu Mizi.* Vöslauer Ausstich achtzehnhundert . . . *Wie früher. Schenkt ein, zu Fritz.* Vöslauer Ausstich achtzehnhundert . . . *Wie früher. An seinem eigenen Platz.* Vöslauer Ausstich . . . *Wie früher. Setzt sich.*

MIZI lachend. Alleweil macht er Dummheiten.

THEODOR erhebt das Glas, alle stoßen an. Prosit!

MIZI. Sollst leben, Theodor! . . .

THEODOR sich erhebend. Meine Damen und Herren . . .

FRITZ. Na, nicht gleich!

THEODOR setzt sich. Ich kann ja warten.

Man ißt.

MIZI. Das hab' ich so gern, wenn bei Tisch Reden gehalten werden. Also ich hab' einen Vetter, der redt immer in Reimen.

THEODOR. Bei was für einem Regiment ist er? . . .

MIZI. Geh, hör' auf . . . Auswendig redt er und mit Reimen, aber großartig, sag' ich dir, Christin'. Und ist eigentlich schon ein älterer Herr.

THEODOR. O, das kommt vor, daß ältere Herren noch in Reimen reden.

FRITZ. Aber, ihr trinkt ja gar nicht. Christin'! *Er stößt mit ihr an.*

THEODOR stößt mit Mizi an. Auf die alten Herren, die in Reimen reden.

MIZI lustig. Auf die jungen Herren, auch wenn sie garnichts reden . . . zum Beispiel auf den Herrn Fritz . . . Sie, Herr Fritz, jetzt trinken wir Bruderschaft, wenn

Sie wollen — und die Christin' muß auch mit dem Theodor Bruderschaft trinken.

THEODOR. Aber nicht mit dem Wein, das ist kein Bruderschaftswein. *Erhebt sich, nimmt eine andere Flasche — gleiches Spiel wie früher. Xeres de la Frontera mille huit cent cinquante — Xeres de la Frontera — Xeres de la Frontera — Xeres de la Frontera.*

MIZI nippt. Ah —

THEODOR. Kannst du nicht warten, bis wir alle trinken? . . . Also, Kinder . . . bevor wir uns so feierlich verbrüdern, wollen wir auf den glücklichen Zufall trinken, der, der . . . und so weiter . . .

MIZI. Ja, ist schon gut! *Sie trinken.*

Fritz nimmt Mizis, Theodor Christinens Arm, die Gläser in der Hand, wie man Bruderschaft zu trinken pflegt.

FRITZ küßt Mizi.

THEODOR will Christine küssen.

CHRISTINE lächelnd. Muß das sein?

THEODOR. Unbedingt, sonst gilt's nichts . . . *Küßt sie.* So, und jetzt *à place*! . . .

MIZI. Aber schauerlich heiß wird's in dem Zimmer.

FRITZ. Das ist von den vielen Lichtern, die der Theodor angezündet hat.

MIZI. Und von dem Wein. *Sie lehnt sich in den Fauteuil zurück.*

THEODOR. Komm nur daher, jetzt kriegst du ja erst das Beste. *Er schneidet ein Stückchen von der Torte ab und steckt's ihr in den Mund.* Da, du Katz' — gut? —

MIZI. Sehr! . . . *Er gibt ihr noch eins.*

THEODOR. Geh, Fritz, jetzt ist der Moment! Jetzt könntest du was spielen!

FRITZ. Willst du, Christin'?

CHRISTINE. Bitte! —

MIZI. Aber was Fesches!

THEODOR füllt die Gläser.

MIZI. Kann nicht mehr. *Trinkt.*

CHRISTINE nippend. Der Wein ist so schwer.

THEODOR auf den Wein weisend. Fritz!

FRITZ leert das Glas, geht zum Klavier.

CHRISTINE setzt sich zu ihm.

MIZI. Herr Fritz, spielen S' den Doppeladler.

FRITZ. Den Doppeladler — wie geht der?

MIZI. Dori, kannst du nicht den Doppeladler spielen?

THEODOR. Ich kann überhaupt nicht Klavier spielen.

FRITZ. Ich kenne ihn ja; er fällt mir nur nicht ein.

MIZI. Ich werd' ihn Ihnen vorsingen ... La ... la ... lalalala ... la ...

FRITZ. Aha, ich weiß schon. *Spielt aber nicht ganz richtig.*

MIZI geht zum Klavier. Nein, so ... *Spielt die Melodie mit einem Finger.*

FRITZ. Ja, ja ... *Er spielt, Mizi singt mit.*

THEODOR. Das sind wieder süße Erinnerungen, was? ...

FRITZ spielt wieder unrichtig und hält inne. Es geht nicht. Ich hab' gar kein Gehör. *Er phantasiert.*

MIZI gleich nach dem ersten Takt. Das ist nichts!

FRITZ lacht. Schimpfen Sie nicht, das ist von mir! —

MIZI. Aber zum Tanzen ist es nicht.

FRITZ. Probieren Sie nur einmal ...

THEODOR zu Mizi. Komm, versuchen wir's. *Er nimmt sie um die Taille, sie tanzen.*

CHRISTINE steht am Klavier und schaut auf die Tasten.

Es klingelt.

FRITZ hört plötzlich auf zu spielen; Theodor und Mizi tanzen weiter.

THEODOR und MIZI zugleich. Was ist denn das? — Na!

FRITZ. Es hat eben geklingelt ... *zu Theodor.* Hast du denn noch jemanden eingeladen?

THEODOR. Keine Idee — du brauchst ja nicht zu öffnen.

CHRISTINE zu Fritz. Was hast du denn?

FRITZ. Nichts ...

Es klingelt wieder.

FRITZ steht auf, bleibt stehen.

THEODOR. Du bist einfach nicht zu Hause.

FRITZ. Man hört ja das Klavierspielen bis auf den Gang ... Man sieht auch von der Straße her, daß es beleuchtet ist.

THEODOR. Was sind denn das für Lächerlichkeiten? Du bist eben nicht zu Haus.

FRITZ. Es macht mich aber nervös.

THEODOR. Na, was wird's denn sein? Ein Brief! — Oder ein Telegramm — Du wirst ja um *auf die Uhr sehend* um neun keinen Besuch bekommen.

Es klingelt wieder.

FRITZ. Ach was, ich muß doch nachsehn — *geht hinaus.*

MIZI. Aber ihr seid auch gar nicht fesch — *schlägt ein paar Tasten auf dem Klavier an.*

THEODOR. Geh', hör jetzt auf! — *Zu Christine.* Was haben Sie denn? Macht Sie das Klingeln auch nervös? —

FRITZ kommt zurück, mit erkünstelter Ruhe.

THEODOR und CHRISTINE zugleich. Na, wer war's? — Wer war's?

FRITZ gezwungen lächelnd. Ihr müßt so gut sein, mich einen Moment zu entschuldigen. Geht unterdessen da hinein.

THEODOR. Was gibts denn?

CHRISTINE. Wer ist's?!

FRITZ. Nichts, Kind, ich habe nur zwei Worte mit einem Herrn zu sprechen ... *Hat die Tür zum Nebenzimmer geöffnet, geleitet die Mädchen hinein, Theodor ist der letzte, sieht Fritz fragend an.*

FRITZ leise, mit entsetztem Ausdruck. Er! ...

THEODOR. Ah! ...

FRITZ. Geh hinein, geh hinein. —

THEODOR. Ich bitt' dich, mach' keine Dummheiten, es kann eine Falle sein ...

FRITZ. Geh . . . geh . . . — *Theodor ins Nebenzimmer. Fritz geht rasch durchs Zimmer auf den Gang, so daß die Bühne einige Augenblicke leer bleibt. Dann tritt er wieder auf, indem er einen elegant gekleideten Herrn von etwa fünfunddreißig Jahren voraus eintreten läßt. — Der Herr ist in gelbem Überzieher, trägt Handschuhe, hält den Hut in der Hand.*

FRITZ, DER HERR.

FRITZ noch im Eintreten. Pardon, daß ich Sie warten ließ . . . ich bitte . . .

DER HERR in ganz leichtem Tone. Oh, das tut nichts. Ich bedaure sehr, Sie gestört zu haben.

FRITZ. Gewiß nicht. Bitte wollen Sie nicht — *weist ihm einen Stuhl an.*

DER HERR. Ich sehe ja, daß ich Sie gestört habe. Kleine Unterhaltung, wie?

FRITZ. Ein paar Freunde.

DER HERR sich setzend, immer freundlich. Maskenscherz wahrscheinlich?

FRITZ befangen. Wieso?

DER HERR. Nun, Ihre Freunde haben Damenhüte und Mantillen.

FRITZ. Nun ja . . . *lächelnd.* Es mögen ja Freundinnen auch dabei sein . . . *Schweigen.*

DER HERR. Das Leben ist zuweilen ganz lustig . . . ja . . . *Er sieht den andern starr an.*

FRITZ hält den Blick eine Weile aus, dann sieht er weg . . . Ich darf mir wohl die Frage erlauben, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft.

DER HERR. Gewiß . . . *Ruhig.* Meine Frau hat nämlich ihren Schleier bei Ihnen vergessen.

FRITZ. Ihre Frau Gemahlin bei mir? . . . ihren . . . *Lächelnd.* Der Scherz ist ein bißchen sonderbar . . .

DER HERR plötzlich aufstehend, sehr stark, fast wild, indem er sich mit der einen Hand auf die Stuhllehne stützt. Sie hat ihn vergessen.

FRITZ erhebt sich auch, und die beiden stehen einander gegenüber.

DER HERR hebt die Faust, als wollte er sie auf Fritz niederfallen lassen; — in Wut und Ekel. Oh . . .!

FRITZ wehrt ab, geht einen kleinen Schritt nach rückwärts.

DER HERR nach einer langen Pause. Hier sind Ihre Briefe. *Er wirft ein Paket, das er aus der Tasche des Überziehers nimmt, auf den Schreibtisch.* Ich bitte um die, welche Sie erhalten haben . . .

FRITZ abwehrende Bewegung.

DER HERR heftig, mit Bedeutung. Ich will nicht, daß man sie — später bei Ihnen findet.

FRITZ sehr stark. Man wird sie nicht finden.

DER HERR schaut ihn an. Pause.

FRITZ. Was wünschen Sie noch von mir? . . .

DER HERR höhnisch. Was ich noch wünsche — ?

FRITZ. Ich stehe zu Ihrer Verfügung . . .

DER HERR verbeugt sich kühl. Gut. — *Er läßt seinen Blick im Zimmer umhergehen; wie er wieder den gedeckten Tisch, die Damenhüte usw. sieht, geht eine lebhafte Bewegung über sein Gesicht, als wollte es zu einem neuen Ausbruch seiner Wut kommen.*

FRITZ, der das bemerkt, wiederholt. Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung. — Ich werde morgen bis zwölf Uhr zu Hause sein.

DER HERR verbeugt sich und wendet sich zum gehen.

FRITZ begleitet ihn bis zur Türe, was der Herr abwehrt. Wie er weg ist, geht Fritz zum Schreibtisch, bleibt eine Weile stehen. Dann eilt er zum Fenster, sieht durch eine Spalte, die die Rouleaux gelassen, hinaus, und man merkt, wie er den auf dem Trottoir gehenden Herrn mit den Blicken verfolgt. Dann entfernt er sich von dem Fenster, bleibt, eine Sekunde lang zur Erde schauend, stehen; dann geht er zur Türe des Nebenzimmers, öffnet sie zur Hälfte und ruft: Theodor . . . auf einen Moment.

FRITZ, THEODOR.

Sehr rasch diese Szene.

THEODOR erregt. Nun . . .

FRITZ. Er weiß es.

THEODOR. Nichts weiß er. Du bist ihm sicher hineingefallen. Hast am Ende gestanden. Du bist ein Narr, sag' ich dir . . . Du bist —

FRITZ auf die Briefe weisend. Er hat mir meine Briefe zurückgebracht.

THEODOR betroffen. Oh . . . *nach einer Pause.* Ich sag' es immer, man soll nicht Briefe schreiben.

FRITZ. Er ist es gewesen, heute Nachmittag, da unten.

THEODOR. Also was hat's denn gegeben? — So sprich doch.

FRITZ. Du mußt mir nun einen großen Dienst erweisen, Theodor.

THEODOR. Ich werde die Sache schon in Ordnung bringen.

FRITZ. Davon ist hier nicht mehr die Rede.

THEODOR. Also . . .

FRITZ. Es wird für alle Fälle gut sein . . . *sich unterbrechend* — aber wir können doch die armen Mädeln nicht so lange warten lassen.

THEODOR. Die können schon warten. Was wolltest du sagen?

FRITZ. Es wird gut sein, wenn du heute noch Lensky aufsuchst.

THEODOR. Gleich, wenn du willst.

FRITZ. Du triffst ihn jetzt nicht . . . aber zwischen elf und zwölf kommt er ja sicher ins Kaffeehaus . . . vielleicht kommt ihr dann beide noch zu mir . . .

THEODOR. Geh, so mach' doch kein solches Gesicht . . . in neunundneunzig Fällen von hundert geht die Sache gut aus.

FRITZ. Es wird dafür gesorgt sein, daß diese Sache nicht gut ausgeht.

THEODOR. Aber ich bitt' dich, erinnere dich, im vorigen Jahr, die Affäre zwischen dem Doktor Billinger und dem Herz — das war doch genau dasselbe.

FRITZ. Laß das, du weißt es selbst, — er hätte mich einfach hier in dem Zimmer niederschießen sollen, — es wär' aufs Gleiche herausgekommen.

THEODOR gekünstelt. Ah, das ist famos! Das ist eine großartige Auffassung . . . Und wir, der Lensky

und ich, wir sind nichts? Du meinst, wir werden es zugeben — —

FRITZ. Bitt' dich, laß das! ... Ihr werdet einfach annehmen, was man proponieren wird.

THEODOR. Ah, —

FRITZ. Wozu das alles, Theodor. Als wenn du's nicht wüßtest.

THEODOR. Unsinn. Überhaupt, das Ganze ist Glückssache ... Ebenso gut kannst du ihn ...

FRITZ ohne darauf zu hören. Sie hat es geahnt. Wir beide haben es geahnt. Wir haben es gewußt ...

THEODOR. Geh, Fritz ...

FRITZ zum Schreibtisch, sperrt die Briefe ein. Was sie in diesem Augenblick nur macht. Ob er sie ... Theodor ... das mußt du morgen in Erfahrung bringen, was dort geschehen ist.

THEODOR. Ich werd' es versuchen ...

FRITZ. ... Sieh auch, daß kein überflüssiger Aufschub ...

THEODOR. Vor übermorgen früh wird's ja doch kaum sein können.

FRITZ beinahe angstvoll. Theodor!

THEODOR. Also ... Kopf hoch. — Nicht wahr, auf innere Überzeugungen ist doch auch etwas zu geben — und ich hab' die feste Überzeugung, daß alles ... gut ausgeht. *Redet sich in Lustigkeit hinein.* Ich weiß selbst nicht warum, aber ich hab' einmal die Überzeugung!

FRITZ lächelnd. Was bist du für ein guter Kerl! — Aber was sagen wir nur den Mädeln?

THEODOR. Das ist wohl sehr gleichgültig. Schicken wir sie einfach weg.

FRITZ. Oh nein. Wir wollen sogar möglichst lustig sein. Christine darf gar nichts ahnen. Ich will mich wieder zum Klavier setzen; ruf du sie indessen herein. *Theodor wendet sich, unzufriedenen Gesichts, das zu tun.* Und was wirst du ihnen sagen?

THEODOR. Daß sie das gar nichts angeht.

FRITZ, der sich zum Klavier gesetzt hat, sich nach ihm umwendend. Nein, nein —

THEODOR. Daß es sich um einen Freund handelt — das wird sich schon finden.

FRITZ spielt ein paar Töne.

THEODOR. Bitte, meine Damen. *Hat die Tür geöffnet.*

FRITZ, THEODOR, CHRISTINE, MIZI.

MIZI. Na endlich! Ist der schon fort?

CHRISTINE zu Fritz eilend. Wer war bei dir, Fritz?

FRITZ am Klavier, weiterspielend. Ist schon wieder neugierig.

CHRISTINE. Ich bitt' dich, Fritz, sag's mir.

FRITZ. Schatz, ich kann's dir nicht sagen, es handelt sich wirklich um Leute, die du gar nicht kennst.

CHRISTINE schmeichelnd. Geh, Fritz, sag' mir die Wahrheit!

THEODOR. Sie läßt dich natürlich nicht in Ruh' . . . Daß du ihr nichts sagst! Du hast's ihm versprochen!

MIZI. Geh, sei doch nicht so fad, Christin', laß ihnen die Freud'! Sie machen sich eh' nur wichtig!

THEODOR. Ich muß den Walzer mit Fräulein Mizi zu Ende tanzen. *Mit der Betonung eines Clowns.* Bitte, Herr Kapellmeister — eine kleine Musik.

FRITZ spielt.

Theodor und Mizi tanzen; nach wenigen Takten:

MIZI. Ich kann nicht! *Sie fällt in einen Fauteuil zurück.*

THEODOR küßt sie, setzt sich auf die Lehne des Fauteuils zu ihr.

FRITZ bleibt am Klavier, nimmt Christine bei beiden Händen, sieht sie an.

CHRISTINE wie erwachend. Warum spielst du nicht weiter?

FRITZ lächelnd. Genug für heut . . .

CHRISTINE. Siehst du, so möcht' ich spielen können . . .

FRITZ. Spielst du viel? . . .

CHRISTINE. Ich komme nicht viel dazu; im Haus

ist immer was zu tun. Und dann, weißt, wir haben ein so schlechtes Pianino.

FRITZ. Ich möcht's wohl einmal versuchen. Ich möcht' überhaupt gern dein Zimmer einmal sehen.

CHRISTINE lächelnd. 'S ist nicht so schön wie bei dir! . . .

FRITZ. Und noch eins möcht' ich: Daß du mir einmal viel von dir erzählst . . . recht viel . . . ich weiß eigentlich so wenig von dir.

CHRISTINE. Ist wenig zu erzählen. — Ich hab' auch keine Geheimnisse — wie wer anderer . . .

FRITZ. Du hast noch keinen lieb gehabt?

CHRISTINE sieht ihn nur an.

FRITZ küßt ihr die Hände.

CHRISTINE. Und werd' auch nie wen andern lieb haben . . .

FRITZ mit fast schmerzlichem Ausdruck. Sag' das nicht . . . sag's nicht . . . was weißt du denn? . . . Hat dich dein Vater sehr gern, Christin'? —

CHRISTINE. O Gott! . . . Es war auch eine Zeit, wo ich ihm alles erzählt hab'. —

FRITZ. Na, Kind, mach' dir nur keine Vorwürfe . . . Ab und zu hat man halt Geheimnisse — das ist der Lauf der Welt.

CHRISTINE. . . . Wenn ich nur wüßte, daß du mich gern hast — da wär' ja alles ganz gut.

FRITZ. Weißt du's denn nicht?

CHRISTINE. Wenn du immer in dem Ton zu mir reden möchtest, ja dann . . .

FRITZ. Christin'! Du sitzt aber recht unbequem.

CHRISTINE. Ach laß mich nur — es ist da ganz gut. *Sie legt den Kopf aufs Klavier.*

FRITZ steht auf und streichelt ihr die Haare.

CHRISTINE. O, das ist gut.

Stille im Zimmer.

THEODOR. Wo sind denn die Zigarren, Fritz? —

FRITZ kommt zu ihm hin, der bei der Kredenz steht und schon gesucht hat.

MIZI ist eingeschlummert.

FRITZ reicht ihm ein Zigarrenkistchen. Und der schwarze Kaffee! *Er schenkt zwei Tassen ein.*

THEODOR. Kinder, wollt Ihr nicht auch schwarzen Kaffee haben?

FRITZ. Mizi, soll ich dir eine Tasse . . .

THEODOR. Lassen wir sie schlafen . . . — Du, trink übrigens keinen Kaffee heut. Du solltest dich möglichst bald zu Bette legen und schauen, daß du ordentlich schläfst.

FRITZ sieht ihn an und lacht bitter.

THEODOR. Na ja, jetzt stehn die Dinge nun einmal so wie sie stehn . . . und es handelt sich jetzt nicht darum, so großartig oder so tiefsinnig, sondern so vernünftig zu sein als möglich . . . darauf kommt es an . . . in solchen Fällen.

FRITZ. Du kommst noch heute Nacht mit Lensky zu mir, ja? . . .

THEODOR. Das ist ein Unsinn. Morgen früh ist Zeit genug.

FRITZ. Ich bitt' dich drum.

THEODOR. Also schön . . .

FRITZ. Begleitest du die Mädeln nach Hause?

THEODOR. Ja, und zwar sofort . . . Mizi! . . . Erhebe dich! —

MIZI. Ihr trinkt da schwarzen Kaffee —! Gebt's mir auch einen! —

THEODOR. Da hast du, Kind . . .

FRITZ zu Christine hin. Bist müd', mein Schatz? . . .

CHRISTINE. Wie lieb das ist, wenn du so sprichst.

FRITZ. Sehr müd'? —

CHRISTINE lächelnd. — Der Wein. — Ich hab' auch ein bissel Kopfweh . . .

FRITZ. Na, in der Luft wird dir das schon vergehn!

CHRISTINE. Gehen wir schon? — Begleitest du uns?

FRITZ. Nein, Kind. Ich bleib' jetzt schon zu Haus . . . Ich hab' noch einiges zu tun.

CHRISTINE, der wieder die Erinnerung kommt. Jetzt ... Was hast du denn jetzt zu tun?

FRITZ beinahe streng. Du Christin', das mußt du dir abgewöhnen! — *Mild.* Ich bin nämlich wie zerschlagen ... wir sind heut, der Theodor und ich, draußen auf dem Land zwei Stunden herumgelaufen —

THEODOR. Ah, das war entzückend. Nächstens fahren wir alle zusammen hinaus aufs Land.

MIZI. Ja, das ist fesch! Und ihr zieht euch die Uniform dazu an.

THEODOR. Das ist doch wenigstens Natursinn!

CHRISTINE. Wann sehen wir uns denn wieder?

FRITZ etwas nervös. Ich schreib's dir schon.

CHRISTINE traurig. Leb' wohl. *Wendet sich zum gehen.*

FRITZ bemerkt ihre Traurigkeit. Morgen sehn wir uns, Christin'.

CHRISTINE frob. Ja?

FRITZ. In dem Garten ... dort bei der Linie wie neulich ... um — sagen wir, um sechs Uhr ... ja? Ist's dir recht?

CHRISTINE nickt.

MIZI zu Fritz. Gehst mit uns, Fritz?

THEODOR. Die hat ein Talent zum Dusagen —!

FRITZ. Nein, ich bleib' schon zu Haus.

MIZI. Der hat's gut! Was wir noch für einen Riesenweg nach Haus haben ...

FRITZ. Aber, Mizi, du hast ja beinah' die ganze gute Torte stehen lassen. Wart', ich pack' sie dir ein — ja?

MIZI zu Theodor. Schickt sich das?

FRITZ schlägt die Torte ein.

CHRISTINE. Die ist wie ein kleines Kind ...

MIZI zu Fritz. Wart', dafür helf' ich dir die Lichter auslöschen. *Löscht ein Licht nach dem andern aus, das Licht auf dem Schreibtisch bleibt.*

CHRISTINE. Soll ich dir nicht das Fenster aufmachen? — es ist so schwül. *Sie öffnet das Fenster, Blick auf das gegenüberliegende Haus.*

FRITZ. So Kinder. Jetzt leucht' ich euch.

MIZI. Ist denn schon ausgelöscht auf der Stiege?

THEODOR. Na, selbstverständlich.

CHRISTINE. Ah, die Luft ist gut, die da hereinkommt! . . .

MIZI. Mailüfterl . . . *Bei der Tür, Fritz hat den Leuchter in der Hand.* Also, wir danken für die freundliche Aufnahme! —

THEODOR sie drängend. Geh, geh, geh, geh . . .

FRITZ geleitet die andern hinaus. Die Tür bleibt offen, man hört die Personen draußen reden. Man hört die Wohnungstür aufschließen.

MIZI. Also pah! —

THEODOR. Gib acht, da sind Stufen.

MIZI. Danke schön für die Torte . . .

THEODOR. Pst, du weckst ja die Leute auf! —

CHRISTINE. Gute Nacht!

THEODOR. Gute Nacht!

Man hört, wie Fritz die Tür draußen schließt und versperrt. — Während er hereintritt und das Licht auf den Schreibtisch stellt, hört man das Haustor unten öffnen und schließen.

FRITZ geht zum Fenster und grüßt hinunter.

CHRISTINE von der Straße. Gute Nacht!

MIZI ebenso, übermütig. Gute Nacht, du mein herziges Kind . . .

THEODOR scheltend. Du Mizi . . .

Man hört seine Worte, ihr Lachen, die Schritte verklingen. Theodor pfeift die Melodie des „Doppeladler", die am spätesten verklingt. Fritz sieht noch ein paar Sekunden hinaus, dann sinkt er auf den Fauteuil neben dem Fenster.

Vorhang.

Zimmer Christinens. Bescheiden und nett.

CHRISTINE kleidet sich eben zum Weggehen an. KATHARINA tritt auf, nachdem sie draußen angeklopft hat.

KATHARINA. Guten Abend, Fräulein Christin'.

CHRISTINE, die vor dem Spiegel steht, wendet sich um. Guten Abend.

KATHARINA. Sie wollen grad weggehn?

CHRISTINE. Ich hab's nicht so eilig.

KATHARINA. Ich komm' nämlich von meinem Mann, ob Sie mit uns nachtmahlen gehen wollen in' Lehnergarten, weil heut dort Musik ist.

CHRISTINE. Danke sehr, Frau Binder ... ich kann heut nicht ... ein anderes Mal, ja? — Aber Sie sind nicht bös'?

KATHARINA. Keine Spur ... warum denn? Sie werden sich schon besser unterhalten können als mit uns.

CHRISTINE Blick.

KATHARINA. Der Vater ist schon im Theater? ...

CHRISTINE. O nein; er kommt noch früher nach Haus. Jetzt fangt's ja erst um halb acht an!

KATHARINA. Richtig, das vergess' ich alleweil. Da werd' ich gleich auf ihn warten, weil ich ihn schon lang bitten möcht' wegen Freikarten zu dem neuen Stück ... Jetzt wird man s' doch schon kriegen? ...

CHRISTINE. Freilich ... es geht ja jetzt keiner mehr hinein, wenn einmal die Abende so schön werden.

KATHARINA. Unsereins kommt ja sonst gar nicht dazu ... wenn man nicht zufällig Bekannte bei einem Theater hat ... Aber halten Sie sich meinetwegen nicht auf, Fräulein Christin', wenn Sie wegmüssen. Meinem Mann wird's freilich sehr leid sein ... und noch wem andern auch ...

CHRISTINE. Wem?

KATHARINA. Der Cousin von Binder ist mit,

natürlich ... Wissen Sie, Fräulein Christin', daß er jetzt fix angestellt ist?

CHRISTINE. gleichgültig. Ah. —

KATHARINA. Und mit einem ganz schönen Gehalt. Und so ein honetter junger Mensch. Und eine Verehrung hat er für Sie —

CHRISTINE. Also — auf Wiedersehen, Frau Binder.

KATHARINA. Dem könnt' man von Ihnen erzählen, was man will — der möcht' kein Wort glauben ...

CHRISTINE Blick.

KATHARINA. Es gibt schon solche Männer ...

CHRISTINE. Adieu, Frau Binder.

KATHARINA. Adieu ... *nicht zu boshaft im Ton.* Daß Sie nur zum Rendezvous nicht zu spät kommen, Fräul'n Christin'!

CHRISTINE. Was wollen Sie eigentlich von mir?—

KATHARINA. Aber nichts, Sie haben ja recht! Man ist ja nur einmal jung.

CHRISTINE. Adieu.

KATHARINA. Aber einen Rat, Fräulein Christin', möcht' ich Ihnen doch geben: Ein bissel vorsichtiger sollten Sie sein!

CHRISTINE. Was heißt denn das?

KATHARINA. Schaun Sie — Wien ist ja eine so große Stadt ... Müssen Sie sich Ihre Rendezvous grad hundert Schritt weit vom Haus geben?

CHRISTINE. Das geht wohl niemanden was an.

KATHARINA. Ich hab's gar nicht glauben wollen, wie mir's der Binder erzählt hat. Der hat Sie nämlich gesehn ... Geh, hab' ich ihm gesagt, du wirst dich verschaut haben. Das Fräulein Christin', die ist keine Person, die mit eleganten jungen Herren am Abend spazieren geht, und wenn schon, so wird 's doch so gescheit sein, und nicht grad in unserer Gassen! Na, sagt er, kannst sie ja selber fragen! Und, sagt er, ein Wunder ist's ja nicht — zu uns kommt sie gar nimmermehr, aber dafür läuft sie in einer Tour mit der Schlager

Mizi herum, ist das eine Gesellschaft für ein anständiges junges Mädel? — Die Männer sind ja so ordinär, Fräul'n Christin'! — Und dem Franz hat er's natürlich auch gleich erzählen müssen, aber der ist schön bös' worden, — und für die Fräul'n Christin' legt er die Hand ins Feuer, und wer was über sie sagt, der hat's mit ihm zu tun. Und wie Sie so für's Häusliche sind und wie lieb Sie alleweil mit der alten Fräul'n Tant' gewesen sind — Gott schenk' ihr die ewige Ruh' — und wie bescheiden und wie eingezogen als Sie leben und so weiter ... *Pause.* Vielleicht kommen S' doch mit zur Musik?

CHRISTINE. Nein ...

KATHARINA, CHRISTINE. WEIRING tritt auf. Er hat einen Fliederzweig in der Hand.

WEIRING. Guten Abend ... Ah, die Frau Binder. Wie geht's Ihnen denn?

KATHARINA. Dank' schön.

WEIRING. Und das Linerl? — Und der Herr Gemahl? ...

KATHARINA. Alles gesund, Gott sei Dank.

WEIRING. Na, das ist schön. — *Zu Christine.* Du bist noch zu Haus bei dem schönen Wetter —?

CHRISTINE. Grad hab' ich fortgehn wollen.

WEIRING. Das ist gescheit! — Eine Luft ist heut draußen, was, Frau Binder, das ist was Wunderbars. Ich bin jetzt durch den Garten bei der Linie gegangen — da blüht der Flieder — es ist eine Pracht! Ich hab' mich auch einer Übertretung schuldig gemacht! *Gibt den Fliederzweig der Christine.*

CHRISTINE. Dank' dir, Vater.

KATHARINA. Sein S' froh, daß Sie der Wächter nicht erwischt hat.

WEIRING. Gehn S' einmal hin, Frau Binder — es riecht noch genau so gut dort, als wenn ich das Zweigerl nicht abgepflückt hätt'.

KATHARINA. Wenn sich das aber alle dächten —

WEIRING. Das wär' freilich g'fehlt!

CHRISTINE. Adieu, Vater!

WEIRING. Wenn du ein paar Minuten warten möchtest, so könntest du mich zum Theater hinbegleiten.

CHRISTINE. Ich ... ich hab' der Mizi versprochen, daß ich sie abhol' ...

WEIRING. Ah so. — Ist auch gescheiter. Jugend gehört zur Jugend. Adieu, Christin' ...

CHRISTINE küßt ihn. Dann Adieu, Frau Binder! — *Ab; Weiring sieht ihr zärtlich nach.*

KATHARINA, WEIRING.

KATHARINA. Das ist ja jetzt eine sehr intime Freundschaft mit der Fräul'n Mizi.

WEIRING. Ja. — Ich bin wirklich froh, daß die Tini eine Ansprach' hat und nicht in einem fort zu Hause sitzt. Was hat denn das Mädel eigentlich von ihrem Leben! ...

KATHARINA. Ja freilich.

WEIRING. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Frau Binder, wie weh mir's manchmal tut, wenn ich so nach Haus komm', von der Prob' — und sie sitzt da und näht — und Nachmittag, kaum stehn wir vom Tisch auf, so setzt sie sich schon wieder hin und schreibt ihre Noten ...

KATHARINA. Na ja, die Millionäre haben's freilich besser wie unsereins. Aber was ist denn eigentlich mit ihrem Singen? —

WEIRING. Das heißt nicht viel. Für's Zimmer reicht die Stimme ja aus, und für ihren Vater singt sie schön genug — aber leben kann man davon nicht.

KATHARINA. Das ist aber schad'.

WEIRING. Ich bin froh, daß sie's selber einsieht. Werden ihr wenigstens die Enttäuschungen erspart bleiben. — Zum Chor von unserm Theater könnt' ich sie natürlich bringen —

KATHARINA. Freilich, mit der Figur!

WEIRING. Aber da sind ja gar keine Aussichten.

KATHARINA. Man hat wirklich Sorgen mit einem Mädel! Wenn ich denk', daß meine Linerl in fünf, sechs Jahren auch eine große Fräul'n ist —

WEIRING. Aber was setzen Sie sich denn nicht, Frau Binder?

KATHARINA. Oh, ich dank' schön, mein Mann holt mich gleich ab — ich bin ja nur heraufgekommen, die Christin' einladen . . .

WEIRING. Einladen —?

KATHARINA. Ja, zur Musik im Lehnergarten. Ich hab' mir auch gedacht, daß sie das ein bissel aufheitern wird — sie braucht's ja wirklich.

WEIRING. Könnt' ihr wahrhaftig nicht schaden — besonders nach dem traurigen Winter. Warum geht sie denn nicht mit Ihnen —?

KATHARINA. Ich weiß nicht . . . Vielleicht weil der Cousin vom Binder mit ist.

WEIRING. Ah, schon möglich. Den kann s' nämlich nicht ausstehn. Das hat sie mir selber erzählt.

KATHARINA. Ja warum denn nicht? Der Franz ist ein sehr anständiger Mensch — jetzt ist er sogar fix angestellt, das ist doch heutzutag ein Glück für ein . . .

WEIRING. Für ein . . . armes Mädel —

KATHARINA. Für ein jedes Mädel ist das ein Glück.

WEIRING. Ja, sagen Sie mir, Frau Binder, ist denn so ein blühendes Geschöpf wirklich zu nichts anderem da, als für so einen anständigen Menschen, der zufällig eine fixe Anstellung hat?

KATHARINA. Ist doch das Gescheiteste! Auf einen Grafen kann man ja doch nicht warten, und wenn einmal einer kommt, so empfiehlt er sich dann gewöhnlich, ohne daß er einen geheiratet hat . . . *Weiring ist beim Fenster. Pause.* Na ja . . . Deswegen sag' ich auch immer, man kann bei einem jungen Mädel nicht vorsichtig genug sein — besonders mit dem Umgang —

WEIRING. Ob's nur dafür steht, seine jungen Jahre so einfach zum Fenster hinauszuwerfen? — Und was hat denn so ein armes Geschöpf schließlich von ihrer ganzen Bravheit, wenn schon — nach jahrelangem Warten — richtig der Strumpfwirker kommt!

KATHARINA. Herr Weiring, wenn mein Mann auch ein Strumpfwirker ist, er ist ein honetter und ein braver Mann, über den ich mich nie zu beklagen gehabt hab' . . .

WEIRING *begütigend.* Aber, Frau Binder — geht denn das auf Sie! . . . Sie haben ja auch Ihre Jugend nicht zum Fenster hinausgeworfen.

KATHARINA. Ich weiß von der Zeit nichts mehr.

WEIRING. Sagen S' das nicht — Sie können mir jetzt erzählen, was Sie wollen — die Erinnerungen sind doch das Beste, was Sie von Ihrem Leben haben.

KATHARINA. Ich hab' gar keine Erinnerungen.

WEIRING. Na, na . . .

KATHARINA. Und was bleibt denn übrig, wenn eine schon solche Erinnerungen hat, wie Sie meinen? . . . Die Reu'.

WEIRING. Na, und was bleibt denn übrig — wenn sie — nicht einmal was zum Erinnern hat —? Wenn das ganze Leben nur so vorbeigegangen ist, *sehr einfach, nicht pathetisch* ein Tag wie der andere, ohne Glück und ohne Liebe — dann ist's vielleicht besser?

KATHARINA. Aber, Herr Weiring, denken Sie doch nur an das alte Fräul'n — an Ihre Schwester! . . . Aber es tut Ihnen noch weh, wenn man von ihr redt, Herr Weiring . . .

WEIRING. Es tut mir noch weh, ja . . .

KATHARINA. Freilich . . . wenn zwei Leut' so aneinander gehängt haben . . . ich hab's immer gesagt, so einen Bruder wie Sie findt man nicht bald.

WEIRING *abwehrende Bewegung.*

KATHARINA. Es ist ja wahr. Sie haben ihr doch als ein ganz junger Mensch Vater und Mutter ersetzen müssen.

WEIRING. Ja, ja —

KATHARINA. Das muß ja doch wieder eine Art Trost sein. Wenn man so weiß, daß man immer der Wohltäter und Beschützer von so einem armen Geschöpf gewesen ist —

WEIRING. Ja, das hab' ich mir früher auch eingebildet, — wie sie noch ein schönes junges Mädel war, — und bin mir selber weiß Gott wie gescheit und edel vorgekommen. Aber dann, später, wie so langsam die grauen Haar' gekommen sind und die Runzeln, und es ist ein Tag um den andern hingegangen — und die ganze Jugend — und das junge Mädel ist so allmählich — man merkt ja so was kaum — das alte Fräulein geworden, — da hab' ich erst zu spüren angefangen, was ich eigentlich getan hab'!

KATHARINA. Aber Herr Weiring —

WEIRING. Ich seh' sie ja noch vor mir, wie sie mir oft gegenübergesessen ist am Abend, bei der Lampe, in dem Zimmer da, und hat mich so angeschaut mit ihrem stillen Lächeln, mit dem gewissen gottergebenen, — als wollt' sie mir noch für was danken; — und ich — ich hätt' mich ja am liebsten vor ihr auf die Kniee hingeworfen, sie um Verzeihung bitten, daß ich sie so gut behütet hab' vor allen Gefahren — und vor allem Glück! *Pause.*

KATHARINA. Und es wär' doch manche froh, wenn sie immer so einen Bruder an der Seite gehabt hätt' ... und nichts zu bereuen ...

KATHARINA, WEIRING. MIZI tritt ein.

MIZI. Guten Abend! ... Da ist aber schon ganz dunkel ... man sieht ja gar nicht mehr. — Ah, die Frau Binder. Ihr Mann ist unten, Frau Binder, und wart' auf Sie .. . Ist die Christin' nicht zu Haus? ...

WEIRING. Sie ist vor einer Viertelstunde weggegangen.

KATHARINA. Haben Sie sie denn nicht getroffen? Sie hat ja mit Ihnen ein Rendezvous gehabt?

MIZI. Nein . . . wir haben uns jedenfalls verfehlt . . . Sie gehn mit Ihrem Mann zur Musik, hat er mir gesagt —?

KATHARINA. Ja, er schwärmt so viel dafür. Aber hören Sie, Fräulein Mizi, Sie haben ein reizendes Hüterl auf. Neu, was?

MIZI. Aber keine Spur. — Kennen Sie denn die Form nimmer? Vom vorigen Frühjahr; nur aufgeputzt ist er neu.

KATHARINA. Selber haben Sie sich ihn neu aufgeputzt?

MIZI. Na, freilich.

WEIRING. So geschickt!

KATHARINA. Natürlich — ich vergess' immer, daß Sie ein Jahr lang in einem Modistengeschäft waren.

MIZI. Ich werd' wahrscheinlich wieder in eins gehn. Die Mutter will's haben — da kann man nichts machen.

KATHARINA. Wie geht's denn der Mutter?

MIZI. Na gut — ein bissel Zahnweh hat s' — aber der Doktor sagt, es ist nur rheumatisch . . .

WEIRING. Ja, jetzt ist es aber für mich die höchste Zeit . . .

KATHARINA. Ich geh' gleich mit Ihnen hinunter, Herr Weiring . . .

MIZI. Ich geh' auch mit . . . Aber nehmen Sie sich doch den Überzieher, Herr Weiring, es wird später noch recht kühl.

WEIRING. Glauben Sie?

KATHARINA. Freilich . . . Wie kann man denn so unvorsichtig sein.

VORIGE — CHRISTINE.

MIZI. Da ist sie ja . . .

KATHARINA. Schon zurück vom Spaziergang?

CHRISTINE. Ja. Grüß' dich Gott, Mizi . . . Ich hab' so Kopfweh . . . *Setzt sich.*

WEIRING. Wie? . . .

KATHARINA. Das ist wahrscheinlich von der Luft . .

WEIRING. Geh, was hast denn, Christin'! . . . Bitt' Sie, Fräulein Mizi, zünden S' die Lampe an.

MIZI macht sich bereit.

CHRISTINE. Aber das kann ich ja selber.

WEIRING. Ich möcht' dein Gesicht sehn, Christin'! . . .

CHRISTINE. Aber Vater, es ist ja gar nichts, es ist gewiß von der Luft draußen.

KATHARINA. Manche Leut' können grad das Frühjahr nicht vertragen.

WEIRING. Nicht wahr, Fräulein Mizi, Sie bleiben noch bei der Christin'?

MIZI. Freilich bleib' ich da . . .

CHRISTINE. Aber es ist ja gar nichts, Vater.

MIZI. Meine Mutter macht nicht so viel Geschichten mit mir, wenn ich Kopfweh hab' . . .

WEIRING zu Christine, die noch sitzt. Bist du so müd'? . . .

CHRISTINE vom Sessel aufstehend. Ich steh' schon wieder auf. *Lächelnd.*

WEIRING. So — jetzt schaust du schon wieder ganz anders aus. — *Zu Katharina.* Ganz anders schaut sie aus, wenn sie lacht, was . . .? Also Adieu, Christin' . . . *Küßt sie.* Und daß das Kopferl nimmer weh tut, wenn ich nach Haus komm'! . . . *Ist bei der Tür.*

KATHARINA leise zu Christine. Habt's Ihr euch gezankt?

Unwillige Bewegung Christinens.

WEIRING bei der Tür. Frau Binder . . .!

MIZI. Adieu! . . .

Weiring und Katharina ab.

MIZI, CHRISTINE.

MIZI. Weißt, woher die Kopfweh kommen? Von dem süßen Wein gestern. Ich wunder' mich so, daß ich gar nichts davon gespürt hab' . . . Aber lustig ist's gewesen, was . . .?

CHRISTINE nickt.

MIZI. Sind sehr fesche Leut', beide — kann man gar nichts sagen, was? — Und schön eingerichtet ist der Fritz, wirklich, prachtvoll! Beim Dori ... *Unterbricht sich.* Ah nichts ... — Geh, hast noch immer so starke Kopfschmerzen? Warum redst denn nichts? ... Was hast denn? ...

CHRISTINE. Denk' dir, — er ist nicht gekommen.

MIZI. Er hat dich aufsitzen lassen? Das geschieht dir recht!

CHRISTINE. Ja, was heißt denn das? Was hab' ich denn getan? —

MIZI. Verwöhnen tust du ihn, zu gut bist du zu ihm. Da muß ja ein Mann arrogant werden.

CHRISTINE. Aber du weißt ja nicht, was du sprichst.

MIZI. Ich weiß ganz gut, was ich red'. — Schon die ganze Zeit ärger' ich mich über dich. Er kommt zu spät zu den Rendezvous, er begleit' dich nicht nach Haus, er setzt sich zu fremden Leuten in die Log' hinein, er läßt dich einfach aufsitzen — das läßt du dir alles ruhig gefallen und schaust ihn noch dazu *sie parodierend* mit so verliebten Augen an. —

CHRISTINE. Geh, sprich nicht so, stell' dich doch nicht schlechter als du bist. Du hast ja den Theodor auch gern.

MIZI. Gern — freilich hab' ich ihn gern. Aber das erlebt der Dori nicht, und das erlebt überhaupt kein Mann mehr, daß ich mich um ihn kränken tät' — das sind sie alle zusamm' nicht wert, die Männer.

CHRISTINE. Nie hab' ich dich so reden gehört, nie! —

MIZI. Ja, Tinerl — früher haben wir doch überhaupt nicht so miteinander geredt. — Ich hab' mich ja gar nicht getraut. Was glaubst denn, was ich für einen Respekt vor dir gehabt hab'! ... Aber siehst, das hab' ich mir immer gedacht: Wenn's einmal über dich kommt, wird's dich ordentlich haben. Das erste Mal beutelt's einen schon zusammen! — Aber dafür

kannst du auch froh sein, daß du bei deiner ersten Liebe gleich eine so gute Freundin zum Beistand hast.

CHRISTINE. Mizi!

MIZI. Glaubst mir's nicht, daß ich dir eine gute Freundin bin? Wenn ich nicht da bin und dir sag': Kind, er ist ein Mann wie die andern und alle zusammen sind's nicht eine böse Stund' wert, so setzt du dir weiß Gott was für Sachen in den Kopf. Ich sag's aber immer! Den Männern soll man überhaupt kein Wort glauben.

CHRISTINE. Was redst du denn — die Männer, die Männer — was gehn mich denn die Männer an! — Ich frag' ja nicht nach den anderen. — In meinem ganzen Leben werd' ich nach keinem andern fragen!

MIZI. ... Ja, was glaubst du denn eigentlich ... hat er dir denn ...? Freilich — es ist schon alles vorgekommen; aber da hättest du die Geschichte anders anfangen müssen ...

CHRISTINE. Schweig endlich!

MIZI. Na, was willst denn von mir? Ich kann ja nichts dafür, — das muß man sich früher überlegen. Da muß man halt warten, bis einer kommt, dem man die ernsten Absichten gleich am Gesicht ankennt ...

CHRISTINE. Mizi, ich kann solche Worte heute nicht vertragen, sie tun mir weh. —

MIZI gutmütig. Na, geh —

CHRISTINE. Laß mich lieber ... sei nicht bös' ... laß mich lieber allein!

MIZI. Warum soll ich denn bös' sein? Ich geh' schon. Ich hab' dich nicht kränken wollen, Christin', wirklich ... *Wie sie sich zum Gehen wendet.* Ah, der Herr Fritz.

VORIGE — FRITZ ist eingetreten.

FRITZ. Guten Abend!

CHRISTINE auffubelnd. Fritz, Fritz! *Ihm entgegen, in seine Arme.*

MIZI schleicht sich hinaus, mit einer Miene, die ausdrückt: Da bin ich überflüssig.

FRITZ sich losmachend. Aber —

CHRISTINE. Alle sagen, daß du mich verlassen wirst! Nicht wahr, du tust es nicht — jetzt noch nicht — jetzt noch nicht . . .

FRITZ. Wer sagt denn das? . . . Was hast du denn . . . *sie streichelnd.* Aber Schatz! . . . Ich hab' mir eigentlich gedacht, daß du recht erschrecken wirst, wenn ich plötzlich da hereinkomme. —

CHRISTINE. Oh — daß du nur da bist!

FRITZ. Geh, so beruhig' dich doch — hast du lang auf mich gewartet?

CHRISTINE. Warum bist du denn nicht gekommen?

FRITZ. Ich bin aufgehalten worden, hab' mich verspätet. Jetzt bin ich im Garten gewesen und hab' dich nicht gefunden — und hab' wieder nach Haus gehen wollen. Aber plötzlich hat mich eine solche Sehnsucht gepackt, eine solche Sehnsucht nach diesem lieben süßen Gesichtel . . .

CHRISTINE glücklich. Is' wahr?

FRITZ. Und dann hab' ich auch plötzlich eine so unbeschreibliche Lust bekommen zu sehen, wo du eigentlich wohnst — ja im Ernst — ich hab' das einmal sehen müssen — und da hab' ich's nicht ausgehalten und bin da herauf . . . es ist dir also nicht unangenehm?

CHRISTINE. O Gott!

FRITZ. Es hat mich niemand gesehn — und daß dein Vater im Theater ist, hab' ich ja gewußt.

CHRISTINE. Was liegt mir an den Leuten!

FRITZ. Also da —? *Sieht sich im Zimmer um.* Das also ist dein Zimmer? Sehr hübsch . . .

CHRISTINE. Du siehst ja gar nichts. *Will den Schirm von der Lampe nehmen.*

FRITZ. Nein, laß nur, das blendet mich, ist besser so . . . Also da? Das ist das Fenster, von dem du mir erzählt hast, an dem du immer arbeitest, was? — Und

die schöne Aussicht! *Lächelnd.* Über wieviel Dächer man da sieht ... Und da drüben — ja, was ist denn das, das Schwarze, das man da drüben sieht?

CHRISTINE. Das ist der Kahlenberg!

FRITZ. Richtig! Du hast's eigentlich schöner als ich.

CHRISTINE. Oh!

FRITZ. Ich möchte gern so hoch wohnen, über alle Dächer sehn, ich finde das sehr schön. Und auch still muß es in der Gasse sein?

CHRISTINE. Ach, bei Tag ist Lärm genug.

FRITZ. Fährt denn da je ein Wagen vorbei?

CHRISTINE. Selten, aber gleich im Haus drüben ist eine Schlosserei.

FRITZ. O, das ist sehr unangenehm. *Er hat sich niedergesetzt.*

CHRISTINE. Das gewöhnt man! Man hört's gar nicht mehr.

FRITZ steht rasch wieder auf. Bin ich wirklich zum erstenmal da —? Es kommt mir alles so bekannt vor! ... Genau so hab' ich mir's eigentlich vorgestellt. *Wie er Miene macht, sich näher im Zimmer umzusehen:*

CHRISTINE. Nein, anschaun darfst du dir da nichts. —

FRITZ. Was sind denn das für Bilder? ...

CHRISTINE. Geh! ...

FRITZ. Ah, die möcht' ich mir ansehn. *Er nimmt die Lampe und beleuchtet die Bilder.*

CHRISTINE. ... Abschied — und Heimkehr!

FRITZ. Richtig — Abschied und Heimkehr!

CHRISTINE. Ich weiß schon, daß die Bilder nicht schön sind. — Beim Vater drinn hängt eins, das ist viel besser.

FRITZ. Was ist das für ein Bild?

CHRISTINE. Das ist ein Mädel, die schaut zum Fenster hinaus, und draußen, weißt, ist der Winter — und das heißt „Verlassen". —

FRITZ. So ... *Stellt die Lampe hin.* Ah, und da ist deine Bibliothek. *Setzt sich neben die kleine Bücherstellage.*

CHRISTINE. Die schau' dir lieber nicht an ——

FRITZ. Warum denn? Ah! — Schiller . . . Hauff . . . Das Konversationslexikon . . . Donnerwetter! —

CHRISTINE. Geht nur bis zum G . . .

FRITZ lächelnd. Ach so . . . Das Buch für Alle . . . Da schaust du dir die Bilder drin an, was?

CHRISTINE. Natürlich hab' ich mir die Bilder angeschaut.

FRITZ noch sitzend. — Wer ist denn der Herr da auf dem Ofen?

CHRISTINE belehrend. Das ist doch der Schubert.

FRITZ aufstehend. Richtig —

CHRISTINE. Weil ihn der Vater so gern hat. Der Vater hat früher auch einmal Lieder komponiert, sehr schöne.

FRITZ. Jetzt nimmer?

CHRISTINE. Jetzt nimmer. *Pause.*

FRITZ setzt sich. So gemütlich ist es da! —

CHRISTINE. Gefällt's dir wirklich?

FRITZ. Sehr . . . Was ist denn das? *Nimmt eine Vase mit Kunstblumen, die auf dem Tisch steht.*

CHRISTINE. Er hat schon wieder was gefunden! . . .

FRITZ. Nein, Kind, das gehört nicht da herein . . . das sieht verstaubt aus.

CHRISTINE. Die sind aber gewiß nicht verstaubt.

FRITZ. Künstliche Blumen sehen immer verstaubt aus . . . In deinem Zimmer müssen wirkliche Blumen stehn, die duften und frisch sind. Von jetzt an werde ich dir . . . *Unterbricht sich, wendet sich ab, um seine Bewegung zu verbergen.*

CHRISTINE. Was denn? . . . Was wolltest du denn sagen?

FRITZ. Nichts, nichts . . .

CHRISTINE steht auf, zärtlich. Was? —

FRITZ. Daß ich dir morgen frische Blumen schicken werde, hab' ich sagen wollen . . .

CHRISTINE. Na, und reut's dich schon? — Natürlich! Morgen denkst du ja nicht mehr an mich.

FRITZ abwehrende Bewegung.

CHRISTINE. Gewiß, wenn du mich nicht siehst, denkst du nicht an mich.

FRITZ. Aber was redst du denn?

CHRISTINE. O ja, ich weiß es. Ich spür's ja.

FRITZ. Wie kannst du dir das nur einbilden.

CHRISTINE. Du selbst bist schuld daran. Weil du immer Geheimnisse vor mir hast! . . . Weil du mir gar nichts von dir erzählst. — Was tust du so den ganzen Tag?

FRITZ. Aber Schatz, das ist ja sehr einfach. Ich geh' in Vorlesungen — zuweilen — dann geh' ich ins Kaffeehaus . . . dann les' ich . . . manchmal spiel' ich auch Klavier — dann plauder' ich mit dem oder jenem — dann mach' ich Besuche . . . das ist doch alles ganz belanglos. Es ist ja langweilig, davon zu reden. — Jetzt muß ich übrigens gehn, Kind . . .

CHRISTINE. Jetzt schon —

FRITZ. Dein Vater wird ja bald da sein.

CHRISTINE. Noch lange nicht, Fritz. — Bleib noch — eine Minute — bleib noch —

FRITZ. Und dann hab' ich . . . der Theodor erwartet mich . . . ich hab' mit ihm noch was zu sprechen.

CHRISTINE. Heut?

FRITZ. Gewiß heut.

CHRISTINE. Wirst ihn morgen auch sehn!

FRITZ. Ich bin morgen vielleicht gar nicht in Wien.

CHRISTINE. Nicht in Wien? —

FRITZ ihre Ängstlichkeit bemerkend, ruhig — heiter. Nun ja, das kommt ja vor? Ich fahr' übern Tag weg — oder auch über zwei, du Kind. —

CHRISTINE. Wohin?

FRITZ. Wohin! . . . Irgendwohin — Ach Gott, so mach' doch kein solches Gesicht . . . Aufs Gut fahr' ich zu meinen Eltern . . . na, . . . ist das auch unheimlich?

CHRISTINE. Auch von denen, schau', erzählst du mir nie!

FRITZ. Nein, was du für ein Kind bist ... Du verstehst gar nicht, wie schön das ist, daß wir so vollkommen mit uns allein sind. Sag', spürst du denn das nicht?

CHRISTINE. Nein, es ist gar nicht schön, daß du mir nie etwas von dir erzählst ... Schau', mich interessiert ja alles, was dich angeht, ach ja ... alles, — ich möcht' mehr von dir haben als die eine Stunde am Abend, die wir manchmal beisammen sind. Dann bist du ja wieder fort, und ich weiß gar nichts ... Da geht dann die ganze Nacht vorüber und ein ganzer Tag mit den vielen Stunden — und nichts weiß ich. Darüber bin ich oft so traurig.

FRITZ. Warum bist du denn da traurig?

CHRISTINE. Ja, weil ich dann so eine Sehnsucht nach dir hab', als wenn du gar nicht in derselben Stadt, als wenn du ganz wo anders wärst! Wie verschwunden bist du da für mich, so weit weg ...

FRITZ etwas ungeduldig. Aber ...

CHRISTINE. Na schau', es ist ja wahr! ...

FRITZ. Komm daher, zu mir *sie ist bei ihm.* Du weißt ja doch nur eins, wie ich — daß du mich in diesem Augenblicke liebst ... *Wie sie reden will.* Sprich nicht von Ewigkeit. *Mehr für sich.* Es gibt ja vielleicht Augenblicke, die einen Duft von Ewigkeit um sich sprühen. — ... Das ist die einzige, die wir verstehen können, die einzige, die uns gehört ... *Er küßt sie. — Pause. — Er steht auf. — Ausbrechend.* O, wie schön ist es bei dir, wie schön! ... *Er steht beim Fenster.* So weltfern ist man da, mitten unter den vielen Häusern ... so einsam komm' ich mir vor, so mit dir allein ... *leise* so geborgen ...

CHRISTINE. Wenn du immer so sprächst ... da könnt' ich fast glauben ...

FRITZ. Was denn, Kind?

CHRISTINE. Daß du mich so lieb hast, wie ich's mir geträumt hab' — an dem Tag, wo du mir den ersten Kuß gegeben hast ... erinnerst du dich daran?

FRITZ leidenschaftlich. Ich hab' dich lieb! — *Er umarmt sie; reißt sich los.* Aber jetzt laß mich fort —

CHRISTINE. Reut's dich denn schon wieder, daß du mir's gesagt hast? Du bist ja frei, du bist ja frei — du kannst mich ja sitzen lassen, wann du willst, . . . Du hast mir nichts versprochen — und ich hab' nichts von dir verlangt . . . Was dann aus mir wird — es ist ja ganz einerlei — ich bin doch einmal glücklich gewesen, mehr will ich ja vom Leben nicht. Ich möchte nur, daß du das weißt und mir glaubst: Daß ich keinen lieb gehabt vor dir, und daß ich keinen lieb haben werde — wenn du mich einmal nimmer willst —

FRITZ mehr für sich. Sag's nicht, sag's nicht — es klingt . . . zu schön . . .

Es klopft.

FRITZ schrickt zusammen. Es wird Theodor sein . . .

CHRISTINE betroffen. Er weiß, daß du bei mir bist — ?

CHRISTINE, FRITZ. THEODOR tritt ein.

THEODOR. Guten Abend. — Unverschämt, was?

CHRISTINE. Haben Sie so wichtige Dinge mit ihm zu besprechen?

THEODOR. Gewiß — und hab' ihn schon überall gesucht.

FRITZ leise. Warum hast du nicht unten gewartet?

CHRISTINE. Was flüsterst du ihm zu?

THEODOR absichtlich laut. Warum ich nicht unten gewartet habe? . . . Ja, wenn ich bestimmt gewußt hätte, daß du da bist . . . Aber da ich das nicht habe riskieren können, unten zwei Stunden auf und ab zu spazieren . . . .

FRITZ mit Beziehung. Also . . . Du fährst morgen mit mir?

THEODOR verstehend. Stimmt . . .

FRITZ. Das ist gescheit . . .

THEODOR. Ich bin aber so gerannt, daß ich um die Erlaubnis bitten muß, mich auf zehn Sekunden niederzusetzen.

CHRISTINE. Bitte sehr — *macht sich beim Fenster zu schaffen.*

FRITZ leise. Gibt's was Neues? — Hast du etwas über sie erfahren?

THEODOR leise zu Fritz. Nein. Ich hol' dich nur da herunter, weil du leichtsinnig bist. Wozu noch diese überflüssigen Aufregungen? Schlafen sollst du dich legen ... Ruhe brauchst du! ... *Christine wieder bei ihnen.*

FRITZ. Sag', findest du das Zimmer nicht wunderlieb?

THEODOR. Ja, es ist sehr nett ... *Zu Christine.* Stecken Sie den ganzen Tag da zu Haus? — Es ist übrigens wirklich sehr wohnlich. Ein bißchen hoch für meinen Geschmack.

FRITZ. Das find' ich grad so hübsch.

THEODOR. Aber jetzt entführ' ich Ihnen den Fritz, wir müssen morgen früh aufstehn.

CHRISTINE. Also du fährst wirklich weg?

THEODOR. Er kommt wieder, Fräulein Christin'!

CHRISTINE. Wirst du mir schreiben?

THEODOR. Aber wenn er morgen wieder zurück ist —

CHRISTINE. Ach, ich weiß, er fährt auf länger fort ...

FRITZ zuckt zusammen.

THEODOR der es bemerkt. Muß man denn da gleich schreiben? Ich hätte Sie gar nicht für so sentimental gehalten ... Dich will ich sagen — wir sind ja per Du ... Also ... gebt euch nur den Abschiedskuß, da ihr auf so lang ... *unterbricht sich.* Na, ich bin nicht da.

Fritz und Christine küssen einander.

THEODOR nimmt eine Zigarrettentasche hervor und steckt eine Zigarette in den Mund, sucht in seiner Überziehertasche nach einem Streichholz. Wie er keines findet Sagen Sie, liebe Christine, haben Sie kein Zündholz?

CHRISTINE. O ja, da sind welche! *Auf ein Feuerzeug auf der Kommode deutend.*

THEODOR. Da ist keins mehr. —

CHRISTINE. Ich bring' Ihnen eins. *Läuft rasch ins Nebenzimmer.*

FRITZ ihr nachsehend, zu Theodor. O Gott, wie lügen solche Stunden!

THEODOR. Na, was für Stunden denn!

FRITZ. Jetzt bin ich nahe dran zu glauben, daß hier mein Glück wäre, daß dieses süße Mädel — *er unterbricht sich* aber diese Stunde ist eine große Lügnerin . . .

THEODOR. Abgeschmacktes Zeug . . . Wie wirst du darüber lachen. —

FRITZ. Dazu werd' ich wohl keine Zeit mehr haben.

CHRISTINE kommt zurück mit Zündhölzchen. Hier haben Sie!

THEODOR. Danke sehr . . . Also adieu. — *Zu Fritz.* Na, was willst du denn noch? —

FRITZ sieht im Zimmer hin und her, als wollte er noch einmal alles in sich aufnehmen. Da kann man sich kaum trennen.

CHRISTINE. Geh, mach' dich nur lustig.

THEODOR stark. Komm. — Adieu, Christine.

FRITZ. Leb' wohl . . .

CHRISTINE. Auf Wiedersehn! —

Theodor und Fritz gehen.

CHRISTINE bleibt beklommen stehen, dann geht sie bis zur Tür, die offen steht; halblaut. Fritz . . .

FRITZ kommt noch einmal zurück und drückt sie an sein Herz. Leb' wohl! . . .

Vorhang.

Dasselbe Zimmer wie im vorigen. Es ist um die Mittagsstunde.

CHRISTINE allein. Sie sitzt am Fenster; — näht; legt die Arbeit wieder hin.

LINA, die neunjährige Tochter Katharinens, tritt ein.

LINA. Guten Tag, Fräul'n Christin'!

CHRISTINE sehr zerstreut. Grüß' dich Gott, mein Kind, was willst denn?

LINA. Die Mutter schickt mich, ob ich die Karten fürs Theater gleich mitnehmen darf. —

CHRISTINE. Der Vater ist noch nicht zu Haus, Kind; willst warten?

LINA. Nein, Fräul'n Christin', da komm' ich nach dem Essen wieder her.

CHRISTINE. Schön. —

LINA schon gehend, wendet sich wieder um. Und die Mutter laßt das Fräulein Christin' schön grüßen, und ob s' noch Kopfweh hat?

CHRISTINE. Nein, mein Kind.

LINA. Adieu, Fräul'n Christin'!

CHRISTINE. Adieu! —

Wie Lina hinausgeht, ist Mizi an der Tür.

LINA. Guten Tag, Fräul'n Mizi.

MIZI. Servus, kleiner Fratz!

LINA ab.

CHRISTINE, MIZI.

CHRISTINE steht auf, wie Mizi kommt, ihr entgegen. Also sind sie zurück?

MIZI. Woher soll ich denn das wissen?

CHRISTINE. Und du hast keinen Brief, nichts —?

MIZI. Nein.

CHRISTINE. Auch du hast keinen Brief?

MIZI. Was sollen wir uns denn schreiben?

CHRISTINE. Seit vorgestern sind sie fort!

MIZI. Na ja, das ist ja nicht so lang! Deswegen

muß man ja nicht solche Geschichten machen. Ich versteh' dich gar nicht ... Wie du nur aussiehst. Du bist ja ganz verweint. Dein Vater muß dir ja was anmerken, wenn er nach Haus kommt.

CHRISTINE einfach. Mein Vater weiß alles. —

MIZI fast erschrocken. Was? —

CHRISTINE. Ich hab' es ihm gesagt.

MIZI. Das ist wieder einmal gescheit gewesen. Aber natürlich, dir sieht man ja auch gleich alles am Gesicht an. — Weiß er am End' auch, wer's ist?

CHRISTINE. Ja.

MIZI. Und hat er geschimpft?

CHRISTINE schüttelt den Kopf.

MIZI. Also was hat er denn gesagt? —

CHRISTINE. Nichts ... Er ist ganz still weggegangen, wie gewöhnlich. —

MIZI. Und doch war's dumm, daß du was erzählt hast. Wirst schon sehn ... Weißt, warum dein Vater nichts darüber geredet hat —? Weil er sich denkt, daß der Fritz dich heiraten wird.

CHRISTINE. Warum sprichst du denn davon!

MIZI. Weißt du, was ich glaub'?

CHRISTINE. Was denn?

MIZI. Daß die ganze Geschicht' mit der Reise ein Schwindel ist.

CHRISTINE. Was?

MIZI. Sie sind vielleicht gar nicht fort.

CHRISTINE. Sie sind fort — ich weiß es. — Gestern Abend bin ich an seinem Hause vorbei, die Jalousien sind heruntergelassen; er ist nicht da. —

MIZI. Das glaub' ich schon. Weg werden sie ja sein. — Aber zurückkommen werden sie halt nicht — zu uns wenigstens nicht. —

CHRISTINE angstvoll. Du —

MIZI. Na, es ist doch möglich! —

CHRISTINE. Das sagst du so ruhig —

MIZI. Na ja — ob heut oder morgen — oder in einem halben Jahr, das kommt doch schon auf eins heraus.

CHRISTINE. Du weißt ja nicht, was du sprichst ... Du kennst den Fritz nicht — er ist ja nicht so, wie du dir denkst, — neulich hab' ich's ja gesehn, wie er hier war, in dem Zimmer. Er stellt sich nur manchmal gleichgültig — aber er hat mich lieb ... *als würde sie Mizis Antwort erraten.* — Ja, ja — nicht für immer, ich weiß ja — aber auf einmal hört ja das nicht auf —!

MIZI. Ich kenn' ja den Fritz nicht so genau.

CHRISTINE. Er kommt zurück, der Theodor kommt auch zurück, gewiß!

MIZI Geste, die ausdrückt: ist mir ziemlich gleichgültig.

CHRISTINE. Mizi ... Tu mir was zulieb'.

MIZI. Sei doch nicht gar so aufgeregt — also was willst denn?

CHRISTINE. Geh du zum Theodor, es ist ja ganz nah, schaust halt vorüber ... Du fragst bei ihm im Haus, ob er schon da ist, und wenn er nicht da ist, wird man im Haus vielleicht wissen, wann er kommt.

MIZI. Ich werd' doch einem Mann nicht nachlaufen.

CHRISTINE. Er braucht's ja gar nicht zu erfahren. Vielleicht triffst ihn zufällig. Jetzt ist bald ein Uhr; — jetzt geht er grad zum Speisen —

MIZI. Warum gehst denn du nicht, dich im Haus vom Fritz erkundigen?

CHRISTINE. Ich trau' mich nicht — Er kann das so nicht leiden ... Und er ist ja sicher noch nicht da. Aber der Theodor ist vielleicht schon da und weiß, wann der Fritz kommt. Ich bitt' dich, Mizi!

MIZI. Du bist manchmal so kindisch —

CHRISTINE. Tu's mir zuliebe! Geh hin! Es ist ja doch nichts dabei. —

MIZI. Na, wenn dir soviel daran liegt, so geh' ich ja hin. Aber nützen wird's nicht viel. Sie sind sicher noch nicht da.

CHRISTINE. Und du kommst gleich zurück ... ja? ...

MIZI. Na ja, soll die Mutter halt mit dem Essen ein bissel warten.

CHRISTINE. Ich dank' dir, Mizi, du bist so gut ...

MIZI. Freilich bin ich gut; — jetzt sei aber du vernünftig ... ja? ... also grüß' dich Gott!

CHRISTINE. Ich dank' dir! —

MIZI geht.

CHRISTINE. Später WEIRING.

CHRISTINE allein. Sie macht Ordnung im Zimmer. Sie legt das Nähzeug zusammen usw. Dann geht sie zum Fenster und sieht hinaus. Nach einer Minute kommt Weiring herein, den sie anfangs nicht sieht. Er ist in tiefer Erregung, betrachtet angstvoll seine Tochter, die am Fenster steht.

WEIRING. Sie weiß noch nichts, sie weiß noch nichts ... *Er bleibt an der Tür stehen und wagt keinen Schritt weiter zu machen.*

CHRISTINE wendet sich um, bemerkt ihn, fährt zusammen.

WEIRING versucht zu lächeln. Er tritt weiter ins Zimmer herein. Na Christin' ... *Als riefe er sie zu sich.*

CHRISTINE auf ihn zu, als wollte sie vor ihm niedersinken.

WEIRING läßt es nicht zu. Also ... was glaubst du, Christin'? Wir *mit einem Entschluß* wir werden's halt vergessen, was? —

CHRISTINE erhebt den Kopf.

WEIRING. Na ja ... ich — und du!

CHRISTINE. Vater, hast du mich denn heut früh nicht verstanden? ...

WEIRING. Ja, was willst denn, Christin'? ... Ich muß dir doch sagen, was ich drüber denk'! Nicht wahr? Na also ...

CHRISTINE. Vater, was soll das bedeuten?

WEIRING. Komm her, mein Kind ... hör' mir ruhig zu. Schau', ich hab' dir ja auch ruhig zugehört, wie du mir's erzählt hast. — Wir müssen ja —

CHRISTINE. Ich bitt' dich, sprich nicht so zu mir, Vater ... wenn du jetzt darüber nachgedacht hast und einsiehst, daß du mir nicht verzeihen kannst, so jag' mich davon — aber sprich nicht so ...

WEIRING. Hör' mich nur ruhig an, Christin'! Du kannst ja dann noch immer tun, was du willst ... Schau', du bist ja so jung, Christin'. — Hast denn noch nicht gedacht ... *sehr zögernd* daß das Ganze ein Irrtum sein könnt' —

CHRISTINE. Warum sagst du mir das, Vater? — Ich weiß ja, was ich getan hab' — und ich verlang' ja auch nichts — von dir und von keinem Menschen auf der Welt, wenn's ein Irrtum gewesen ist ... Ich hab' dir ja gesagt, jag' mich davon, aber ...

WEIRING sie unterbrechend. Wie kannst denn so reden ... Wenn's auch ein Irrtum war, ist denn da gleich eine Ursach' zum verzweifelt sein für so ein junges Geschöpf, wie du eins bist? — Denk' doch nur, wie schön, wie wunderschön das Leben ist. Denk' nur, an wie vielen Dingen man sich freuen kann, wie viel Jugend, wie viel Glück noch vor dir liegt ... Schau', ich hab' doch nicht mehr viel von der ganzen Welt, und sogar für mich ist das Leben noch schön — und auf so viel Sachen kann ich mich noch freuen. Wie du und ich zusammen sein werden — wie wir uns das Leben einrichten wollen — du und ich ... wie du wieder — jetzt, wenn die schöne Zeit kommt, anfangen wirst zu singen, und wie wir dann, wenn die Ferien da sind, aufs Land hinausgehen werden ins Grüne, gleich auf den ganzen Tag — ja — oh, so viele schöne Sachen gibt's ... so viel. — Es ist ja unsinnig, gleich alles aufzugeben, weil man sein erstes Glück hingeben muß oder irgend was, das man dafür gehalten hat —

CHRISTINE angstvoll. Warum ... muß ich's denn hingeben ...?

WEIRING. War's denn eins? Glaubst denn wirklich, Christin', daß du's deinem Vater erst heut hast sagen müssen? Ich hab's längst gewußt! — Und auch, daß du mir's sagen wirst, hab' ich gewußt. Nein, nie war's ein Glück für dich! ... Kenn' ich denn die Augen nicht? Da wären nicht so oft Tränen drin gewesen und die Wangen da wären nicht so blaß ge-

worden, wenn du einen lieb gehabt hättest, der's verdient.

CHRISTINE. Wie kannst du das ... Was weißt du ... Was hast du erfahren?

WEIRING. Nichts, gar nichts ... aber du hast mir ja selbst erzählt, was er ist ... So ein junger Mensch — Was weiß denn der? — Hat denn der nur eine Ahnung von dem, was ihm so in den Schoß fällt — weiß denn der den Unterschied von echt und unecht — und von deiner ganzen unsinnigen Lieb' — hat er denn von der was verstanden?

CHRISTINE immer angstvoller. Du hast ihn ... — Du warst bei ihm?

WEIRING. Aber was fällt dir denn ein! Er ist ja weggefahren, nicht? Aber Christin', ich hab' doch noch meinen Verstand, ich hab' ja meine Augen im Kopf! Schau', Kind, vergiß drauf! Vergiß drauf! Deine Zukunft liegt ja ganz wo anders! Du kannst, du wirst noch so glücklich werden, als du's verdienst. Du wirst auch einmal einen Menschen finden, der weiß, was er an dir hat —

CHRISTINE ist zur Kommode geeilt, ihren Hut zu nehmen.

Sehr rasch.

WEIRING. Was willst du denn? —
CHRISTINE. Laß mich, ich will fort ...
WEIRING. Wohin willst du?
CHRISTINE. Zu ihm ... zu ihm ...
WEIRING. Aber was fällt dir denn ein ...
CHRISTINE. Du verschweigst mir irgend was — laß mich hin. —

WEIRING sie fest zurückhaltend. So komm doch zur Besinnung, Kind. Er ist ja gar nicht da ... Er ist ja vielleicht auf sehr lange fortgereist ... Bleib doch bei mir, was willst du dort ... Morgen oder am Abend schon geh' ich mit dir hin. So kannst du ja nicht auf die Straße ... weißt du denn, wie du ausschaust ...

CHRISTINE. Du willst mit mir hingehn —?

WEIRING. Ich versprech' dir's. — Nur jetzt bleib schön da, setz' dich nieder und komm wieder zu dir.

Man muß ja beinah lachen, wenn man dich so anschaut .... für nichts und wieder nichts. Hältst du's denn bei deinem Vater gar nimmer aus?

CHRISTINE. Was weißt du?

WEIRING immer ratloser. Was soll ich denn wissen ... ich weiß, daß ich dich lieb hab', daß du mein einziges Kind bist, daß du bei mir bleiben sollst — daß du immer bei mir hättest bleiben sollen —

CHRISTINE. Genug — — — laß mich — *Sie reißt sich von ihm los, macht die Tür auf, in der Mizi erscheint.*

WEIRING, CHRISTINE, MIZI. Dann THEODOR.

MIZI schreit leise auf, wie Christine ihr entgegenstürzt. Was erschreckst mich denn so ...

CHRISTINE weicht zurück, wie sie Theodor sieht.

THEODOR in der Tür stehen bleibend, er ist schwarz gekleidet.

CHRISTINE. Was ... was ist denn ... *Sie erhält keine Antwort; sie sieht Theodor ins Gesicht, der ihren Blick vermeiden will.* Wo ist er, wo ist er? ... *In höchster Angst — sie erhält keine Antwort, sieht die verlegenen und traurigen Gesichter.* Wo ist er? *Zu Theodor.* So sprechen Sie doch!

THEODOR versucht zu reden.

CHRISTINE sieht ihn groß an, sieht um sich, begreift den Ausdruck der Mienen und stößt, nachdem in ihrem Gesicht sich das allmähliche Verstehen der Wahrheit kundgegeben, einen furchtbaren Schrei aus Theodor! ... Er ist ...

THEODOR nickt.

CHRISTINE sie greift sich an die Stirn, sie begreift es nicht, sie geht auf Theodor zu, nimmt ihn beim Arm — wie wahnsinnig. ... Er ist ... tot ...? ... *als frage sie sich selbst.*

WEIRING. Mein Kind —

CHRISTINE wehrt ihn ab. So sprechen Sie doch, Theodor.

THEODOR. Sie wissen alles.

CHRISTINE. Ich weiß nichts ... Ich weiß nicht, was geschehen ist ... glauben Sie ... ich kann jetzt

nicht alles hören . . . wie ist das gekommen . . . Vater . . . Theodor . . . *zu Mizi.* Du weißt's auch . . .

THEODOR. Ein unglücklicher Zufall —

CHRISTINE. Was, was?

THEODOR. Er ist gefallen.

CHRISTINE. Was heißt das: Er ist . . .

THEODOR. Er ist im Duell gefallen.

CHRISTINE. Aufschrei. Ah! . . . *Sie droht umzusinken, Weiring hält sie auf, gibt dem Theodor ein Zeichen, er möge jetzt gehen.*

CHRISTINE merkt es, faßt Theodor. Bleiben Sie . . . Alles muß ich wissen. Meinen Sie, Sie dürfen mir jetzt noch etwas verschweigen . . .

THEODOR. Was wollen Sie weiter wissen?

CHRISTINE. Warum — warum hat er sich duelliert?

THEODOR. Ich kenne den Grund nicht.

CHRISTINE. Mit wem, mit wem —? Wer ihn umgebracht hat, das werden Sie ja doch wohl wissen? . . . Nun, nun —

THEODOR. Niemand, den Sie kennen . . .

CHRISTINE. Wer, wer?

MIZI. Christin'!

CHRISTINE. Wer? Sag' du mir's *zu Mizi* . . . Du, Vater *Keine Antwort. Sie will fort. Weiring hält sie zurück.* Ich werde doch erfahren dürfen, wer ihn umgebracht hat, und wofür —!

THEODOR. Es war . . . ein nichtiger Grund . . .

CHRISTINE. Sie sagen nicht die Wahrheit . . . Warum, warum . . .

THEODOR. Liebe Christine . . .

CHRISTINE, als wollte sie unterbrechen, geht sie auf ihn zu — spricht anfangs nicht, sieht ihn an und schreit dann plötzlich. Wegen einer Frau?

THEODOR. Nein —

CHRISTINE. Ja — für eine Frau . . . *zu Mizi gewendet* für diese Frau — für diese Frau, die er geliebt hat — Und ihr Mann — ja, ja, ihr Mann hat

ihn umgebracht ... Und ich ... was bin denn ich? Was bin denn ich ihm gewesen ...? Theodor ... haben Sie denn gar nichts für mich ... hat er nichts niedergeschrieben ...? Hat er Ihnen kein Wort für mich gesagt ...? Haben Sie nichts gefunden ... einen Brief ... einen Zettel —

THEODOR schüttelt den Kopf.

CHRISTINE. Und an dem Abend ... wo er da war, wo Sie ihn da abgeholt haben ... da hat er's schon gewußt, da hat er gewußt, daß er mich vielleicht nie mehr ... Und er ist von da weggegangen, um sich für eine andere umbringen zu lassen — Nein, nein — es ist ja nicht möglich ... hat er denn nicht gewußt, was er für mich ist ... hat er ...

THEODOR. Er hat es gewußt. — Am letzten Morgen, wie wir hinausgefahren sind ... hat er auch von Ihnen gesprochen.

CHRISTINE. Auch von mir hat er gesprochen! Auch von mir! Und von was denn noch? Von wie viel andern Leuten, von wie viel anderen Sachen, die ihm grad so viel gewesen sind wie ich? — Von mir auch! Oh Gott! ... Und von seinem Vater und von seiner Mutter und von seinen Freunden und von seinem Zimmer und vom Frühling und von der Stadt und von allem, von allem, was so mit dazu gehört hat zu seinem Leben und was er grad so hat verlassen müssen wie mich ... von allem hat er mit Ihnen gesprochen ... und auch von mir ...

THEODOR bewegt. Er hat Sie gewiß lieb gehabt.

CHRISTINE. Lieb! — Er? — Ich bin ihm nichts gewesen als ein Zeitvertreib — und für eine andere ist er gestorben —! Und ich — hab' ihn angebetet! — Hat er denn das nicht gewußt? ... Daß ich ihm alles gegeben hab', was ich ihm hab' geben können, daß ich für ihn gestorben wär' — daß er mein Herrgott gewesen ist und meine Seligkeit — hat er das gar nicht bemerkt? Er hat von mir fortgehen können, mit einem Lächeln, fortgehen aus diesem Zimmer und

sich für eine andere niederschießen lassen ... Vater, Vater — verstehst du das?

WEIRING. Christin'! *Bei ihr.*

THEODOR zu Mizi. Schau' Kind, das hättest du mir ersparen können ...

MIZI sieht ihn bös' an.

THEODOR. Ich hab' genug Aufregungen gehabt ... diese letzten Tage ...

CHRISTINE mit plötzlichem Entschluß. Theodor, führen Sie mich hin ... ich will ihn sehn — noch einmal will ich ihn sehn — das Gesicht — Theodor, führen Sie mich hin.

THEODOR wehrt ab, zögernd. Nein ...

CHRISTINE. Warum denn nein? — Das können Sie mir doch nicht verweigern? — Sehn werd' ich ihn doch noch einmal dürfen —?

THEODOR. Es ist zu spät.

CHRISTINE. Zu spät? — Seine Leiche zu sehn ... ist es zu spät? Ja ... ja — *sie begreift nicht.*

THEODOR. Heut früh hat man ihn begraben.

CHRISTINE mit dem höchsten Ausdruck des Entsetzens. Begraben ... Und ich hab's nicht gewußt? Erschossen haben sie ihn ... und in den Sarg haben sie ihn gelegt und hinausgetragen haben sie ihn und in die Erde haben sie ihn eingegraben — und ich hab' ihn nicht noch einmal sehen dürfen? — Zwei Tage lang ist er tot — und Sie sind nicht gekommen und haben's mir gesagt —?

THEODOR sehr bewegt. Ich hab' in diesen zwei Tagen ... Sie können nicht ahnen, was alles in diesen zwei Tagen ... Bedenken Sie, daß ich auch die Verpflichtung hatte, seine Eltern zu benachrichtigen — ich mußte an sehr viel denken — und dazu noch meine Gemütsstimmung ...

CHRISTINE. Ihre ...

THEODOR. Auch hat das ... es hat in aller Stille stattgefunden ... Nur die allernächsten Verwandten und Freunde ...

CHRISTINE. Nur die nächsten —! Und ich —? ... Was bin denn ich? ...

MIZI. Das hätten die dort auch gefragt.

CHRISTINE. Was bin denn ich —? Weniger als alle andern —? Weniger als seine Verwandten, weniger als ... Sie?

WEIRING. Mein Kind, mein Kind. Zu mir komm, zu mir ... *Er umfängt sie. Zu Theodor.* Gehen Sie ... lassen Sie mich mit ihr allein!

THEODOR. Ich bin sehr ... *Mit Tränen in der Stimme.* Ich hab' das nicht geahnt ...

CHRISTINE. Was nicht geahnt? — Daß ich ihn geliebt habe? — *Weiring zieht sie an sich; Theodor sieht vor sich hin. Mizi steht bei Christine.*

CHRISTINE sich von Weiring losmachend. Führen Sie mich zu seinem Grab!

WEIRING. Nein, nein —

MIZI. Geh nicht hin, Christin' —

THEODOR. Christine ... später ... morgen ... bis Sie ruhiger geworden sind —

CHRISTINE. Morgen? — Wenn ich ruhiger sein werde?! — Und in einem Monat ganz getröstet, wie? — Und in einem halben Jahr kann ich wieder lachen, was —? *Auflachend.* Und wann kommt denn der nächste Liebhaber? ...

WEIRING. Christin' ...

CHRISTINE. Bleiben Sie nur ... ich find' den Weg auch allein ...

WEIRING. Geh nicht.
MIZI. Geh nicht.

CHRISTINE. Es ist sogar besser ... wenn ich ... Laßt mich, laßt mich.

WEIRING. Christin' bleib ...

MIZI. Geh nicht hin! — Vielleicht findest du grad die andere dort — beten.

CHRISTINE vor sich hin, starren Blickes. Ich will dort nicht beten ... nein ... *Sie stürzt ab ... die anderen anfangs sprachlos.*

WEIRING. Eilen Sie ihr nach.

Theodor und Mizi ihr nach.

WEIRING. Ich kann nicht, ich kann nicht . . . *Er geht mühsam von der Tür bis zum Fenster.* Was will sie . . . was will sie . . . *Er sieht durchs Fenster ins Leere.* Sie kommt nicht wieder — sie kommt nicht wieder! *Er sinkt laut schluchzend zu Boden.*

Vorhang.

FREIWILD

Schauspiel in drei Akten

PERSONEN

OBERLEUTNANT KARINSKI } *beide im gleichen*
OBERLEUTNANT ROHNSTEDT } *Kavallerieregiment*
PAUL RÖNNING
POLDI GREHLINGER
DOKTOR ALBERT WELLNER, *Arzt*
VOGEL, *Husarenleutnant*
SCHNEIDER, *Direktor des Sommertheaters*
FINKE, *Regisseur*
BALDUIN, *Liebhaber und Heldendarsteller*
ENDERLE, *Komiker*
ANNA RIEDEL, *Naive*
PEPI FISCHER, *Soubrette*
KÄTCHEN SCHÜTZ, *zweite Liebhaberin*
KOHN, *Kassierer*
KELLNER
PIKKOLO

Ein kleiner Badeort nicht allzuweit von Wien.
Gegenwart.

ERSTER AKT

Eine parkartige Anlage, die hügelig gegen den Hintergrund zu ansteigt. Alleen mit Bänken. Rechts ein kleines Sommertheater, dessen Front dem Zuschauerraume zugekehrt ist; die rechte Wand verschwindet in den Kulissen, links ziemlich vorn der Bühneneingang. Nahe diesem die Theaterkasse, deren Fensterchen nach vorn sieht. — Links ein Kiosk mit Kaffeewirtschaft; um den Kiosk herum eine Anzahl kleiner, runder Tische. Sehr weit im Hintergrunde ein Kiosk für die Kurmusikkapelle.

Ein Juliabend, etwa 6 Uhr. Die Szene ist ziemlich belebt: Spaziergänger in den Alleen, einige sitzen auf den Bänken, stehen im Verlauf des Aktes wieder auf, anderen Platz zu machen. An den Tischen um den Kiosk Gäste, die gleichfalls wechseln, Kellner gehen hin und her und bedienen. Durch die Glasfenster des Kiosks sieht man hinter dem Büfett die Kassierin sitzen, in entsprechender Weise beschäftigt, zuweilen mit einem Gaste plaudernd. — Am Theater gehen Leute vorbei; der Kassierer ist hinter seinem Fensterchen sichtbar, einige Leute lösen Billetts; betrachten den Theaterzettel. Vor der Bühnentüre stehen zu Beginn des Aktes einige Theaterarbeiter, die bald ins Theater hinein verschwinden. Später erscheinen dort Choristen und Choristinnen, auch Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen einige später näher bezeichnet werden. Die Bewegung der nicht in die Handlung einbezogenen Personen auf der Bühne ist von Szene zu Szene in solcher Weise zu regeln, daß sie nie völlig innehält, aber auch niemals die Aufmerksamkeit von den dramatischen Vorgängen abzieht.

LEUTNANT VOGEL, etwa 23 Jahre; Kavallerieuniform, Spazierstock. Sympathisches, rotbackiges Gesicht mit kleinem blonden Schnurrbart. Leicht ungarischer, etwas affektierter Akzent, wie ihn geborene Österreicher bekommen, die in ungarischen Regimentern dienen; kommt von rechts. Von links PEPERL FISCHER, die Soubrette des Sommertheaters, klein, ziemlich üppig, hübsches, ordinäres Gesicht, Frisur mit Sechsern, blaue Türkisen als Ohrringe, rotes Kleid, weißer Strohhut mit Federn und Blumen. Spricht rasch, gschnappig, zuweilen mit boshaftem Ton. Die beiden begegnen einander in der Mitte der Bühne.

VOGEL zwinkert ihr zu. Servus!

PEPI. Grüß' dich Gott!

VOGEL. Na, bist du ausgeschlafen?

PEPI. Oh, ich weiß schon gar nimmer, daß ich

geschlafen hab'. Um zehn hab' ich ja schon bei der Prob' sein müssen.

VOGEL bedauernd. Armes Mäderl!

PEPI. Wann bist denn du aufgestanden?

VOGEL. Um fünf Uhr Nachmittag — grad vor einer Stund'.

PEPI. Das ist halt ein Leben!

VOGEL. Heut abend sind wir doch wieder zusamm' nach der Komödi? ... in der „Krone" —? die ganze Banda?

PEPI. Ich weiß nicht, ob ich werd' kommen können.

VOGEL. Ja, warum denn?

PEPI. Ja, ich ...

VOGEL. Aha! Ich weiß schon, Peperl. Er ist eifersüchtig.

PEPI. Wer soll auf mich eifersüchtig sein? Hat keiner's Recht.

VOGEL. Aber Peperl! — Na wie heißt er nur, der bei Euch immer 'n Hauptwurstl macht?

PEPI. Ah, den Enderle meinst! Was dir net einfällt!

VOGEL. Na, na!

PEPI. Aber was glaubst denn? Für was haltst mich denn? *Zärtlich.* Rudi! *Rasch.* Auf so 'was denkt man ja gar nicht bei ein' Kollegen.

VOGEL. Was geht's mich an!

PEPI. Verdienen tätst du's. Grüß' dich Gott.

VOGEL. Also auf Wiederschaun heut abends. Und schön Komödi spielen, daß du mir keine Schand' machst, ja!

PEPI. Kommst hinein?

VOGEL. Na, natürlich. Servus! *Salutiert nachlässig.*

PEPI salutiert, macht ein militärisches Kehrt und wendet sich dem Theater zu; am Bühneneingang bleibt sie stehen, redet mit einigen dort Stehenden, entfernt sich dann durch den Bühneneingang. Unterdessen ist Vogel dem Doktor Wellner begegnet.

VOGEL, DOKTOR ALBERT WELLNER. 30 Jahre alt, groß, kräftig; Schnurrbart; Zwicker ohne Band; dunkelgrauer Sakkoanzug; brauner, weicher Hut. Raucht eine Zigarre.

VOGEL behandelt Wellner, wie später auch die anderen Zivilisten mit leichter, etwas ironischer Herablassung. Servus, Doktór! *Er betont immer scherzend Doktór.*

WELLNER höflich, manchmal leicht spöttisch, was von dem Leutnant nicht bemerkt wird. Guten Abend, Herr Leutnant! Wo sind Sie denn heute den ganzen Tag gesteckt? — Ich hab' Sie bei der Musik vermißt!

VOGEL. Ich bin grad aufg'standen!

WELLNER. Nicht möglich! Wir sind doch gestern schon um eins alle nach Haus gegangen.

VOGEL. Ja — Sie sind nach Haus gegangen. Aber ich nicht.

WELLNER mit vielsagender Miene. Hm?

VOGEL. Oh, ganz solide! Eine Mondscheinpartie haben wir g'macht — der Karinski und ich und — halt noch einige menschliche Wesen. In' Wald sind wir g'fahren, mitten in die Natur hinein — sehr schön ist's g'wesen! Also heut hab' ich alles verschlafen, die Frühmusik und die Promenad' im Wald und die Tennispartie mit die Grehlingers und die Musik zu Mittag. Sagen S', Doktor, ist der Karinski vielleicht zu Mittag bei der Musik g'wesen?

WELLNER. Ich hab' den Herrn Oberleutnant heut noch nicht gesehen.

VOGEL. Ob er schon weiß, daß der Rohnstedt ankommen ist.

WELLNER. Wer?

VOGEL. Der Rohnstedt. Sie kennen ihn ja nicht .... im selben Regiment wie der Karinski — Adjutant vom Obersten ... wird eine große Überraschung für Karinski sein, weil er keine Ahnung g'habt hat. Na, was ist, Doktór, gehn wir heut abend *aufs Theater weisend* zum Wurstl?

WELLNER. Wenn ich Zeit hab'. — Was gibt man denn eigentlich?

VOGEL. Das ist ja egal! Kommt doch nur darauf an, was für Weiber mitspielen, und was das anbelangt, also da rückt heut alles aus! Die Bendner und die Schütz und die kleine Peperl Fischer dorten, und dann — glaub' ich — die — na, wie heißt sie nur, die, die noch nicht mit uns soupiert hat.

WELLNER. Die heißt Anna Riedel.

VOGEL. Richtig. Ich hab' so ein schlechtes Namensgedächtnis.

WELLNER. Für die Damen, die nicht mit Ihnen soupieren!

VOGEL scherzhaft drohend. Doktór, Doktór! Na, Karinski wird schon durchsetzen, daß sie auch einmal mit die anderen in die „Krone" kommt.

WELLNER. Liegt denn dem Herrn Oberleutnant so viel daran?

VOGEL. Na also, er fliegt ja damisch auf sie, schaun S' ihn doch nur einmal an, wenn sie aus den Kulissen hervorkommt — es ist ja unheimlich.

WELLNER. Ja, der Herr Oberleutnant ist sehr unheimlich!

VOGEL. Also er ist wirklich unheimlich. *Ironisch.* Also ich hab' nicht so die Wörter, weil ich nicht so gelehrt bin, wie Sie, Doktór — aber sagen S' selbst, haben S' schon so ein' Menschen gesehn, der zehnmal in einer Stund' anders ist, fidel und traurig und freundlich und *hát* also gar nicht freundlich —?

WELLNER. Also der Herr Oberleutnant verehrt das Fräulein Riedel sehr?

VOGEL lacht. Verehrt? Also mit so feine Wörter bin ich riesig sparsam. Zum Beispiel die Frau von mein' Major oder die Baronin Tessi verehr' ich — auf die Weiber vom Theater hab' ich eine Schneid!

WELLNER. Kommt aber aufs selbe heraus, ohne der Frau Majorin zu nahe treten zu wollen.

VOGEL. Doktór! Doktór! — Aber was man so sagt: eine Nasen hat das Fräulein, das nicht mit uns soupieren will.

WELLNER. Wieso?

VOGEL. Na, der Karinski hat nix, und der andere soll ja sehr bedeutende Moneten haben!

WELLNER. Welcher andere?

VOGEL. Na, sein S' nur nicht gar so diskret, weil's Ihr Freund ist. Also in der Früh' geht er immer im Wald spazieren mit der Kleinen.

WELLNER. Ach ja, das hab' ich ihm verordnet — die Spaziergänge wenigstens.

VOGEL. Werd' ich mich auch von Ihnen behandeln lassen, Doktór!

VOGEL, WELLNER, POLDI. GREHLINGER kommt. Hübscher, schlanker, junger Mensch von 23 Jahren, mit einer ins Geckenhafte spielenden Eleganz gekleidet. Grauer Schlußrock. Weiße Flanellhose. Schwarze Plastronkrawatte mit Perlnadel. Kleiner, schwarzer, steifer Hut. Monokel. Spazierstock.

POLDI. Guten Tag.
VOGEL. Servus.
WELLNER. Servus.
} *Händereichen.*

POLDI. Ja sagt's mir, wo steckt's denn ihr den ganzen Tag? Habt's ihr denn an unsere Tennispartie vergessen? Na das ist heut eine schöne Spielerei gewesen. Meine Schwester war so bös'! — Aus Verzweiflung haben wir den Müller mitspielen lassen von *vis-à-vis*, der hat ein grünes Lodeng'wandel ang'habt wie auf dem Rigi — zum Tennis! Bitte! Und was ist denn mit dem Paul? Auf den ist überhaupt kein Verlaß! Wo ist er denn? Wo steckt er denn? Ist er am End' schon abgereist? Er hat ja fort wollen?

WELLNER. Da hätt' er uns wohl Adieu gesagt.

POLDI. Beim Paul kann man das nicht wissen! Der hat sich überhaupt merkwürdig verändert in der letzten Zeit.

WELLNER. Wieso denn?

POLDI. Na, es gibt da verschiedene Sachen, die mir gar nicht gefallen! Also zum Beispiel: Kaum hat

sein Alter die Augen geschlossen, tritt er aus dem Staatsdienst aus.

WELLNER. Dazu hätt' er gewiß nicht getaugt.

POLDI. Aber schließlich war es doch der Wunsch von seinem Alten! So 'was ist und bleibt pietätlos. Zum Malen hätt' er ja auch nachmittag genug Zeit gehabt. Überhaupt wenn ich fragen darf: muß denn g'malt werden?

VOGEL lacht.

POLDI. Na ja, ich sag' immer, es gibt schon genug Bilder auf der Welt. In den Galerien hängt eins neben dem andern.

WELLNER. Auffassungssache.

POLDI. Auffassung hin — Auffassung her — der Paul ist nimmer, was er war. Und den ganzen Winter hat er sich bei uns nicht anschaun lassen. Meine Schwester war so bös'. Und mit was für Leuten er verkehrt hat! Hast denn du eine Idee? In schöne Häuser! Weißt, wo zum Beispiel? In der Familie Riedel!

VOGEL. Oh, kennt er die Kleine also schon von Wien her?

WELLNER. Na, und —?

POLDI. Aber ich bitt' dich: verkehrt hat er mit ihnen — wie mit wirkliche Leut' — einmal ist er in Wien mit ihr und ihrer Mutter am Ring spazieren gegangen. — Meine Mama und meine Schwester sind ihm begegnet — er grüßt und das Mädel grüßt mit — meine Schwester war so bös'.

WELLNER, POLDI, VOGEL. PAUL RÖNNING
etwas blaß, schlank, elegant. Schwarzer Schnurrbart.

PAUL. Guten Abend.

POLDI. Grad sag' ich, ich hab' geglaubt, du bist schon abgereist.

PAUL. Vorläufig noch nicht. Übrigens hängt das ganz vom Doktor ab. *Auf Wellner weisend.*

POLDI. Ja, der wird grad seinen einzigen Patienten fortschicken.

WELLNER. Von mir aus bist du längst entlassen.

POLDI. Kannst froh sein, daß du aus dem Nest fortkommst.

VOGEL. Nest sagt er, und er ist alle Sommer da.

POLDI. Na, wenn wir unsre Villa nicht da hätten mit dem schönen Tennisplatz —

VOGEL. Gehn die Herren auch noch ein bissel spazieren, bevor die Komödi angeht?

POLDI. Ja, ich muß übrigens zur Kassa hin, damit ich mein' gewöhnlichen Sitz krieg'. Neulich hat mir der Kohn einen andern 'geben, da bin ich ganz schwindlig worden. Kommst mit, Paul? Nimmst dir auch gleich ein' Sitz? Obzwar, — die heutige Vorstellung wird für dich nichts Fesselndes bieten.

PAUL. Ich geh' heut auch nicht hinein. Wir sehn uns vielleicht nachher im Kaffeehaus?

POLDI. Wenn du Zeit für uns hast. Also auf Wiederschaun! *Ab. Mit Vogel zur Kasse hin, wo er sich ein Billett löst. Kohn sehr höflich mit ihm. Vogel und Poldi ab.*

WELLNER, PAUL.

WELLNER. Also jetzt wird's Ernst mit der Abreise?

PAUL. Ja. Du hast doch nichts mehr dagegen? Und ich bin recht froh, aus der Gesellschaft wieder fortzukommen.

WELLNER. Warum verkehrst du nur mit den Leuten, wenn du so wenig von ihnen hältst.

PAUL. Manchmal kann ich sie ganz gut leiden. Als Atmosphäre sozusagen, in der ich mich gelegentlich gern aufhalte. Aber als Menschen bedeuten sie mir gar nichts, und meine Seele hat nicht das Geringste mit ihnen zu tun.

WELLNER. Wohin willst du denn jetzt? Nach Hause?

PAUL. Nach Hause? Was nennst du so? Für mich gibt's das nicht. Ich habe keine Familie; ich habe kein Heim. Herumreisen werd' ich!

WELLNER. Hast du denn gar keine Sehnsucht nach Arbeit?

PAUL. Nicht die geringste.

WELLNER. Das kann ich nicht begreifen.

PAUL. Mein lieber Freund, lieg du nur einmal wochenlang da wie ich, schon ganz bereit, mit allem abzuschließen, und wache dann auf wie ich — und sieh, ob du noch irgend was anderes empfinden kannst als die Seligkeit, wieder da zu sein, wieder dazu zu gehören, zu allem, was atmet, was blüht, wieder von einem nächsten Tag reden zu dürfen wie die anderen Menschen. Ich will jetzt nur leben, gar nichts anderes, und spüren, daß ich lebe, das ist mir ganz genug.

WELLNER. Auf die Dauer wird dir das wohl nicht genügen.

PAUL. Warum nicht? Alles mit offenen Augen schaun, alles fühlen können wie ich und dürfen wie ich — ist das so wenig?

WELLNER. Das wird nicht lange dauern? Heut über ein Jahr — was sag' ich — im Herbst schlägst du wieder irgendwo dein Atelier auf und fängst an zu malen.

PAUL. Nein, mein Lieber, das nie wieder.

WELLNER. Aber das wär' ja wirklich schade. Es ist doch eine Art von Beruf gewesen.

PAUL. Was braucht man einen Beruf, wenn man ein Mensch ist! Keinen Strich mal' ich mehr. Dieses wunderbare Gefühl der Freiheit will ich mir erhalten.

WELLNER. Als wenn du bisher so abhängig gewesen wärest!

PAUL. Von den Leuten nicht. Und doch bin ich wie ein Schuldner auf der Welt umhergelaufen, so hat mich dieses ewige vergebliche Versuchen niedergedrückt. Nun ist es auch damit aus, und ich sag' dir, das ist gut!

PAUL, WELLNER, KARINSKI. *Karinski in der Uniform eines Kavallerie-Oberleutnants, aber ohne Säbel. Mittelgroß, schlank. Dunkler Teint. Schwarzes Haar und Schnurrbart. Lebhafte, dunkle Augen. Seine Art, zu sprechen: scharf, befehlshaberisch, zuweilen provokant.*

KARINSKI will anfangs vorübergehen, bemerkt Paul, salutiert, bleibt stehen. Ah, noch da?

PAUL nickt stumm.

KARINSKI. Ich dachte, Sie wollten uns verlassen?

PAUL. Bald. *Kurze Pause.*

WELLNER. Der Herr Leutnant Vogel hat Sie gesucht, Herr Oberleutnant. Einer ihrer Herren Kameraden soll angekommen sein.

KARINSKI. Meiner —? Ach ja, sehr möglich. Guten Abend. *Salutiert. Ab.*

WELLNER, PAUL. *Kurze Pause.*

PAUL hat Karinski nachgesehen, von Wellner beobachtet. Ich kann nicht behaupten, daß mir der Mann sympathisch ist.

WELLNER. Mir auch nicht. Er steckt übrigens in keiner guten Haut, nach allem, was man hört.

PAUL. Wieso?

WELLNER. Du weißt ja, ein Spieler und Schuldenmacher. Und jetzt hat er überdies in seiner Garnison eine unangenehme Affäre gehabt; hat einen Zivilisten im Kaffeehaus beinah zusammengehauen.

PAUL. Poldi hat neulich davon gesprochen.

WELLNER. Ich habe den Eindruck, daß er sich um jeden Preis betäuben will. Eines schönen Tages wird's so wie so aus sein. Das ist einer von denen.

PAUL. So?

WELLNER. Um sich zu betäuben, trinkt er, spielt er, läuft er allen Weibern nach.

PAUL. Allen?

WELLNER. Jawohl, allen.

PAUL nicht schwer. Besonders aber ihr?

WELLNER lachend. Es ist sehr gescheit, daß du wegfährst, Paul. In die hättest du dich am Ende wirklich verliebt! —

PAUL. Das glaub' ich nicht. Ich habe eigentlich nur einen Wunsch in Hinsicht auf sie: Ich möchte sie in anderen Verhältnissen, unter anderen Menschen wissen.

WELLNER. Das ist ihr erstes Engagement?

PAUL. Natürlich.

WELLNER. Und aus Begeisterung für die Kunst ist sie zum Theater gegangen?

PAUL. Das hat gewiß mitgespielt. Die Hauptsache aber ist: sie muß Geld verdienen.

WELLNER. Kann sie denn von ihrer Gage leben?

PAUL. Kann ich mir nicht denken.

WELLNER. Und — und wovon . . .

PAUL. Jetzt sind noch ein paar Hundert Gulden da vom Vater her: die reichen freilich nicht mehr lang.

WELLNER. Und dann?

PAUL. Und dann — ja, was weiß ich? Sie hofft bis dahin an einem besseren Theater zu sein.

WELLNER. Wo man von der Gage leben kann.

PAUL. Ach Gott, hast du denn eine Ahnung von den Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen ist? So eng, so gedrückt. Man kann geradezu sagen: arme Leute. Nur schaut die Armut in einer Familie, wo ein Geschöpf da ist voll Hoffnung und Jugend, nie gar so traurig aus. Aber ohne Hoffnung wär' es eigentlich das Elend.

WELLNER. Eins ist zu bedenken. Es gibt auch Tugendspekulantinnen.

PAUL. Natürlich: bei so einem Geschöpf muß es wieder Spekulation sein.

WELLNER. Es ist dir doch bekannt, daß sie als deine Geliebte gilt?

PAUL gleichgültig. So?

WELLNER. Nicht für eine junge Dame, mit der du „Mitleid" hast.

PAUL lächelnd. Das ist auch nicht zu verlangen.

WELLNER. Immerhin eine sonderbare Art von Mitleid. Damit wirst du ihr nicht besonders nützen.

PAUL leicht. Ja, was soll ich denn machen? Die Leute sollen sagen, was sie wollen. Es macht uns beiden Vergnügen, miteinander zu plaudern und spazieren zu gehen. Folglich tun wir's! Und übrigens lang dauert's nicht mehr. Ich reise ja fort! —

WELLNER. Glücklicherweise.

PAUL. Was mich betrifft, kannst du ruhig sein. Ich weiß ganz genau, was ich tue.

WELLNER. Was dir beliebt.

PAUL. Was ich vor mir selbst verantworten kann. Vorläufig hab' ich keine Sehnsucht, mich an irgendwen zu binden. Sonst blieb' ich ja hier.

WELLNER. Und wenn du entdecktest, daß dein „Mitleid" doch was anderes wäre?

PAUL. Komm' ich zurück.

WELLNER. Sie wird natürlich auf dich warten.

PAUL. Wenn nicht — *Unterbricht sich. Anderer Ton.* Aber ich muß sagen: Es wär' mir schrecklich, wenn dieses arme Ding so verkommen müßte wie hundert andere.

WELLNER. Ach Gott, sie wollen eben verkommen.

Sie spazieren im Reden weiter.

PAUL. Lieber Freund, verhungern will schließlich keine. Sag', dieser Karinski —

WELLNER. Nun?

PAUL. Ach nichts. Es ist . . .

WELLNER. Also so schauen die Gefahren aus, die deine Heilige bedrohen?

PAUL. Gefahren — dummes Wort! Es empört mich nur, daß es so ein Mensch eigentlich für selbstverständlich hält, daß überhaupt so einem Geschöpf gegenüber jeder Tropf —

Sie sind weitergegangen und in einer Allee verschwunden.

FINKE, PEPI FISCHER. Später BALDUIN.

Der Tag beginnt langsam zu sinken. Die Bewegung vor dem Theater ist lebhafter geworden. Es kommen Leute, die Billetts lösen, einige gehen gleich ins Theater.

Finke, Regisseur, und Pepi Fischer, die Soubrette, stehen bereits einige Minuten vor Schluß der vorigen Szene am Bühneneingang, kommen im Laufe des Gesprächs weiter nach vorn. Finke ist nahezu fünfzig Jahre; er hat in Ton und Benehmen etwas Resigniertes. Dunkler, etwas schäbiger Sakkoanzug; Hornzwicker; kleiner, gelber Strohhut mit schwarzem Band.

PEPI mit den Augen auf die eben vorübergehenden Wellner und Rönning weisend. Kennst die zwei?

FINKE. Ja, vom Sehn.

PEPI. Der größere, der mit dem grauen Anzug, das ist der Riedel ihrer.

FINKE. So, hat sich die auch schon wen aufgegabelt?

PEPI. Ah! Den hat sie sich schon aus Wien mitgebracht. Ist natürlich ein Millionär. Es gibt schon Frauenzimmer, die so ein Glück haben!

BALDUIN, erster Liebhaber, erscheint. Er ist sehr jung, kaum zwanzig, mit der schäbigen Eleganz eines Provinzschauspielers gekleidet. Er hat lebhafte Bewegungen, wirft die Augen herum. Zu Kohn: Wie steht's, mein Geschätzter?

KOHN Geste: So, so.

BALDUIN. Ist die Proszeniumsloge bereits genommen?

KOHN. Schon in aller Früh' ist sie dagewesen, die schöne Amerikanerin mit der Mama.

BALDUIN. Hast du's gestern gesehn, Finke? Nicht eine Sekunde hat sie das Opernglas vom Auge gegeben — solang ich auf der Bühne war.

FINKE nickt gleichgültig.

BALDUIN zu Pepi, mit absichtlichem Feuer. Liebst du mich?

PEPI. Geh, hör' schon auf, immer dieselben Spaß'.

BALDUIN. Bin ich nicht ein schöner Mann? Warum solltest gerade du mich nicht lieben?

PEPI, FINKE, BALDUIN, KOHN. ENDERLE kommt.

ENDERLE, Komiker; lang, mager, etwa 25 Jahre alt, grauer einfacher Anzug. Mißmutig, beinahe verdüstert. Guten Abend.

FINKE. Servus!

KOHN. Guten Abend, Herr Enderle.

ENDERLE. Servus, Kohn. Na, wie steht's? Starker Vorverkauf?

KOHN. So so; mit die hinteren Parkettreihen sieht's doch immer schief aus.

ENDERLE. Von mir aus.

PEPI. Was hast denn? Was bist denn wieder so grandig?

ENDERLE. Du, Pepi.

PEPI. Na?

ENDERLE zu den anderen. Pardon — *Tritt mit Pepi etwas abseits.*

FINKE zu Enderle. Schrei nur nicht wieder zu viel.

KOHN halb für sich. Tut mir wirklich leid, der Enderle.

PEPI, da Enderle noch kein Wort herausbringen kann. Also, was willst denn?

ENDERLE mit mühsam verhaltenem Zorn, spielt den Ruhigen. Ich will's dir ganz im Guten sagen, verstehst mich, ganz ruhig. Wir können ja auch wieder auseinandergehen.

PEPI trotzig. Freilich.

ENDERLE. Aber solange ich dir noch was zu schaffen hab' — *Er schreit.*

FINKE. Pst!

ENDERLE leiser. Solang ... Also kurz und gut, wenn du heut wieder in die Log' hineinkokettieren anfangst mit den Offizieren — meiner Seel' — ich —

PEPI frech. Na, was ist denn?

ENDERLE laut. Hau' ich dich zusammen, Canaille.

PEPI. Geh, es ist ja zu dumm. Wohin soll ich denn schauen, wenn ich Komödi spiel'? Ich weiß viel, wer im Theater sitzt. Natürlich, du mußt alleweil auf

schlechte Gedanken kommen, weil du selber ein schlechter Mensch ist.

ENDERLE will replizieren.

PEPI. Oder ist das vielleicht in deiner Rolle gestanden, daß du die Schütz in' Arm zwicken mußt?

ENDERLE. Ich hab' die Schütz in' Arm — aber du bist ja —

PEPI. Die Schütz hat mir's ja selber eingestanden. Und natürlich, in die Logen brauchst du nicht hinein zu schauen, wenn du Lust hast zu kokettieren. Oder glaubst, ich merk' nicht, was für Augen du auf die Riedel machst?

ENDERLE. Jetzt fangst du gar mit dem armen Mädel auch an!

PEPI. Hast g'hört, Finke? Ein armes Mädel ist die Riedel! Daß i nit lach'!

ENDERLE. Leid tut sie mir.

PEPI. Was tut dir denn leid? Daß sie ein' andern hat!

FINKE. Kinder, streitet euch doch nicht immer.

BALDUIN. Laß ihn gehn, er versteht dich ja nicht! Komm in meine Arme! Wer vermöchte dich zu lieben wie ich.

ENDERLE. Du gehst mir grad noch ab, du —!

VORIGE. FRÄULEIN KÄTHCHEN SCHÜTZ kommt. Hübsches Mädchen, mit etwas gesuchter Einfachheit gekleidet; sie spricht ein affektiertes Hochdeutsch, ist mit allen Leuten äußerst liebenswürdig, fast devot, hat eine Art, die Augen verschämt und dabei hingebend aufzuschlagen, wenn sie mit Herren spricht.

FRÄULEIN SCHÜTZ. Guten Abend.

BALDUIN. Der Himmel grüße dich, Schützenmädchen! liebst du mich noch so heiß wie ehedem?

KOHN. Guten Abend, Fräulein Schütz.

FRÄULEIN SCHÜTZ geht zu Kohn hin, sehr freundlich. Guten Abend, lieber Herr Kohn, wie geht's Ihnen?

PEPI. Na, mit den Schauspielern ist sie fertig, jetzt fangt s' mit dem Kassierer an. Dann kommen die Kulissenschieber dran.

ENDERLE. Gib lieber auf dich selber Obacht.

PEPI. Das hab' ich ja gewußt, daß du die auch in Schutz nehmen wirst.

FINKE, BALDUIN, ENDERLE, PEPI FISCHER, FRÄULEIN SCHÜTZ, KOHN. ANNA RIEDEL kommt. Einfach, aber hübsch gekleidet, dunkelblau. Kleiner Strohhut, sogenannter Girardihut, mit weißem Schleier. Sie kommt ziemlich rasch, leicht gerötetes Antlitz; spricht rasch, hat etwas naiv Trotziges im Ton. Sie hat einen offenen Brief in der Hand.

ANNA. Guten Abend.

BALDUIN. Grüß' dich der Himmel, Riedel, liebst du mich?

ENDERLE. Servus, Riedel.

PEPI. Was haben S' denn? Sie haben ja geweint?

ANNA zu Finke. Denken Sie sich, Herr Regisseur, wie ist denn das nur möglich —

FINKE. Na, was ist denn, Kleine?

ANNA bestürzt. Der Direktor hat mir meine Kündigung geschickt.

FINKE lachend. So —?

PEPI. Deswegen sind S' noch lang nicht fort von uns.

ENDERLE. Machen S' Ihnen nichts daraus, Riedel, wird sich schon wieder auf gleich bringen lassen.

BALDUIN. Das glaub' ich! Ha!

KOHN. Also hat er sie Ihnen wirklich geschickt, die Kündigung.

PEPI hat der Anna den Brief aus der Hand genommen. Die Brieferln kenn' ich!

ANNA. Ja, aber ich versteh' das nicht, Herr Regisseur, wie komm' ich dazu? Die Kritik hat sich ja sehr günstig über mich ausgesprochen, Sie haben sich doch auch nicht über mich zu beklagen gehabt, Herr Regisseur, oder ja?

FINKE. Gewiß nicht, mein Kind.

ANNA. Und der Direktor, wie er neulich bei der Prob' war, ist sehr freundlich zu mir gewesen und hat

mich sogar gelobt, und heut krieg' ich plötzlich meine Kündigung; ja, das ist doch eine Ungerechtigkeit!

ENDERLE lacht auf. Oh, du!

FINKE lächelnd. Na also, liebes Kind, regen Sie sich nicht auf, wird sich alles wieder richten lassen.

ANNA. Ja, wie denn?

FINKE. Reden S' nur mit dem Direktor.

ANNA. Was soll ich ihm denn sagen? In dem Brief steht ja gar nichts, woran ich mich halten kann.

FINKE. Ja, gegen den Brief ist gar nichts einzuwenden. Der Direktor ist ganz korrekt vorgegangen.

ANNA auffahrend. Wie?

FINKE. Ja, er hat kontraktlich das Recht, Ihnen innerhalb der ersten vier Wochen zu kündigen.

ANNA. Aber ganz ohne Grund?

FINKE. Na, beruhigen Sie sich, Riedel. Reden S' mit dem Direktor.

ENDERLE. Ich weiß sogar genau, was er Ihnen sagen wird. Wenn S' für die halbe Gage bleiben wollen, so können S' bleiben.

ANNA. Für die halbe Gage? Ja, wovon soll ich denn dann leben?

PEPI. Gehn S', Riedel, machen S' uns doch kein' Pflanz vor.

ENDERLE grob. Du halts —

FINKE. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben soll, liebes Kind, so bleiben Sie lieber, denn es ist sehr unangenehm für eine Anfängerin, mitten in der Saison ohne Engagement dazustehen. Es sieht nicht gut aus.

ENDERLE. Und das weiß der Herr Direktor.

ANNA ganz zornig. Aber das ist unerhört!

ENDERLE. Na, unerhört ist das grad nicht, es ist bei uns noch einer jeden so gegangen.

FRÄULEIN SCHÜTZ. Oh, bitte, Herr Enderle, mir ist es nicht so gegangen.

PEPI. Na, mit dir, Schütz, ist der Direktor halt ganz besonders zufrieden.

BALDUIN lacht. Ja, Schützenmädchen, mit dir ist er sehr zufrieden!

ANNA steht sehr mißgestimmt da.

KARINSKI und VOGEL erscheinen in der Allee vorn und bewegen sich plaudernd bis zu den Schauspielern.

VOGEL. Aber ich hab' mich g'wiß nicht geirrt. Ich werd' doch den Rohnstedt kennen! Wie er vor zwei Jahren in Wien war, sind wir doch alle Tag' zusammen gewesen.

KARINSKI. Mich wundert's nur, daß er jetzt Urlaub bekommen hat.

VOGEL zum Theater hin. Schau', da stehn s' ja alle. Gehen wir auf einen Augenblick hin plauschen. Die Riedel ist auch dort.

KARINSKI. Herrgott, ist das Mädel sauber.

VOGEL. Ich weiß eigentlich nicht, was du an ihr findest.

KARINSKI. Das könnte einem die gute Laune wiedergeben.

VOGEL. Aber sie will halt nicht, was?

KARINSKI. Sie wird schon wollen.

VOGEL. Jetzt ist ja noch immer der Rivale da.

KARINSKI. Um so besser; kann man sie wenigstens einem wegnehmen.

ENDERLE zu Pepi, während die Offiziere näher kommen. Na, Gott sei Dank, da sind sie ja.

PEPI. Die kommen grad meinetwegen.

ENDERLE. Wegen wem denn?

PEPI. Geh, laß mich schon einmal aus. Wie ich schon aufs Militär flieg'! Die sind für mich überhaupt keine Männer. Die sind Holz für mich.

Vogel und Karinski sind zu der Gruppe getreten.

VOGEL. Guten Abend, meine schönen Damen!

Winkt den Herren mit der Hand einen herablassenden Gruß zu. Finke und Enderle danken sehr kurz.

BALDUIN wichtig. Guten Abend, Herr Leutnant.

VOGEL. Servus, Liebhaber und Held! Was macht die Kunst und was macht die Liebe?

BALDUIN lacht laut. Hoho!

VOGEL zu Enderle. Servus, Komiker! Hab' mich gestern über Sie gekugelt!

ENDERLE kurz. Danke; Enderle ist mein Name.

KARINSKI mit prononziert höflicher Verbeugung vor Anna. Guten Abend, mein Fräulein?

ANNA kühl. Guten Abend.

KARINSKI. Nicht in gnädiger Laune heut, das Fräulein?

ANNA. Es scheint.

KARINSKI. Aber es wär' höchste Zeit, gnädig zu sein.

ANNA. So.

KARINSKI. Noch einige Tage, und mein Urlaub ist zu Ende. Denken Sie nur, dann muß ich wieder zurück in mein gottverlassenes Nest. Es wär' doch schön, wenn ich eine Erinnerung mitnehmen dürfte.

ANNA. Die werden ja hier zu haben sein. *Wendet sich ab.*

KARINSKI heftig. Bleiben Sie. Warum behandeln Sie mich in dieser Weise? Warum gerade mich? Ich glaub' Ihnen die Kälte nicht, nein. Sie können — sehr glücklich machen, wenn Sie wollen.

ANNA ist zuerst abgestoßen, dann kühl und fest. Das glaub' ich selbst.

KARINSKI. Warum nicht mich? Weil Sie mich nicht lieben? Ich brauch' ja Ihre Liebe gar nicht. Ich muß ja in ein paar Tagen fort, und wir werden uns nie wiedersehen.

ANNA. Jetzt ist es aber genug.

KARINSKI. Müssen zwei Menschen, wie Sie und ich, einander was vorlügen? Man freut sich, daß man einander gefunden: man ist so lustig als möglich — dann *zynisch* adieu.

ANNA will antworten, findet kein Wort.

KARINSKI. Sie fühlen, daß ich recht hab'. Warum wehren Sie sich? Sie können ja dann wieder zurück zu ihm, ich hab' gar nichts dagegen.

KARINSKI, VOGEL, BALDUIN, FINKE, ENDERLE, ANNA RIEDEL, PEPI FISCHER, FRÄULEIN SCHÜTZ, KOHN. DIREKTOR SCHNEIDER kommt. Schneider ist groß und kräftig; schon ziemlich faltiges, aber feistes, glattrasiertes Gesicht; kleine, ziemlich tückische Augen. Im Sprechen mit seinen Untergebenen laut, befehlshaberisch; mit Leuten, von denen er abhängig ist, katzenfreundlich. Er trägt helle Hosen und schwarzen Salonrock, der aber abgetragen ist; einen neuen, steifen, grauen Hut mit schwarzem Band. Im ganzen Typus des Provinzmimen, der aber zu Geld gekommen ist. Manchmal wird er pathetisch und hat dann Gesten und Tonfall des alten Komödianten.

DIREKTOR. Abend, Kinder, Abend! *Der Gruß wird mit wenig Enthusiasmus erwidert.* Oh, Herr Oberleutnant — Herr Leutnant. *Nimmt den Hut ab und verbeugt sich tief.* Die Herren schenken uns heut wohl wieder die Ehre.

VOGEL. Natürlich, was soll man denn in dem Nest am Abend anfangen.

DIREKTOR. Ich bemerke ja mit Stolz, daß die kaiserlich-königliche Armee meinem Kunstinstitut ein besonderes Interesse entgegenbringt.

VOGEL. Ja, ja. Aber es ist eigentlich gut, daß ich Sie treff', Direktor, ich hab' schon lang mit Ihnen reden wollen. Sagen S' um Gottes willen, was haben S' denn vorgestern, oder wann's war, für ein komisches Stück 'geben, ohne Musik und ohne Chor und ohne Mädeln und ohne was zum Lachen!

DIREKTOR. Ja, Herr Leutnant — zuweilen — man muß allen Geschmacksrichtungen gerecht zu werden suchen — im Sommer —

VOGEL. Das dürfen S' nimmer tun, da werden S' die Kundschaft verlieren, Direktor.

DIREKTOR lacht verbindlich. Sehr gut.

VOGEL. Ich mach' kein' Spaß, Direktor, schaun S', was ist denn mit der Puppenfee, die haben S' uns ja schon so lang versprochen.

DIREKTOR. Wird schon daran gearbeitet, nicht wahr, Finke? *Finke nickt.* Ah, die Herren können sich

kaum vorstellen, mit was für Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, bis man so ein Werk herausbringt.

VOGEL. Wie sind denn die Rollen besetzt in der Puppenfee?

DIREKTOR. Selbstverständlich mit unseren allerersten Kräften.

VOGEL. Wer gibt denn 's Bebé? Das ist meine Lieblingsrolle.

FRÄULEIN SCHÜTZ lieb. Papa — Mama —

VOGEL. Papa, Mama, das ist herzig. Nicht wahr, das ist eigentlich eine Neuerung, daß in einem Ballett was gesprochen wird?

DIREKTOR. Mir ist auch kein anderes Ballett bekannt, in dem —

KARINSKI der fast ununterbrochen Anna angesehen hat. Das Bebé wäre eigentlich eine Rolle für Fräulein Anna Riedel — die kindliche Unschuld —

ANNA will auffahren.

FINKE. Das Bebé wird überall in der Provinz von der Naiven getanzt.

KARINSKI. Und auch das Kostüm dürfte dem Fräulein zum Entzücken stehen — soweit wir Minderglücklichen das beurteilen können.

KOHN mehr für sich. Das Bebé hat doch nix an wie ä Hemd.

DIREKTOR streng. Ja, das Bebé werden wir dem Fräulein Riedel geben.

KARINSKI. Auf Wiedersehen, Herr Direktor.

VOGEL. Servus!

Beide salutieren.

DIREKTOR zieht den Hut wieder sehr tief. Es war mir eine Ehre! —

Karinski und Vogel schlendern weiter.

DIE VORIGEN ohne die beiden Offiziere.

FRÄULEIN SCHÜTZ. Es ist wirklich eine Freude, wie vertraulich die Herren Offiziere mit dem Herrn Direktor konversieren.

DIREKTOR. Es liegt nur an uns, meine Lieben, auch von den höchsten und vornehmsten Kreisen durch intimen Verkehr ausgezeichnet zu werden. Das Mittel ist einfach; es heißt: selbst vornehm sein.

ENDERLE. Ja, wenn's einer trifft!

DIREKTOR schaut ihn streng an.

FINKE auf die Uhr schauend. Kinder, es ist die höchste Zeit. Habe die Ehre, Herr Direktor!

ENDERLE. Na also, heißt's wieder schwitzen.

DIREKTOR mit leichtem Hohn. Mein lieber Herr Enderle!

ENDERLE mit gemacht devotem Ton. Herr Direktor!

DIREKTOR. Auf diese Weise wird man kein Künstler!

ENDERLE höhnisch. Ah!

DIREKTOR. Etwas mehr Begeisterung, wenn ich bitten darf . . .

ENDERLE. Etwas mehr Gage, wenn ich bitten darf! Guten Abend, Herr Direktor!

PEPI FISCHER im Abgehen zu Enderle. So ärger' ihn doch nicht immer. Du wirst's beim Theater meiner Seel' nie zu was bringen!

KOHN für sich. Gott — wie ich mich über den Enderle freu'!

BALDUIN. Guten Abend, Herr Direktor. Schützenmädchen, geh du voran!

FRÄULEIN SCHÜTZ zum Direktor, zärtlich. Guten Abend, Herr Direktor!

Enderle, Finke, Balduin, Pepi Fischer, Frl. Schütz ab.

DIREKTOR, ANNA RIEDEL.

DIREKTOR streng. Nun, Riedel, was ist's denn mit Ihnen?

ANNA. Ich bin heute nicht beschäftigt.

DIREKTOR. Immerhin. Ich dächte, daß Sie sich die Vorstellung wohl ansehen könnten. Ich liebe es, wenn meine Mitglieder einiges Interesse an den Leistungen ihrer Kollegen nehmen. *Großartig.* Sie könnten doch vielleicht noch manches lernen.

ANNA. Möglich. Ich wollte den Herrn Direktor um ein paar Minuten Gehör bitten.

DIREKTOR. Muß das hier sein? Ich liebe es nicht, auf offener Straße angefallen zu werden? *Mit lüsternen Augen, milder.* Wollen Sie sich vielleicht mit mir auf mein Bureau begeben —

ANNA. Das wird wohl nicht notwendig sein.

DIREKTOR streng. Also, was gibt's denn schon wieder?

ANNA mit mühsamer Ruhe. Herr Direktor haben mir heute — zu meinem größten Erstaunen — die Kündigung geschickt.

DIREKTOR einfach. Richtig.

ANNA etwas heftiger. Ja, ich bitte, Herr Direktor, warum?

DIREKTOR. Sie fragen warum? Ja, mein Fräulein, ich kann Sie eben nicht brauchen.

ANNA. Ja, aber ich hab' doch — ich weiß wirklich nicht, Herr Direktor — ich hab' doch meine Pflicht getan, so gut wie die anderen, ich hab' meine Rollen studiert, ich bin zu den Proben gekommen, ich hab' gefallen —

DIREKTOR. Das müssen Sie wohl mir zu beurteilen überlassen, mein Fräulein.

ANNA. Aber Sie selbst Herr Direktor, haben mir ja erst vorgestern gesagt, daß Sie mit mir zufrieden sind.

DIREKTOR. Mag sein. Wahrscheinlich wollte ich Sie aufmuntern.

ANNA. Ja also, wenn Sie mich vorgestern aufmuntern, warum kündigen Sie mir denn heute?

DIREKTOR. Ganz einfach, mein Fräulein. Sie ziehen mir keine Leute ins Theater. *Klar.* Sie sind unliebenswürdig, mein Fräulein: ich muß es schon sagen, daran liegt es! Ich habe ja eben wieder einmal Gelegenheit gehabt, Ihr Benehmen meinen verehrten Freunden gegenüber, *auf eine fragende Miene Annas* den Herren Offizieren gegenüber zu beobachten. Sie sind direkt

unfreundlich, Sie zeigen dem Publikum geradezu, daß Sie es verachten. Mein Fräulein, dafür ist es für Sie noch etwas zu früh. Diesen Luxus können Sie sich bei einem Hoftheater erlauben, wir hier sind auf das Publikum angewiesen. Ich sorge für mein Personal, ich habe ein Recht zu verlangen, daß mein Personal auch für mich sorgt.

ANNA erregt. Ich kann es nicht anders, als indem ich meine Pflicht tue.

DIREKTOR. Das ist eben zu wenig. Bitte, schaun Sie sich doch Ihre Kolleginnen an. Jede hat ihren .... Anhang. Wenn ich heute die Schütz oder die Bender einfach hinausstelle — selbst in der kleinsten Rolle, ich kann darauf rechnen, daß zwei, drei Logen und ein Dutzend Parkettsitze genommen werden. Ihnen kann ich heute eine Rolle von zwölf Bogen geben, es geht keine Katz' Ihretwegen hinein.

ANNA. Ja, da bedauere ich sehr, mit den Damen kann ich eben nicht konkurrieren.

DIREKTOR. Das behaupte ich ja. Es fehlt Ihnen eben, mein Fräulein, mit einem Worte gesagt, der künstlerische Ernst.

ANNA. Wenn der darin bestehen soll, daß man bis in die Nacht hinein mit Offizieren champagnerisiert —

DIREKTOR. Fräulein Riedel, kommen Sie mir nicht mit frechen — jawohl — frechen Antworten. Ich dulde es nicht, daß Sie sich Bemerkungen über die harmlosen Unterhaltungen Ihrer Kolleginnen gestatten. Es würde Ihnen wohl keine Perle aus der Krone fallen, wenn Sie sich etwas weniger exklusiv benähmen. Aber Ihnen fehlt eben der *Esprit de corps*, ich möchte sagen, die Achtung vor Ihrem eigenen Stand. Damit genug. Adieu, mein Fräulein. *Falscher Abgang. Er wendet sich wieder zu ihr.* Im übrigen — ich will nicht auf meinem Schein bestehen — ich will es noch einmal mit Ihnen versuchen. Wollen Sie für die halbe Gage monatlich meinem Kunstinstitut weiter angehören, so wollen wir darüber reden.

ANNA erregt. Herr Direktor!

DIREKTOR. Keinen Dank vorläufig —

ANNA lacht auf. Dank? *Sie entfernt sich von ihm, ohne zu grüßen.*

DIREKTOR sieht ihr ruhig, fachmännisch nach; zu Kohn. Gewachsen ist sie nicht übel.

KOHN. Unberufen! Aber, Herr Direktor, wenn ich schon fragen darf, wer soll die Naiven geben?

DIREKTOR. Wer? Die Riedel. Aber um fünfundzwanzig Gulden.

KOHN Bewegung des Bedauerns.

DIREKTOR. Bin ich dazu da, meine Schauspielerinnen zu ernähren?

KOHN. Mir scheint, Herr Direktor, die hat niemanden.

DIREKTOR. Kohn, ich werde die Naiven von Ihnen spielen lassen. *Geht ab, ins Theater.*

PAUL, ANNA begegnen einander.

PAUL heiter grüßend. Anna!

ANNA flüchtig. Guten Abend.

PAUL. Na, was haben Sie denn? Was ist denn geschehn?

ANNA. Entlassen bin ich worden.

PAUL. Was? das ist doch nicht möglich.

ANNA. Ich übertreibe auch. Ich bin nicht entlassen worden. Um 25 Gulden darf ich diesem Kunstinstitute weiter angehören!

PAUL. Na, sehen Sie, ob Sie 25 Gulden oder 50 Gulden haben, das ist doch so gleichgültig.

ANNA. Es ist nicht gerade das, obzwar auch der Unterschied nicht so gleichgültig ist, als es Ihnen scheint.

PAUL. Wenn Sie nicht so unerhört kleinlich wären, so wäre diese Frage längst erledigt. Sie kennen mich doch jetzt lang genug, um zu wissen, daß mir jede Nebenabsicht fern liegt.

ANNA. Bitte, davon hören Sie doch endlich auf.

PAUL fast zornig. Herrgott! Ich möchte nur wissen, was Sie tun werden. Bevor ich wegfahre, möcht' ich darüber Klarheit haben.

ANNA. Also ist es wahr — wann fahren Sie denn weg?

PAUL. Sie wissen ja, bei mir ist das so — — morgen vielleicht.

ANNA. Da müssen wir einander ja Adieu sagen — am End' für immer —

PAUL. Weshalb denn?

ANNA. Ja, wer weiß, wohin ich verschlagen werde. Jedenfalls verschwind' ich für Sie.

PAUL. Schreiben Sie mir doch wenigstens, wenn ich Sie darum bitte.

ANNA. Was hätte das für einen Sinn?

PAUL. Na ja! *Pause.* Ich möchte nur wissen, was Sie eigentlich vorhaben.

ANNA. Ja, vorläufig fahr' ich zur Mama, und im Herbst wird sich schon was finden.

PAUL. Und wenn nicht?

ANNA. O, wer weiß. Ich kann mich ja ändern. Mit der Zeit, wenn ich erst länger unter der Sorte gelebt hab'.

PAUL. Was das wieder heißen soll?

ANNA. Ich werd' schon so werden, wie die anderen. Alle sind ja empört über mich, daß ich mich wehre. Vorläufig wehr' ich mich nämlich noch — weil ich wütend bin, wütend, sag' ich Ihnen.

PAUL. Aber Sie mußten doch gefaßt sein —

ANNA. O Gott — nicht aus Tugend, wahrhaftig — seien Sie ganz überzeugt. Aber ich vertrag' es nicht, daß die Leute so mit mir umgehn, wie sie's eben tun — einer wie der andere. Sie betrachten es geradezu wie eine Überhebung, daß ich keine Lust hab', mich zu verkaufen.

PAUL. Aber Sie sind ja eine freie Person und können machen, was Sie wollen — es kann Sie doch niemand zwingen.

ANNA. Zwingen —? Nein. Aber wenn man lang gehetzt wird, wird man schließlich müd'! Ach Gott, warum sag' ich Ihnen das alles. Ich störe ja Ihren Frieden damit. Adieu, lieber Freund!

PAUL. Ich bitte Sie, Anna, bleiben Sie noch einen Moment, sprechen wir doch in Ruhe über die ganze Sache, über Ihre Zukunft — wir sehen uns ja vielleicht die nächste Zeit nicht.

ANNA. Das ist ganz gescheit. Ich vertrage Sie eigentlich auch gar nicht. Alles, was Sie mir sagen, macht mich nur noch nervöser, als ich schon bin.

PAUL. Das war wahrhaftig nicht meine Absicht.

ANNA. Ich weiß, ich weiß, sein Sie mir nicht böse. Aber wissen Sie, Sie sind zu glücklich für mich, Sie kommen da so . . . ach, ich bin schon jetzt im Grunde eine ganz böse Person. — Adieu.

PAUL. Aber Anna, wollen wir nicht noch einmal . . . wollen Sie morgen früh nicht mit mir spazieren gehn? Da werden Sie weniger bös' sein und ich weniger glücklich, wenn's Ihnen Freude macht. So können wir doch nicht auf — auf — Gott weiß wie lange — voneinander Abschied nehmen.

ANNA. Grad so. — Nur so. — Adieu. *Sie geht ab, rasch; verschwindet im Hintergrund. Paul bleibt eine Weile stehen, dann schüttelt er den Kopf, entfernt sich langsam in einer andern Richtung. Der Abend ist hereingebrochen. Um den Kiosk herum Leute. Aus dem Theater heraus erklingt Musik.*

Es sind etwa zehn Sekunden seid dem Abgehen Pauls vergangen, wie Karinski und Rohnstedt erscheinen.

KARINSKI. ROHNSTEDT in der gleichen Uniform wie Karinski. Schöne, männliche Erscheinung. Kurzer, blonder Vollbart. Er ist ohne Säbel, hat den Mantel umgeworfen. Freundliche, zuweilen aber sehr energische Art zu reden.

KARINSKI sehr verstimmt. Hättest du mich wenigstens meinen Urlaub in Ruhe genießen lassen.

ROHNSTEDT. Du bist von einem Leichtsinn, den ich einfach nicht begreife.

KARINSKI. Das hätte ich alles in acht Tagen auch erfahren können.

ROHNSTEDT. Ich sage dir ja: Die Leute wollen nicht mehr warten.

KARINSKI. Sie werden warten.

ROHNSTEDT. Also wenn du mich durchaus nicht verstehen willst: Es ist eine Anzeige ans Regimentskommando gekommen.

KARINSKI fährt erst zusammen, dann faßt er sich. Das war vor einem Jahr genau dieselbe Geschichte. Hab' ich ihnen im vorigen Jahr nicht gezahlt? Sollen Geduld haben.

ROHNSTEDT. So einfach ist die Sache nicht. Es ist diesmal auch noch diese andere Affäre; du hast etwas viel zusammenkommen lassen.

KARINSKI. Na ja, das hab' ich mir ja gedacht, daß man das auch gegen mich ausnützen wird.

ROHNSTEDT. Das war wohl zu denken.

KARINSKI. Was hätt' ich denn tun sollen, wenn so ein Kerl im Restaurant an mich anstoßt und es nicht einmal der Mühe wert hält, Pardon zu sagen.

ROHNSTEDT. Das ist eine abgetane Sache. Du glaubst ja selbst heute nicht mehr, daß das bei dem harmlosen Mann böser Wille war.

KARINSKI. Wie immer — es war meine Pflicht, so zu handeln.

ROHNSTEDT. Darüber bin ich allerdings ganz anderer Ansicht.

KARINSKI. Wieso, wenn ich bitten darf?

ROHNSTEDT. So laß das doch endlich und sei froh, daß ich — in Erinnerung an die vielen Jahre, die wir als Kameraden miteinander leben — wie ein Freund zu dir rede. Ich nehm' es mir sehr übel, daß ich's nicht öfter getan habe, vielleicht hätte ich dich doch ... Nun aber geht's nicht weiter. Der Oberst ist aufs höchste aufgebracht, es ist meine Pflicht, dir das zu sagen.

KARINSKI nach einer Pause. Kommst du vielleicht im Auftrag?

ROHNSTEDT. Das gerade nicht.

KARINSKI. Also, ich bitte, was soll ich eigentlich tun? Die siebentausend Gulden hab' ich nicht. Aber diese Juden wissen ja, daß ich für die paar Tausend Gulden gut bin — was machen sie die Anzeig'?

ROHNSTEDT. Es scheint das Gerücht umzugehen, daß dein Onkel nicht mehr für dich zahlen will.

KARINSKI will aufbrausen; faßt sich dann. Er wird diesmal noch zahlen.

ROHNSTEDT. Und — wenn nicht?

KARINSKI. Er wird, sag' ich.

ROHNSTEDT. Und das nächste Mal?

KARINSKI. Es gibt kein nächstes Mal. Im übrigen weißt du selbst, daß mich das Unglück im Spiel verfolgt hat. Das muß sich endlich wenden.

ROHNSTEDT. Du darfst keine Karte mehr anrühren. Du mußt dein Leben auf eine ganz andere Basis stellen, wenn du endlich aus den ewigen Ungelegenheiten herauskommen willst.

KARINSKI. Da könnte ich mich ja gleich zum Onkel aufs Gut setzen und Kohl pflanzen.

ROHNSTEDT. Das ist's auch, was ich dir raten möchte. *Pause.*

KARINSKI aufs höchste betroffen. Das ist's, was du...

ROHNSTEDT. Ja.

KARINSKI. Dein Ernst? Ich soll diesen Rock — ich habe wohl nicht recht verstanden?

ROHNSTEDT. Du hast mich ganz gut verstanden. Die Sache liegt ganz einfach. Wenn man deine Passionen hat, kann man mit deinem Geld als Kavallerieoffizier nicht leben, das mußt du doch endlich einsehen.

KARINSKI. Quittieren?

ROHNSTEDT. Nun, du könntest es heute in allen Ehren.

KARINSKI. Eher mir eine Kugel durch den Kopf, verstehst du mich?

ROHNSTEDT. Nun, nun, nun...

KARINSKI. Es ist mein letztes Wort in dieser Sache.

Pause; nähern sich dem Kiosk.

ROHNSTEDT. So sei doch . . . *Sie nehmen an einem Tische Platz.*

KARINSKI zum Kellner. Glas Kognak!

Es ist ganz dunkel geworden; die Tische, welche um den Kiosk herumstehen, sind nur zum geringeren Teile besetzt. Damen sind sehr wenige anwesend, an den Tischen im Hintergrunde nur in Begleitung. Der Kassier ist bereits vorher verschwunden.

Aus dem Theater kommen einige Leute heraus, ein paar stellen sich sich hin, plaudern miteinander, rauchen Zigaretten. Unter anderen erscheinen

LEUTNANT VOGEL und POLDI GREHLINGER.

VOGEL. Rauchen wir eine Zigarette?

POLDI nimmt sein Etui heraus, offeriert Vogel. Rauch' eine von mir, sind egyptische.

VOGEL. Dank' schön. Weißt, ich hab' so heut eigentlich grad genug vom Wurstl, setzen wir uns hinüber ins Kaffeehaus.

POLDI. Aber ganz wie du willst.

Sie bummeln auf die andere Seite zum Kaffeehaus.

VOGEL. Also da sitzt der Karinski mit dem Rohnstedt.

POLDI. Pardon, den anderen Herrn Oberleutnant hab' ich nicht die Ehre zu kennen.

VOGEL. Das macht gar nichts — ich werd' dich vorstellen.

Zum Tisch, an welchem Karinski und Rohnstedt sitzen.

VOGEL salutierend. Herr Oberleutnant, Servus!

ROHNSTEDT erkennt ihn nach einer kurzen Pause. Das ist ja der Vogel! Servus! Willst nicht bei uns Platz nehmen?

VOGEL. Wenn's erlaubt ist; ich bin in Gesellschaft *will vorstellen.*

POLDI sich vorstellend. Poldi Grehlinger.

ROHNSTEDT sehr freundlich. Rohnstedt. —

Vogel und Poldi setzen sich.

VOGEL. Ich hab' dich gleich gesehen, wie du an-

gekommen bist, mußt gerade von der Bahn gekommen sein — Koffer auf dem Wagen. — Bleibst lang bei uns?

ROHNSTEDT. Nein — zwei, drei Tage vielleicht.

VOGEL. Schad', daß du so ein' kurzen Urlaub hast — zwar mit meinem ist's auch bald Rest.

PIKKOLO zum Tisch. Her Leutnant befehlen?

VOGEL. Bringen Sie mir ein' Allasch. Sie, hörn S' — ich lass' das Fräulein Valerie schön grüßen, und sagen S', es ist für mich.

POLDI. Mir bringen S' eine Chartreuse.

PIKKOLO. Bitte sehr, grün oder gelb?

POLDI. Aber grün. Wann werden Sie sich denn das einmal merken? Ist doch nicht so schwer — ich trink' doch immer ein' grünen.

PIKKOLO. Jawohl, Herr von Grehlinger.

POLDI. Na also. *Pikkolo ab.*

VOGEL. Aber die paar Tag', die wir zusammen da sind, werden wir fesch sein, so gut's in dem Nest geht.

KARINSKI. Hast du für heut abend was verabredet?

VOGEL. Freilich; nach der Komödi sind wir in der Krone zusammen.

ROHNSTEDT. Wer ist das: „Wir"?

VOGEL. Also wir, das sind vor allem wir — und dann ein paar Mädeln vom Theater.

ROHNSTEDT. Ah!

VOGEL. Sind ein paar saubere dabei. *Zu Rohnstedt.* Wirst dich sehr gut amüsieren, lassen sich nicht lang bitten, ich mein' nämlich, was nachtmahlen anbelangt.

PIKKOLO bringt die Getränke.

VOGEL. Ich lass' dem Fräulein Valerie 's Herz küssen. *Zu Rohnstedt.* Sollst leben, Herr Oberleutnant.

ROHNSTEDT trinkt gleichfalls. Servus!

KARINSKI zum Pikkolo. Bring mir noch ein' Kognak. *Zu Vogel.* Wer kommt denn von den Damen?

VOGEL. Also die immer kommen, natürlich.

KARINSKI. Und die Riedel?

VOGEL. Geh, laß mich mit der faden Person aus; das hab' ich auf'geben.

KARINSKI. Ich will aber, daß die Riedel dabei ist. Gerade die.

VOGEL zu Rohnstedt. Hast g'hört? So ist er! Er will! Aber sie will nicht.

KARINSKI. Sie wird kommen.

ROHNSTEDT lächelnd. Ah, das ist offenbar eine, die sich auflehnt.

KARINSKI nimmt eine Karte aus seiner Brieftasche, setzt sich an den Nebentisch und schreibt ein paar Zeilen.

VOGEL. Was machst denn?

KARINSKI. Wirst schon sehen. Sie, Kellner, bringen Sie mir ein Kuvert.

KELLNER. Bitte, gleich, Herr Oberleutnant.

KARINSKI zu Vogel. Sie spielt heute nicht mit da drüben, was?

VOGEL. Nein, also was schreibst eigentlich?

KARINSKI. Eine Einladung.

VOGEL. Er ladt sie ein! Gleich wird s' da sein.

KARINSKI. Ich möcht' wahrhaftig wissen, warum grad die eine Ausnahme machen soll.

VOGEL. Da hat er eigentlich recht. Muß doch eine Ordnung sein. Wenn jetzt die vom Theater auch schon anständig sein wollen, kennt man sich ja gar nimmer aus.

KELLNER bringt Schreibzeug.

KARINSKI. Warum bringen Sie mir denn da gleich eine ganze Papierhandlung? *Nimmt ein Kuvert und gibt seine Karte hinein.* Tragen S' das Zeug weg. Was für Nummer wohnt sie denn nur —

VOGEL. Stell' dich doch nicht so. Du schickst ihr doch alle Tag' Blumen.

KARINSKI. 12, — ja 12, Sie, Kellner, rufen S' mir den Pikkolo!

KELLNER. Bitte, gleich.

ROHNSTEDT. Warum du dich grad auf die kaprizierst, wenn ihr eine so reiche Auswahl habt?

KARINSKI. Ja, grad auf die eine. *Zu Rohnstedt, etwas leiser, leicht spöttisch.* Und morgen fängt dann das neue Leben an.

PIKKOLO ist am Tisch erschienen. Herr Oberleutnant befehlen?

KARINSKI. Hör' zu, Kleiner; du gehst mit dem Brieferl da hinüber in die Parkstraße 12, verstehst? Fragst, ob das Fräulein Riedel zu Haus ist; wenn sie da ist, gibst den Brief ab und wartest auf Antwort, verstehst? — Und wenn sie nicht zu Haus ist, laßt den Brief dort und sagst, du kommst in einer Stunde wieder.

PIKKOLO lächelt und nimmt den Brief.

VOGEL. Wie er lacht, der Kleine.

KARINSKI. Avanti, avanti!

PIKKOLO ab.

VOGEL. Was hast ihr denn eigentlich geschrieben?

KARINSKI. Ich hab' sie sehr höflich zum Souper eingeladen, so höflich, wie wenn ich eine wirkliche Dame einladen würde.

VOGEL scherzhaft drohend. Hast nicht geschrieben: Liebs Schatzerl? *Zu den anderen.* Bei ihm kann man ja nicht wissen!

RÖNNING und WELLNER kommen von links, zwischen den Tischen, suchen einen Platz. Wie sie eben an Karinski und den übrigen vorbei wollen, ohne sie zu sehen:

VOGEL. Oh, Doktor!

WELLNER. Guten Abend, meine Herren!

VOGEL. Wohin denn? Auf Abenteuer?

WELLNER. Nein, durchaus nicht. Oder ist es sehr abenteuerlich, hier einen Schnaps trinken zu wollen?

PAUL. Hier ist ja ein Tisch *der Nebentisch ist frei.*

POLDI. Grüß' dich, Paul. *Wie Paul ihm die Hand reicht, kommt er ganz nahe zum Tisch, stellt sich dem Rohnstedt vor.*

PAUL. Paul Rönning.

ROHNSTEDT. Oberleutnant Rohnstedt.

WELLNER sich gleichfalls vorstellend. Doktor Wellner.

KARINSKI salutiert.

Wellner und Paul setzen sich an den Nebentisch.

WELLNER zum anderen Tisch hinüber. Herr Oberleutnant sind erst hier angekommen.

ROHNSTEDT. Jawohl, nachmittags. Ich finde es sehr hübsch hier.

WELLNER. Wenn man nicht gerade hier sein muß, kann's einem ganz gut gefallen.

ROHNSTEDT. Sie müssen hier sein?

WELLNER. Ja freilich, ich bin hier Arzt.

VOGEL zu Rohnstedt. Erinnerst dich noch, Herr — Oberleutnant, wie wir's letzte Mal beisammen waren?

ROHNSTEDT. Natürlich; vor drei Jahren in Wien, nach dem Preisspringen —

VOGEL. Stimmt schon! wo der Ferdl Auersperg den ersten Preis gekriegt hat mit sein' Braun'!

ROHNSTEDT. Am Constantinhügel haben wir soupiert.

VOGEL. Mit'm Weidenthaler, wenn'st dich erinnerst.

ROHNSTEDT. Der ist ja gestorben.

VOGEL. Natürlich — der arme Teufel! Also sag', wann kommst denn wieder nach Wien?

ROHNSTEDT. Sehr bald!

VOGEL. Ah, also hat's am End' seine Richtigkeit, daß du auf die Kriegsschul' kommst?

ROHNSTEDT. Ja, im nächsten Herbst! Hat lang genug gebraucht.

VOGEL. Aber das freut mich außerordentlich. Also, wenn ich dir irgendwie dienen kann, Geheimnisse von Wien einweihen —

ROHNSTEDT. Ich kenne ja Wien sehr genau!

VOGEL. Na, und du, Karinski, ist keine Möglichkeit, daß du zu uns kommst, mit wem tausch'st?

KARINSKI. Wer tauscht denn da? Ich komm' von da oben nicht weg.

VOGEL. Gott, wer kann das wissen. Sind schon die merkwürdigsten Transferierungen vor'kommen.

PIKKOLO erscheint.

KARINSKI. Nun?

PIKKOLO. Das Fräulein sagt, es ist keine Antwort.

KARINSKI. Was? War sie zu Haus?

PIKKOLO. Ja, das Fräulein war zu Haus, ich hab' ja mit ihr gesprochen.

KARINSKI. Sie hat den Brief gelesen?

PIKKOLO. Ja, und es hat gesagt, es ist keine Antwort.

VOGEL. Schad', daß ich nicht g'wett' hab'!

KARINSKI. Kann ja noch nachgeholt werden. — Um 20 Flaschen Champagner?

VOGEL. Aber, was willst denn! Hast ja schon verloren!

KARINSKI. Das wird sich noch zeigen. Steht die Wette?

VOGEL. Wenn du uns *partout* Champagner zahlen willst —

KARINSKI. Abgemacht! *Salutiert.* Auf Wiedersehen, meine Herren! *Ab.*

VOGEL zu Rohnstedt. Hast schon je ein' so eigensinnigen Menschen g'sehn? Jetzt lauft er selber zur Riedel hin.

PAUL der mit Wellner geplaudert hat und nur selten hinübergehört hat, wendet sich bei Nennung dieses Namens um. Zu wem?

VOGEL. Zu . . . *Wird sich schließlich des Zusammenhanges bewußt.* Also, wenn der sich einmal 'was in den Kopf setzt . . . Jetzt bildet er sich zur Abwechslung ein, die Riedel muß heute abends dort sein, abends, wissen S', nach dem Theater, wo wir gewöhnlich alle . . .

WELLNER bält Paul leicht am Arm.

ROHNSTEDT dem die Erregung Pauls auffällt. Ja, ich versteh' das nicht, wir hätten ihn nicht weggehen lassen sollen.

VOGEL. Nicht weglassen!! Sei nicht bös', Herr Oberleutnant, da kenn' ich ihn besser wie du. Wenn er sich einmal was in' Kopf setzt!

WELLNER zu Paul. Komm, gehn wir lieber.

PAUL. Ah nein, ich möchte doch dabei sein, wenn der Herr zurückkommt.

WELLNER. Das ist doch ganz gleichgültig. Daß sie die Einladung nicht annehmen wird, weißt du.

VOGEL zu Rohnstedt. Ich sag' immer, er ist ja *au fond* ein guter Kerl, ein famoser Kamerad, es muß nur halt alles gehn, wie er will, sonst ist der Teufel los.

ROHNSTEDT. Ja, immer geht das aber nicht.

VOGEL. Natürlich. *Leise.* Also, wenn wir schon davon reden, was ist denn eigentlich an der G'schicht' bei euch — nun, du weißt schon, er hat mir's selber erzählt — die G'schicht' wird doch niedergeschlagen, wie?

ROHNSTEDT. Ich hoffe.

VOGEL. Was ist schließlich dabei? Wird nur so eine Sauce drüber her gemacht, es ist ihm ja endlich und schließlich nichts g'schehn — also dem Zivilisten —

ROHNSTEDT. Damit ist's ja nicht abgetan, lieber Vogel.

VOGEL. Na, und der Karinski hat's g'wiß nicht bös' g'meint, wie er ihm einen hinaufg'haut hat, er wird halt ein Glaserl zuviel . . .

ROHNSTEDT. Ach Gott, der Karinski ist einfach ein Mensch, der in andere Verhältnisse hineingehört.

VOGEL. Wieso? Wie meinst' das? Na ja, reich sollt' er halt sein, daß er sich ordentlich rühren könnt'.

ROHNSTEDT. Mit dem Rühren wär's nicht getan.

PAUL will aufstehen.

WELLNER. Was fällt dir denn ein? Er wird schon zurückkommen, sehr blamiert — dann können wir gehn.

ROHNSTEDT. Nein, mit dem Rühren wär's nicht getan. Um sich haun müßt' er können. Was fängt so ein Mensch in ewiger Friedenszeit mit seinem Temperament an? Wo soll er hin damit? Es ist ja wahr, solche Leut' wie der Karinski sollen Soldaten sein, aber für solche Soldaten gehört der Krieg, sonst haben sie überhaupt keine Existenzberechtigung.

VOGEL der andächtig zugehört hat. Glaubst?

ROHNSTEDT. Gewiß! So einer lebt sich nicht anders aus. *Auf Paul weisend.* Der Herr scheint da — — hat der nähere Beziehungen zu dieser Schauspielerin?

VOGEL. Sehr nah werden s' wohl nicht sein, sonst hätt' er ja den Karinski gleich gestellt.

ROHNSTEDT. Wir hätten ihn nicht gehn lassen sollen.

VOGEL. Ah, da kommt der Karinski zurück.

WELLNER zu Paul. Nimm dich in acht.

KARINSKI ruhig. Guten Abend! Du hast gewonnen, Vogel!

VOGEL. Na, schaust! Hab' dir's gesagt. Nur schad', daß da beim Theater keine andere ist, mit der ich dir Revanche geben kann.

ROHNSTEDT. Siehst du, das hättest du dir ersparen können!

KARINSKI leert sein Glas, betrachtet Paul. Herr Rönning belieben zu lächeln.

PAUL. Ich tue das zuweilen, wenn ich mich amüsiere.

VOGEL. Wie lachen ja alle — weil du eigensinnig bist.

KARINSKI. Das bemerk' ich nicht. Nur Herr Rönning ist so besonders gut aufgelegt. Wenn ich mir nun die Frage erlauben würde, woher diese besonders gute Laune kommt —?

POLDI merkt, daß was im Anzuge ist, und wird sehr korrekt.

VOGEL will ablenken. Auf dein Wohl, Karinski.

ROHNSTEDT leise, aber scharf. Hör' jetzt auf, Karinski.

KARINSKI. Es scheint, Herr Rönning, Sie wollen mir nicht die Ehre erweisen den Grund Ihrer guten Laune aufzuklären.

VOGEL. Was willst denn, wir sind alle gut aufgelegt.

KARINSKI. Das mag ja sein. Aber, da ich eben Herrn Rönning frage —

PAUL. Ich bedauere sehr, aber ich glaube, zu keiner Auskunft verpflichtet zu sein. *Will gehen.*

KARINSKI. Vielleicht doch; nachdem Sie gerade in dem Augenblicke zu lächeln beliebt haben, als ich mich hier wieder niedersetzte. Oder ich irre mich?

PAUL. Mag ja sein.

KARINSKI. Ich nehme an, es belustigt Sie, daß ich meine Wette verloren habe?

ROHNSTEDT. Der Herr Rönning interessiert sich für deine Wette wahrscheinlich sehr wenig.

KARINSKI zu Paul. Ist es nicht so?

PAUL. Bestehn Sie darauf, Herr Oberleutnant, diese Unterhaltung fortzusetzen?

KARINSKI. Allerdings.

WELLNER. Aber Herr Oberleutnant entschuldigen, ich glaube, uns interessiert das eigentlich recht wenig.

KARINSKI. Vielleicht doch. Denken Sie, meine Herren, als ich bei Fräulein Riedel meine Einladung persönlich vorbringen wollte, war die Tür versperrt.

ROHNSTEDT. Das können wir uns denken.

KARINSKI. Ich hab' geklopft; man hat mir nicht geöffnet; ich hab' meinen Namen genannt; ich erhielt keine Antwort.

ROHNSTEDT. Was erzählst du uns denn das alles?

KARINSKI. Nun, Herrn Rönning erzähl' ich's, den es doch zu amüsieren scheint, denn er lächelt noch immer — Die Tür war versperrt, ja —

WELLNER. Aber das wissen wir bereits. Komm, Paul, ich denke —

KARINSKI in deutlicher Besorgnis, Paul könnte ihm entgehen, rasch einfallend. Es gibt verschiedene Gründe, weshalb Damen ihre Türen versperren.

ROHNSTEDT absichtlich lachend. Ja, wenn sie allein sein wollen, besonders.

KARINSKI. Ja, oder auch, wenn sie zu zweien sind, das kommt gewiß auch vor, Herr Rönning, glauben Sie nicht?

PAUL. Ja. Oder wenn sie sich vor Zudringlichkeiten zu schützen wünschen.

KARINSKI. Wie beliebt?

PAUL. Ich glaube, deutlich gewesen zu sein.

KARINSKI. Beliebt es Ihnen, damit zu behaupten, daß es eine Zudringlichkeit ist, wenn der Oberleutnant Karinski irgend ein Mensch vom Theater zum Souper einladen will?

PAUL erhebt sich und schlägt Karinski ins Gesicht. Bube!

KARINSKI greift nach seiner linken Seite, als wenn er den Säbel trüge — dann will er sich auf Paul stürzen, wird von Rohnstedt und Vogel zurückgehalten. Große Bewegung auch an den anderen Tischen.

ROHNSTEDT. Komm, komm!

KARINSKI. Laßt mich, ich will ihn — ich will —

VOGEL. Komm, jetzt kannst du nichts tun.

Wachsende Bewegung, die Leute an den Tischen ringsum haben sich erhoben.

WELLNER zu Paul. Komm jetzt, hörst du, Paul! Gott, hättest du dich doch — Komm!

POLDI. Hast nicht anders tun können. Er hat dich provoziert. Du hättest ihm schon früher —

Sie entfernen sich gegen die rechte Seite zu. Um Karinski herum stehen viele Leute. Rohnstedt und Vogel reden auf ihn ein. Entfernen sich.

PAUL ist wieder ganz ruhig geworden. Gewiß hab' ich recht getan —

POLDI. Ich brauch' dir nicht zu sagen, daß du auf mich rechnen kannst.

WELLNER. Auf mich natürlich auch.

PAUL sieht beide eine Weile an. Ach so. Ich danke euch sehr. Aber jetzt laßt mich allein. Auf Wiedersehen. *Er geht rasch.*

POLDI. Paul!

WELLNER. Laß ihn. Es ist vielleicht besser. Er wird jetzt ein wenig allein sein wollen.

POLDI. Na ja, im ersten Moment regt einen so 'was schon auf.

WELLNER. Die Sache ist verdammt ungemütlich, mein lieber Poldi!

POLDI. Freilich, freilich.

WELLNER. Es ist kaum denkbar, daß die Sache für Paul gut ausgeht.

POLDI korrekt und gleichgültig. Freilich, aber da läßt sich nichts machen.

Vorhang.

Ebenerdiges Zimmer in der kleinen Landwohnung Pauls. Einfaches Möblement. Zwei Türen, rechts und links; zwei Fenster, die offen sind, gehen auf den Garten. Im Hintergrunde sieht man das Gartengitter mit der Tür. Es ist morgens, nach acht.

PAUL ist allein, er lehnt halb sitzend auf der Brüstung des Fensters links, schaut in den Garten hinaus, raucht eine Zigarette. Gleich nachdem der Vorhang aufgeht, sieht man hinten POLDI GREHLINGER und DOKTOR WELLNER durch die Gartentür kommen. Paul winkt ihnen freundlich mit der Hand zu, entfernt sich vom Fenster, lächelt vor sich hin, geht durch die Tür links, kommt gleich mit den beiden herein. Man hört sie schon draußen die ersten Worte sprechen.

WELLNER. Na, grüß' dich Gott, mein Alter.

POLDI. Wo bist denn gestern noch hin? Wir haben dich überall gesucht; du warst nicht zu finden.

WELLNER. Wir hätten gern gleich mit dir einiges besprochen — begreiflicherweise —

POLDI. Na also, du bist ja ganz gut beisammen. Das freut mich.

WELLNER. Wir haben übrigens nicht viel Zeit zu verlieren, denn die Zeugen von Karinski können jeden Augenblick da sein.

PAUL. Sie sind schon dagewesen.

WELLNER lebhaft. Ah! Nun, du hast doch —

POLDI. Du hast dich doch unserer erinnert?

PAUL. Kinder, es ist ja scharmant, daß ihr mir in aller Früh' einen Besuch macht, aber ich brauch' euch nicht.

POLDI. Pardon, aber —

PAUL. Ich denke nämlich nicht im Traum daran, mich zu schlagen.

WELLNER. Was? }
POLDI. Wie? }

PAUL lachend. Ja.

WELLNER. Das hast du den Herren gesagt?

POLDI. Geh, Paul, die Geschicht' ist wirklich zu ernst zum Spaßmachen.

PAUL. Aber ich spaße durchaus nicht. Es ist, wie ich euch sage. Rohnstedt und Vogel haben die Forderung überbracht, und ich habe sie abgelehnt.

WELLNER. Ja, um Gottes willen, Paul, bist du denn bei Sinnen?

PAUL. Vollkommen.

POLDI findet keine Worte. Ja, ja. *Mechanisch.* Das hab' i nit gern.

WELLNER. Ja, Paul — *Sucht.* Es kann doch um Gottes willen nicht dein Ernst sein.

POLDI. Ich glaub' halt noch immer, du machst ein' Witz, obzwar — ich muß wiederholen — es ist nicht der richtige Moment.

PAUL fast ärgerlich. Aber es ist mein heiliger Ernst. Die Sache ist doch so einfach als möglich. Er hat sich benommen wie ein Bube, und ich hab' ihn behandelt wie einen Buben. Damit ist die Sache für mich abgetan.

WELLNER. Ja, entschuldige, das hast du den Herren gesagt?

PAUL. Jawohl, das hab' ich.

WELLNER. Und die haben das so hingenommen?

POLDI fachmännisch. Pardon, die haben ja vorläufig nichts anderes tun können.

WELLNER. Aber Paul, das ist ja nicht möglich! Das ist doch nichts, was man so ohne weiteres auf sich beruhen lassen kann. Wenn man einen Menschen beleidigt hat wie du den, so muß man denn doch dafür die Verantwortung übernehmen.

PAUL. Das heißt die Verpflichtung, sich niederschießen zu lassen?

WELLNER. Ah, man stirbt nicht gleich.

PAUL sehr kräftig. Aber ich hab' auch nicht Lust, mir nur ein Haar krümmen zu lassen — versteht ihr mich.

WELLNER. Man wird finden, daß du dein Leben sehr lieb hast!

PAUL. Man wird sehr recht damit haben. Ich finde es so schön, so . . . *heiter* jedenfalls viel zu schön, um es aus einem solchen Grunde zu riskieren.

POLDI. Wir finden's auch schön. — Aber das würde uns nicht abhalten *sich an Wellner wendend*, was, Doktor — das würde uns nicht abhalten, es erforderlichenfalls in die Schanze zu schlagen.

PAUL. Aber wofür? Darauf kommt es doch auch ein wenig an, denke ich!

WELLNER. Ganz gut. Es gibt ja Leute, die sich hinter diesen Vorwand zurückziehen könnten! Aber es ist zu bedenken, daß du vorläufig noch nie Gelegenheit gehabt hast, deinen Mut auf irgend eine Weise zu betätigen.

POLDI. Das ist sehr richtig. Du hast meines Wissens noch keinen Feldzug mitgemacht.

PAUL. Gewiß: ich hab' noch nicht einmal ein Kind aus dem Wasser gerettet. Aber darin kann ich noch keinen genügenden Grund sehn, meinen Mut zu beweisen, indem ich mich vor die Pistole eines Buben stelle.

POLDI sehr verzweifelt. Ja, ja — das hab' i nit gern.

WELLNER. Bitte, mein lieber Paul, überlege gefälligst, daß du absolut keine Ausrede hast.

PAUL. Hab' ich nach einer gesucht? Ich will nicht. Punktum.

WELLNER. Pardon — ich meine das so: du bist durch nichts gebunden. Du hast keine Eltern mehr, du hast keine Geschwister, bist nicht verheiratet —

POLDI. Ja. Du stehst sozusagen ganz allein in der Welt.

PAUL mit Humor. Ich hab' ja meine Freunde.

POLDI. Na, auf uns brauchst du gar keine Rücksicht zu nehmen. Du hast ganz freie Verfügung über dich.

PAUL. Die wird mir soeben abgestritten.

WELLNER. Du weißt ja, wie's gemeint ist: du hast keine Verpflichtung — gegen niemand — du kannst nicht sagen, daß du dich für irgend jemand erhalten mußt.

PAUL. Für mich, mein Lieber, für mich! Nicht nur Verpflichtungen binden uns ans Leben, oh nein.

POLDI. Was reden wir denn da so herum. Das ist ja geradezu komisch. Wir sind doch Männer, um Gottes willen. Es handelt sich doch darum, daß du einen Offizier beleidigt hast.

PAUL lächelnd. Bitte sehr — gezüchtigt.

POLDI. Ich bitte dich, laß mich jetzt aus mit deinen philosophischen Unterscheidungen. Die brauchen wir nicht; wir haben ja gottlob was viel Besseres, den Kodex.

PAUL fast belustigt. Was ist besser?

POLDI. Na, den Duellkodex haben wir! Und nach dem hast du einen Gentleman beleidigt, durch Schlag beleidigt, also nach dritter Art, bitte! — ergo mußt du dich schlagen, wenn du ein Gentleman bist. So ist es einmal und du wirst daran nichts ändern. Hättest du dir's früher überlegt.

WELLNER. Ja, Poldi hat ganz recht.

POLDI. Wenn der Oberleutnant seinen Säbel bei sich gehabt hätte, hätte er dich so wie so auf dem Fleck zusammengehaut.

WELLNER. Wir leben nun einmal innerhalb eines Kreises, in dem diese Anschauungen maßgebend sind, und es ist nicht möglich, sich darüber hinwegzusetzen. Du darfst es so wenig wie ein anderer.

PAUL. Ich darf nicht?

POLDI. Natürlich darfst du nicht. Ich versteh' überhaupt nicht, wie man so lange über einen so klaren Fall disputieren kann. Wir leben ja, wie der der Doktor gesagt hat, in einem Kreis und so weiter, wir sind ja gottlob nicht Leute, die sich herumprügeln wie die Hausknecht'. Wir haben doch einen Kodex, Gott sei Dank, da steht alles drin. Wenn wir schon davon reden wollen, du hast dich schon gestern inkorrekt benommen.

PAUL. Ah!!

POLDI. Gleich wie der Oberleutnant angefangen hat, dich anzugehen, *erklärend zu Wellner* gleich wie er

ihn gefragt hat, warum er lächelt und so weiter, *wieder zu Paul gewendet* gleich da hättest du dich ihm zur Verfügung stellen sollen. Natürlich — ich bin ja vielleicht ein bissel übertrieben in diesen Sachen — aber ich bin einmal so. Wenn mir einer ein Wörterl sagt, das mir nicht paßt, mach' ich mein Buckerl und schick' ihm meine Zeugen.

WELLNER. Geh, das gehört ja jetzt nicht her.

POLDI. Pardon, ich muß ja mein' Standpunkt klarlegen.

WELLNER abschließend. Das Wesentliche für dich, Paul, ist nur das eine: Wenn du tatsächlich darauf beharrst, die Genugtuung zu verweigern — *hält inne, wie fragend.*

PAUL. Ich beharre darauf.

WELLNER. Nun, dann machst du dich absolut unmöglich.

POLDI. Jawohl, das ist aber mild ausgedrückt.

PAUL. „Unmöglich"??

WELLNER. Rechtlos machst du dich selbst damit innerhalb des Kreises, in dem du bisher gelebt.

POLDI. In der ganzen gebildeten Welt, kann man sagen.

WELLNER. Jeder darf dich insultieren, ohne daß du überhaupt noch wagen darfst, ritterliche Genugtuung zu fordern.

POLDI. Zu deutsch: du bist satisfaktionsunfähig.

PAUL. Ihr redet so ins Blaue. Durch wen kann ich mich je insultiert fühlen? Ist denn meine Ehre in jedermanns Hand, dem es gerade Spaß macht, sie anzugreifen? Nicht auf das, was uns geschieht, auf das, was wir tun, kommt's doch an! Und wenn mich einer insultiert, kann er eben nur ein Narr oder ein Betrunkener sein, und das ist mir gleichgültig.

POLDI. Oho, oho, es braucht einem, der kein Narr und nicht betrunken ist, nur beizufallen, sich deines Benehmens im vorliegenden Falle zu erinnern und auf Grund dessen zu behaupten, daß du — *zögert.*

PAUL. Nur heraus!

POLDI. Oh, ich weiß, daß ich nichts zu befürchten habe.

WELLNER unwillige Gebärde.

PAUL lachend. Ach so. *Mit sich steigender Heftigkeit.* Nun, ich stelle es jedem anheim, für den ich durch meine Weigerung schlechter geworden bin, als ich war, auf den weiteren Verkehr mit mir zu verzichten. Und wenn du der erste bist — meine Tür ist offen — ich hindere dich nicht daran, dich sofort zu entfernen.

POLDI will auffahren, dann gezwungen lächelnd. Ja richtig. Unter den obwaltenden Umständen kann ich den Abbruch unserer bisherigen Beziehungen nur mit besonderer Freude begrüßen. *Zu Wellner.* Grüß' dich Gott! *Korrekte Verbeugung; geht ab.*

PAUL, WELLNER.

Kurze Pause.

PAUL. Wenn du auch findest, daß man nicht mehr mit mir verkehren kann — *Geste, daß er ihn entläßt.*

WELLNER. Ach, laß das doch .— Aber es werden's manche, *sehr lebhaft* alle werden's so machen.

PAUL. Nun, das soll mir die Laune nicht stören. Ohne die verschiedenen Poldis werde ich existieren können.

WELLNER. Du stellst dir das leichter vor, als es ist. Du wirst es doch spüren.

PAUL. Also — ehrlich gesprochen, du selbst wünschest eigentlich dieses Duell?

WELLNER. Das ist doch — *Pause.* Ich kann mir nicht helfen, ich hätt's lieber, wenn du losgingst.

PAUL. Aber Mensch, jetzt sind wir unter uns. Bist du wahrhaftig der Ansicht, daß man jede Infamie entweder stillschweigend dulden oder mit seinem Leben dafür einstehen muß?

WELLNER. Ja, wie soll denn sonst ein Mensch, wie zum Beispiel dieser Karinski, zu seiner Genugtuung kommen?

PAUL. Er soll es eben nicht.

WELLNER ärgerlich. Ach, ich bitt' dich! Wenn dir das Mädel gleichgültig wäre, hättest du dich nicht gerührt.

PAUL. Das mag ja sein.

WELLNER. Nun also. — Und wenn man wirklich über solche Auffassungen erhaben ist, wie sie jetzt einmal unter Ehrenmännern gebräuchlich sind, so läßt man einen Menschen, wie den Karinski, reden, was er will, und geht seiner Wege. Das hättest du von mir aus ruhig tun können. Aber im Augenblick, wo du dich selbst beleidigt fühlst und selbst zu hauen anfängst, — stellst du dich genau auf denselben Standpunkt, wie der andere, und darfst dich nicht hinter Prinzipien und angeblich allgemein menschliche Anschauungen zurückziehen.

PAUL rubig. Du irrst dich. Ich habe mich weder beleidigt gefühlt, noch habe ich mich auf irgend einen Standpunkt gestellt. Ich bin einfach empört gewesen, und wie einer, der empört ist, hab' ich gehandelt.

WELLNER. Nun — siehst du!

PAUL. Gewiß! — Ich habe ja nie behauptet, daß ich ein Engel bin! Ich bin ein Mensch, und was ich getan habe, das ist menschlich, und jeder wird es begreifen. Was aber jetzt von mir gefordert wird, ist Unsinn. Er einen Schlag, den er verdient hat — und ich dafür vielleicht den Tod, den ich gewiß nicht verdient habe? Nein — das scheint mir durchaus nicht das richtige Verhältnis.

WELLNER. Der Schlag aber bedeutet nicht den Schlag, sondern eine tödliche Beleidigung, wie du sehr wohl weißt.

PAUL. Was mir in dem Duell geschähe, würde nichts bedeuten, sondern etwas sein ... und das ist ein wesentlicher Unterschied.

WELLNER. Du denkst an nichts, als an die Gefahr, in der du schwebst. Wenn man nachträglich so vorsichtig ist, so hat man kein Recht, vorher so unüber-

legt zu sein, besonders aus rein persönlichen Gründen. Warum sind wir andern nicht empört gewesen?

PAUL. Das ist euer Fehler, nicht der meine. Wenn ihr euch von eurem ehrlichen Gefühl leiten ließet, nicht von eurer Kodexphilosophie, so hättet ihr alle gestern diesen Menschen von unserem Tische wegjagen müssen und ihn für ehrlos erklären — nicht mich, weil ich mich nicht mit ihm schlage. Das ist ja zu dumm.

WELLNER. Es ist gar nicht dumm, es hat sogar einen tiefen Sinn. Wir sind Männer, mein Lieber; und darum müssen wir mit unserem Blute einstehen für das, was wir sagen und tun. Wohin käme es denn sonst? Wenn jeder sich so benähme wie du?

PAUL. Tät' es doch jeder — so braucht' es bald niemand mehr zu tun! Aber die Komödie vom Mannesmut und von der Verachtung des Lebens muß weitergespielt werden.

WELLNER. Komödie ... Der Mut!? ...

PAUL. Jawohl; eine ganz niederträchtige noch dazu. Wer setzt denn sein Leben gern aufs Spiel, solange er Grund hat, es zu lieben? Kein Mensch. Setzt man's aber aufs Spiel, ohne es zu lieben, wo steckt dann der Mut?

WELLNER. Lächerliche Sophisterei. Du wirst mit dieser armseligen Weisheit nicht das Heldentum aus der Welt schaffen — und uns werden immer nur die als Männer gelten, die fähig sind, das zu tun, was du so gering achtest: ihr Leben einsetzen.

PAUL. O ja! Aber es fragt sich: wofür! — Für eine heilige Überzeugung, für eine große Idee — für alles, woran man nur selbst mit seinem Herzen oder mit seinem Verstande glaubt — begebe man sich in Gefahr und Tod; — ich werd' es verstehen und werd' es vielleicht manchesmal schön finden. Aber mich in dieses blödsinnige Duell hineinhetzen lassen — welchen Anlaß gäb' es dazu? Hab' ich eine schwere Schuld begangen, die nur so gesühnt werden kann? Muß es

etwa entschieden werden, wer der Bessere von uns beiden ist, Herr Karinski oder ich — oder könnte es so entschieden werden, wenn es zweifelhaft wäre? Nütze ich irgend einem guten Menschen, oder einem guten Werke, wenn ich mich schlage? Nein, nein und tausendmal nein! Nur um bei euch nicht als feig zu gelten, würde ich dieses Spiel um mein Dasein wagen — und ich sage dir, der Preis ist mir nicht hoch genug. Und wenn es auch Wahrheiten gibt, die den Einsatz eines Lebens wert sind . . . die Wahrheit, mein lieber Freund, die ich dem Oberleutnant Karinski ins Gesicht geschlagen habe, soll etwas billiger gewesen sin.

WELLNER, PAUL. ANNA rasch herein.

WELLNER für sich. Das hätt' ich mir denken können!

PAUL. Anna!

ANNA. Gott sei Dank, daß Sie da sind!

PAUL. Sie sind ja ganz außer Atem, Fräulein! — Bitte, setzen Sie sich doch.

ANNA. Mit den Förmlichkeiten verschonen Sie mich jetzt lieber. Sagen Sie mir, ob es wahr ist, daß Sie sich mit diesem Oberleutnant Karinski schlagen wollen.

PAUL. Was fällt Ihnen ein?

ANNA. Man hat mir ja erzählt, was zwischen Ihnen vorgefallen ist. Und kein Mensch im Theater hat mir geglaubt, daß ich noch nichts davon weiß. — Also sprechen Sie doch — *Plötzlich mit Hoffnung.* Es ist am Ende schon vorbei —?

WELLNER. Das dürfte man Ihnen ja sagen, Fräulein.

PAUL. Es wird überhaupt nicht stattfinden — glauben Sie mir doch.

ANNA. Denn vorher darf man nichts davon sagen . . . natürlich. — Man ist verpflichtet, mir die Wahrheit zu verschweigen. Das gehört so mit dazu. Aber ich sage Ihnen, daß ich auf all den Unsinn nichts halte,

verstehen Sie mich. Und da es sich um mich handelt in der ganzen Sache, ist es mein gutes Recht, mich darum zu kümmern, und ich — verlassen Sie sich darauf — ich werde es nicht dulden, daß Sie um meinetwillen — o Gott! — für mich *allmählich in stärkerer Erregung.* Sie für mich mit diesem Menschen — es ist zum Tollwerden.

WELLNER. Sie haben allen Grund vernünftig zu bleiben, mein Fräulein.

ANNA sieht Wellner an. Es darf auch nicht geschehn. Ich werde vor Ihrem Hause Wache halten,

PAUL lächelnd. Aber diese strengen Maßregeln sind durchaus nicht notwendig. Ich schlage mich nicht.

ANNA mit einer plötzlichen Idee. So haben Sie hier nichts mehr zu tun?

PAUL. Nein.

ANNA. Wenn das wahr ist, so begleiten Sie mich nach Wien.

PAUL. Sie bleiben also nicht hier?

ANNA. Antworten Sie mir, ja?

PAUL. Gewiß fahre ich mit Ihnen — sehr gern.

ANNA. In einer Stunde?

PAUL. Wann Sie wollen.

WELLNER. Ich werde dich jetzt verlassen, Paul; und da wir uns wahrscheinlich lange nicht sehen werden —

PAUL betreten. Warum lange?

WELLNER. Es ist wohl anzunehmen — es ist zum mindesten möglich. — Also leb' wohl, und glückliche Reise. *Er reicht ihm nicht ohne Bewegung die Hand.*

ANNA. Einen Augenblick, Herr Doktor. *Betretene Pause.* Ich weiß, warum Sie in dieser Weise gehen.

WELLNER. O, bitte —

ANNA. Ich liebe Ihren Freund nicht und habe auch nicht die Absicht, es ihn glauben zu machen. Aber auch wenn man einen Menschen nicht liebt, kann der Gedanke peinlich sein, daß man der unschuldige Anlaß zu seinem Unglück sein könnte. Sie begreifen das vielleicht?

WELLNER. Gewiß.

ANNA. Und so tut man eben, was am nächsten liegt, nicht wahr, was man für gut hält, nicht wahr?

PAUL. Wem fällt es ein, daran zu zweifeln!

WELLNER. Ich habe mir gewiß nicht gestattet —

ANNA. Sie gestatten sich zu denken, daß ich zum mindesten die Gelegenheit gut benütze.

PAUL. Anna —

ANNA. Ich weiß, daß es so ist.

WELLNER. Man trägt ja keine Verantwortung für Gelegenheiten, die sich bieten.

PAUL. Wellner! —

WELLNER. Ich bitte sehr um Entschuldigung — nicht ich habe das Gespräch dahin geführt. Adieu. *Ab.*

PAUL, ANNA.

PAUL. Warum haben Sie das gesagt, Anna? Mußten Sie sich gegen irgend einen Vorwurf verteidigen?

ANNA. Ich hab' nicht anders können. Sehn Sie denn nicht, daß ich mit meiner Kraft zu Ende bin? Ich kann mir nichts mehr gefallen lassen — alles in mir zittert ja. Jetzt komme ich da herauf zu Ihnen, halb tot vor Angst, — das werden Sie mir wohl glauben — und da steht nun Ihr Freund daneben und denkt sich: Ah, die spielt nicht übel Komödie! —

PAUL. Ist Ihnen denn nicht gleichgültig, was die Leute denken?

ANNA. Ihnen, ja Ihnen braucht nichts an den Leuten zu liegen, das weiß ich schon. Aber ich, ich brauch' sie, ich muß unter ihnen sein — und mich quälen alle. Ich halt's nicht aus.

PAUL. Mich quälen sie auch. Wären Sie nur dabei gewesen, was ich jetzt alles hab' hören müssen.

ANNA. Warum?

PAUL. Nun, weil ich mich nicht schlage. Seien Sie überzeugt, das war mit ein Grund, daß mein alter Freund so von mir fortgegangen ist. Kein Ehrenmann

wird mit mir verkehren, weil ich mich mit einem Lumpen nicht schlage. Aber Sie sehen, man muß sich nicht fügen, man muß nur über sie lachen können.

ANNA. Ich — und Sie — das ist doch was ganz anderes. Sie sind ein Mann und außerdem auf niemand angewiesen. Sie können sicht leicht über alles hinwegsetzen, sie können leicht lachen.

PAUL. Sagen Sie ein Wort, und Sie sind alle Sorgen los.

ANNA. Wieder das — und immer wieder das?!

PAUL. Und warum nicht? Weil es Leute gibt, die sagen könnten — *unterbricht sich* — aber Sie wissen doch, daß es nicht wahr wäre. — Was wollen Sie denn eigentlich tun?

ANNA. Sie haben es ja gehört.

PAUL. Nach Hause fahren?

ANNA. Ja. Mit Ihnen.

PAUL. Gut. Und was dann?

ANNA. Dann bin ich eben bei meiner Mutter, über'n Sommer.

PAUL. Schön. Und dann —?

ANNA. Ja — dann . . . geh' ich natürlich wieder in irgend ein Engagement.

PAUL. Und die Geschichte fängt wieder von vorne an.

ANNA. Ja.

PAUL. Und Sie werden es wieder nicht ertragen.

ANNA. Ich werd' es müssen. —

PAUL. Nur werden Sie eines Tages zu Ihrem Erstaunen bemerken, daß Sie die Geliebte irgend eines Komödianten oder Leutnants geworden sind.

ANNA zuckt zusammen.

PAUL. Das ist es ja, was Sie mir selbst immer sagen.

ANNA. Wie das aus Ihrem Munde geklungen hat! — Nein! Ah — nein! — Es muß nicht dahin kommen, es ist nicht wahr. Ich hab' nur hier, an dieser elenden Schmiere, vergessen, daß ich doch im Grunde meine Kunst habe. Erinnern Sie sich nur, was Sie mir selbst früher für eine Zukunft prophezeit haben!

PAUL sieht vor sich hin.

ANNA. Erinnern Sie sich denn nicht? Wie Sie oft am Abend bei uns waren und ich Ihnen meine Rollen vorgespielt habe . . .

PAUL. Oft! — Ich war höchstens fünfmal in Ihrem Hause.

ANNA. Es war nur — Ja, Sie haben recht. Nun — und glauben Sie jetzt nicht mehr, daß was aus mir werden kann?

PAUL. Sagen Sie mir lieber: Sehnen Sie sich noch so sehr darnach, wie damals, als ich Sie Ihre Rollen überhörte?

ANNA lächelnd. Ich hab' es mir einfacher vorgestellt. Aber es wird schon werden. Sie sollen sehn. Ich werde ja so fleißig sein, jetzt, wenn ich nach Wien komme.

PAUL. Soll ich wieder kommen, die Rollen überhören?

ANNA. Ach Gott, wär' das schön!

PAUL. Das kann ich ja tun! — Und im Herbst fliegen Sie mir wieder davon.

ANNA. Sie können ja mit.

PAUL. Als Ihr Sekretär, wie? Eine schöne Stellung. Da möcht' ich Ihnen doch lieber einen anderen Vorschlag machen.

ANNA. —?

PAUL. Wie wir auch beisammen bleiben könnten, ohne daß ich mich in einer so abhängigen Stellung befände. Allerdings — die große Karriere wäre damit abgeschnitten —

ANNA. Nun?

PAUL. Aber Sie werden nicht erschrecken?

ANNA. Nein.

PAUL ihre beiden Hände nehmend. Anna, werden Sie meine Frau.

ANNA erschrocken. Aber — ich liebe Sie ja nicht — ich liebe Sie ja nicht.

PAUL. Und haben auch nicht die Absicht, es mich glauben zu machen, ich weiß. Versuchen Sie doch

einmal, einen Augenblick nicht an die anderen Leute zu denken, ja? Daß ich zufällig kein armer Teufel bin, ist fatal — aber setzen Sie sich darüber hinweg. Ich ertrag' es nicht — ein für allemal, Sie weiter in diesen Verhältnissen zu sehen. Ich leide darunter, ich möchte manchmal weinen vor Zorn, daß Sie die Launen und die Niedrigkeiten aller dieser Menschen zu dulden haben. Sie taugen nun einmal nicht dazu, ich sag' ja nicht, daß Sie besser sind als die anderen, wenn Sie das nicht hören wollen. Aber Sie brauchen eine andere Art von Existenz, — das fühlen Sie selbst, und ich kann sie Ihnen bieten, Anna —

ANNA. Sie sind so gut.

PAUL. Ich sage Ihnen ja nicht mehr. Ich sag' Ihnen nicht, daß ich Sie anbete, obwohl ich es vielleicht längst tue. Aber was sollen uns denn immer die dummen Worte. Auf die kommt es doch gar nicht an. Wir sind einander notwendig geworden, wie es scheint, wir zittern eines für das andere, warum sollen wir wieder von einander gehen?

ANNA. Ich kann Ihnen nicht gleich antworten — es muß ja auch nicht auf der Stelle sein. Ich nehme an, Sie haben mir noch nichts gesagt — so ist es am besten! — Sie haben mir noch nichts gesagt —

PAUL. Ah, darauf geh' ich nicht ein. Ich bin ja so froh, daß ich mich durch die Versicherung Ihrer Gleichgültigkeit nicht habe einschüchtern lassen. Fangen Sie nicht an zu merken, daß Sie durchaus nicht gleichgültig sind?

ANNA. Ich weiß nicht. Ich bin — ich bin wie erstarrt. *Sie hält die Hände vor den Augen.*

PAUL. Das dauert nicht lang. *Nimmt ihre Hände leise fort.* Sie sind bei mir. Das fassen Sie doch? Und wir reisen heute zusammen von hier weg. Und von diesem Augenblick an bleiben wir zusammen, das ganze Leben. Ahnen Sie, was das bedeutet? Wir zwei — Sie und ich! Ah, wir werden die glücklichsten Menschen sein, die es gibt! — Wenn wir zwei es nicht sein sollten!

Bedenken Sie nur: nichts auf der Welt bindet uns, wir können machen, was wir wollen!

Währenddem sieht man die Gartentür öffnen, Wellner und Rohnstedt bereintreten, langsam dem Hause sich nähern.

Wir werden ihnen weit davon fahren, allen diesen Narren und Tröpfen, die uns die Existenz verleiden wollen. Ah, was wird das für eine Wonne sein! Und die ganze Welt werd' ich dir zeigen, das viele Schöne, das es überall gibt, und von dem du gar nichts weißt! Wo bist du denn schon gewesen, was hast du schon gesehn? Nichts, nicht wahr, gar nichts. Mein armes, liebes Kind.

ANNA in Tränen Paul! Paul!

PAUL. Mein geliebtes Kind! *Wie er ihr beinahe zu Füßen sinkt, klopft es — er erhebt sich rasch; ruft:* Herein!

Wellner tritt ein.

PAUL, ANNA, WELLNER.

WELLNER. Du mußt entschuldigen, daß ich nochmals komme. Aber ich bin nicht allein. Oberleutnant Rohnstedt ist bei mir.

PAUL höchst erstaunt. Wie ist das möglich?

ANNA. Wer?

WELLNER. Es ist so. Ich wundere mich nicht weniger als du.

PAUL. Ja, ich weiß wahrhaftig nicht. — Soll ich ihn überhaupt —

WELLNER. Es liegt gewiß kein Grund vor, ihn nicht zu empfangen.

ANNA. Er kommt von — ihm —?

PAUL. Sie können trotzdem ganz ruhig sein.

ANNA. Ja, was haben Sie denn jetzt noch mit ihm zu schaffen?

WELLNER etwas irritiert. Es geht doch nicht an, ihn antichambrieren zu lassen.

PAUL. Gleich. — *Zu Anna.* Aber Anna, glauben Sie, daß ich jetzt — wo ich — *in plötzlicher Zärtlichkeit* jetzt, wo ich dich habe ... Sei ganz ruhig. Aber empfangen muß ich ihn.

ANNA. Sie haben jetzt auch nicht mehr das Recht, über sich so frei zu verfügen.

PAUL. Ich weiß. Gehn Sie gleich hier durch den Garten. In einer Stunde bin ich bei Ihnen, und wir fahren zusammen fort. *Da sie zögert.* Ich versprech's dir.

ANNA ihm in die Augen schauend. Auf Wiedersehn! *Ab links.*

WELLNER der schon ungeduldig wird. Ich führe ihn gleich herein. *Ab rechts; kommt sofort mit Rohnstedt wieder.*

*PAUL, WELLNER, ROHNSTEDT.**)

WELLNER verbeugt sich und will sich entfernen.

PAUL. Ich habe nichts mit dem Herrn Oberleutnant zu besprechen, was vor dir ein Geheimnis bleiben müßte.

ROHNSTEDT. Ich bitte sehr.

PAUL stumme Bewegung, lädt Rohnstedt ein, Platz zu nehmen.

ROHNSTEDT. Es mag Sie befremden, mich noch einmal hier zu sehen — *zögernd.*

PAUL stumm beistimmend.

ROHNSTEDT. Aber es steht so Wichtiges auf dem Spiel, daß ich von Formalitäten absehen darf, die doch nichts nützen können. Haben Sie also die Güte, anzunehmen, daß ich nicht in einer offiziellen Mission vor Ihnen stehe, was ich ja gewiß nicht mehr dürfte.

PAUL. Es handelt sich also nicht mehr um die An gelegenheit, welche heute morgen zwischen uns besprochen wurde?

ROHNSTEDT. Gewiß handelt es sich um die selbe; ich finde es aber notwendig — wie soll ich sagen — mich auf einen anderen Standpunkt zu stellen; nicht auf den, zu welchem ich als Offizier verpflichtet bin . . . wäre. *Wärmer.* Lassen Sie uns einfach als Menschen miteinander reden.

---

*) Die folgende Szene ist gegenüber der ersten Fassung erheblich geändert.

PAUL. Ich glaube das immer zu tun.

ROHNSTEDT. Nicht jeder darf es immer. Auch diesmal dürfte ich es nicht. *Ernst.* Aber ich will keine Schuld auf mich laden, die mir schwerer erschiene, als den Komment zu verletzen; die, einen Kameraden rettungslos zugrunde gehen zu lassen.

PAUL schweigt und hört mit verbindlichem Ausdruck weiter zu.

ROHNSTEDT mit einem plötzlichen Entschluß. Nun, ich begreife, daß Sie keine Lust haben, sich in eine Gefahr zu begeben, um so mehr, als Sie im Recht gehandelt zu haben glauben.

PAUL. Gehandelt haben; *sehr freundlich* nachdem wir ja als Menschen miteinander reden.

ROHNSTEDT. Gut. Ich selbst finde, daß Karinski zu weit gegangen ist — und ich halte es nicht für unmöglich, daß er das so gut weiß wie wir alle. Aber das hilft uns jetzt nicht mehr. Er muß sich schlagen.

PAUL mit leichter Ungeduld. Pardon, aber ich dachte, das sei bereits erledigt.

ROHNSTEDT. Ich bitte Sie, mich weiter anzuhören. Wenn Sie darauf bestehen, sich nicht mit ihm zu schlagen, ist er ruiniert. *Auf einen gleichgültig fragenden Blick Pauls.* Er muß quittieren.

PAUL. Sie entschuldigen, wenn mich das nicht genügend erschüttert.

ROHNSTEDT. Schimpflich quittieren, das heißt für ihn: das Ende. Ich weiß es, wenn er auf diese Weise seinen Abschied nehmen muß, kann er nicht weiter leben.

PAUL schweigt.

ROHNSTEDT. Und er ist nun einmal mein Kamerad. Man spürt zuweilen, daß es doch etwas bedeutet, mit einem Menschen von frühester Jugend an zusammen gewesen zu sein, wenn auch ... Ich kann nicht ruhig zuschaun und keinen Finger rühren, wenn solche Möglichkeiten drohen; ich kann es einfach nicht. Und darum komme ich noch einmal zu Ihnen und bitte Sie: Nehmen Sie das Duell an! Es bleibt mir ja nichts anderes übrig.

PAUL entschieden. Herr Oberleutnant, mein Erstaunen ist grenzenlos. Glauben Sie denn im Ernst, daß diese Gründe für mich maßgebend sein können? Glauben Sie, ich bin gelaunt, für die fixe Idee des Herrn Oberleutnants Karinski, ohne Charge sein Leben nicht weiter führen zu können, das meine aufs Spiel zu setzen? Ich erkenne ihm das Recht nicht zu, mich zu töten —

ROHNSTEDT aufstehend. Sie aber töten ihn! Glauben Sie, daß Sie dazu das Recht haben?

PAUL. Wer darf das sagen? Mir ist einer über den Weg gelaufen, den ich gezüchtigt habe, wie er es verdient hat. Das war alles, was ich mit ihm zu schaffen hatte. Wer darf es wagen, mir die Verantwortung für das aufzubürden, was noch kommen kann? Ich kann ihm so wenig seine Ehre geben, als ich sie ihm nehmen konnte. Nicht dadurch, daß er den Schlag bekommen, dadurch, daß er ihn verdient hat, hat er sie verloren. Grade dieser Mensch, der soviel auf das hält, was Sie Ehre nennen, hat die Ehre eines anderen Wesens leichtfertig besudelt.

ROHNSTEDT. Wir wissen, daß das sein Unrecht war; aber lassen Sie es ihn doch nicht so entsetzlich büßen.

PAUL. Nicht ich spreche ihm das Recht ab, weiter zu leben; ein Wahn spricht ihm das ab, mit dem ich und alle menschliche Vernunft nichts zu tun haben.

ROHNSTEDT. Für Sie ist es ein Wahn, andere sind in diesem „Wahne" aufgewachsen. Was Ihnen Wahn ist, ist für andere das Element, in dem sie leben. Sie können nicht sagen, daß Ihnen das unbekannt ist. Sie haben gewußt, wem Sie gegenüberstehen. Bedenken Sie, was Sie tun, bedenken Sie, was Sie verweigern.

PAUL. Es ist bedacht. Ich habe keine Lust, in diesem Gewirr von Lügen mitzutaumeln. Ich sage nein, zum letztenmal nein.

ROHNSTEDT. Weiter in Sie zu dringen, ist mir natürlich nicht möglich. Trotzdem muß ich sagen, ich

beklage das sehr, in unser aller Interesse — mehr kann ich — auch als Mensch — nicht sagen. *Verbeugt sich und geht ab.*

PAUL, WELLNER.

Große Pause.

WELLNER. Und nun — hole deine Braut ab und reise ab.

PAUL nicht sehr bestimmt. So war es meine Absicht.

WELLNER. Aber rasch, wenn du einen letzten Rat von mir annimmst.

PAUL. Das wird wohl mir überlassen sein.

WELLNER. Nicht so ganz.

PAUL. Was soll das bedeuten?

WELLNER. Das fragst du noch? Hast du Rohnstedt nicht verstanden? Und auch, wenn er nichts gesagt hätte. Aber seine letzten Worte waren eine Warnung — eine Drohung.

PAUL. Ich weiß.

WELLNER erregt. Nun also. Hast du auch nur eine Sekunde glauben können, daß Karinski das so hinnehmen wird?

PAUL. Für ihn ist in dieser Sache nichts mehr zu gewinnen.

WELLNER. Nichts mehr zu verlieren, das bedenke. Rohnstedt hat das rechte Wort gesagt. Der Mann ist ruiniert. Er riskiert nichts mehr, was immer er unternimmt. Er ist zu allem fähig. Nachdem du ihm — wir nennen's nun einmal so — die ritterliche Genugtuung verweigert hast — wird er —

PAUL. Was wird er?

WELLNER. Ich rate dir wegzufahren, so eilig als möglich, und nicht mehr zurückzukommen.

PAUL. Du bist wohl nicht bei Sinnen?

WELLNER. Es war ja deine Absicht, was hält dich noch zurück? Hier ist ein Mensch, den du vernichtet hast.

PAUL. Den ich vernichtet habe?

WELLNER. Hast du's etwa nicht getan? Ihm bedeutet seine Existenz so viel als dir die deine. Nur fürchte ich, er wird seine Sache mit mehr Logik führen als du.

PAUL. Glaubst du?

WELLNER. Geh, Paul, ich bitte dich. Sei nicht trotzig, sei nicht eigensinnig. Wenn man einmal begonnen hat, wie du, sich so hinwegsetzt über das, was nun einmal hergebracht ist, so muß man auch die Konsequenzen seiner Anschauungen ziehen.

PAUL. Das will ich eben.

WELLNER. Dann gibt es aber nur das eine: weg von da!

PAUL. Da gibt es nur das eine: bleiben. Und das werde ich tun.

WELLNER will etwas erwidern, nimmt ärgerlich seinen Hut und geht.

Vorhang.

Dekoration des ersten Aktes. Schwüler Sommertag, um die Mittagsstunde. Die Sonne liegt über dem Parke. Er ist ziemlich leer; vereinzelte Spaziergänger in den Alleen, zeitunglesende Herren auf Bänken usw. Vor dem Bühneneingang mäßige Bewegung; Theaterleute gehen aus und ein.

PEPI FISCHER und LEUTNANT VOGEL begegnen einander.

PEPI. Grüß' dich Gott, Rudi!

VOGEL. Servus! *Er will weiter gehen.*

PEPI. Was ist denn, was ist denn? Geht man so an der Pepi vorüber?

VOGEL. Geh, Mäderl, ich bin heut so schlecht aufgelegt — hab' so viel Sorgen —

PEPI. Ich weiß schon . . . wegen —

VOGEL. Nichts weißt.

PEPI. Drum habt's ihr uns ja alle aufsitzen lassen gestern nach dem Theater.

VOGEL. Geh, laß mir ein' Frieden und geh zu dein' Wurstl. *Bemerkt Enderle, der eben gekommen ist und sich auf die kleine Bank neben dem Bühneneingang gesetzt hat. Er sieht das Paar mit einem finsteren, aber ruhigen Blick an.* Meiner Seel', da sitzt er schon auf dem Bankel. Ich dank' recht schön, mein liebes Kind. Mit eifersüchtigen Zivilisten will ich nichts zu tun haben. Guten Morgen. *Geht langsam nach hinten, verschwindet aber nicht von der Bühne.*

ENDERLE rubig auf der Bank.

PEPI scheinbar harmlos zu ihm hin.

PEPI. Servus!

ENDERLE schaut sie nicht an und antwortet auf ihren Gruß nicht.

PEPI. Na, was ist dir wieder denn nicht recht? Na? Nicht einmal Guten Morgen sagt er einem. *Als besinne sie sich.* Aha! ich weiß schon — weil mich der Leutnant ang'redt hat! Da bin ich wieder dran schuld! *Da Enderle nicht antwortet, sehr erregt.* Du hast doch g'sehen,

daß er auf mich zugekommen ist? Was soll ich denn tun, wenn mir einer nachlauft?

ENDERLE lacht kurz, steht auf und entfernt sich langsam.

PEPI einen Schritt ihm nach, dann verzieht sie gleichgültig den Mund. Weit laufst du mir nicht davon! *Durch den Bühneneingang ab.*

VOGEL ist am Ende der Allee eben mit ROHNSTEDT zusammengetroffen. Sie kommen im Gespräch nach vorn.

VOGEL. Servus, Herr Oberleutnant. Also nichts Neues?

ROHNSTEDT Geste: Was soll's jetzt Neues geben!

VOGEL. Kommst von ihm?

ROHNSTEDT. Ja.

VOGEL. Was macht er denn?

ROHNSTEDT. Nichts. Sitzt auf dem Divan. Scheint ganz ruhig.

VOGEL. Fatale G'schicht', fatale G'schicht'. Man sollt's nicht glauben, was auf der Welt für Sachen vorkommen können. Also was wird denn g'schehn?

ROHNSTEDT. Wer kann das wissen?

VOGEL. Na, ich hab' gemeint, weil ihr ja *leicht pikiert* allein miteinander zu sprechen gehabt habt.

ROHNSTEDT. Das darfst du nicht übel nehmen.

VOGEL gleich durch den liebenswürdigen Ton Rohnstedts gewonnen. Aber Herr Oberleutnant — ihr zwei seid ja alte Kameraden. Und schließlich, meine Mission war ja leider Gottes beendet — das heißt . . . *als käme er plötzlich auf etwas sehr Wichtiges* wir haben noch die traurige Pflicht, das Protokoll miteinander aufzusetzen. Willst du so gut sein —

ROHNSTEDT. Das kommt wohl in zweiter Linie.

VOGEL. Pardon, wenn ich da etwas widersprechen muß, aber — es ist unsere Pflicht und . . .

ROHNSTEDT begütigend. Gewiß.

VOGEL. Und wir zwei, also wir haben uns doch in keinerlei Weise Vorwürfe zu machen, wir haben alles getan, was wir — nicht wahr?

ROHNSTEDT. Du kannst ganz beruhigt sein — uns trifft kein Vorwurf.

VOGEL. Natürlich. Fatale G'schicht'. Schad' um ihn, schad' um ihn. Er hat ja seine Fehler g'habt — also bitt' dich, wer hat nicht seine Fehler; aber es ist schad' um ihn, ein guter Kerl ist er ja doch gewesen —

ROHNSTEDT. Na, du sprichst ja rein, als ab schon — so brauchen wir noch nicht zu reden, Vogel.

VOGEL. Ja, ja, freilich, so brauchen wir noch nicht zu reden — aber es ist eine fatale G'schicht'. — *Erstaunt.* Da kommt er.

ROHNSTEDT sich lebhaft umwendend. Wahrhaftig!

ROHNSTEDT, VOGEL. KARINSKI in voller Uniform, mit Säbel, kommt scheinbar ruhig, tritt zu ihnen.

KARINSKI. Grüß' euch Gott! *Leicht lächelnd.* Im Zimmer hab' ich's doch nicht ausgehalten . . . schwül, Vogel!

VOGEL befangen. Ja, ja.

KARINSKI. Also, mein lieber Vogel, wie wär's, wenn wir von einander Abschied nähmen. — Ohne Rührung —

VOGEL. Ab was redst denn — Abschied — bitt' dich —

KARINSKI. Na, es könnte dir doch in deiner Karriere schaden, wenn du mit mir noch fernerhin . . . ganz abgesehen von anderen Gründen, die unserem Verkehr ein Ende setzen dürften . . . Ah! *Atmet tief auf.*

ROHNSTEDT. Sprich nicht so — kindische Dinge.

KARINSKI schaut ihn lachend an.

VOGEL. Ja, das find' ich auch. Was redst denn? Überhaupt ist das alles . . . also ich möchte mich ausdrücken — es ist noch in der Schwebe. Jetzt werden wir's Protokoll aufsetzen, der Oberleutnant Rohnstedt und ich — also und das übrige wird sich finden. Da kann man noch gar nichts sagen.

KARINSKI. Ja, ja, das Protokoll.

VOGEL. Freilich, schließlich . . . gegenüber dem Ehrenrat ist es das einzige, was wir in der Hand haben.

ROHNSTEDT das Wort aufgreifend. Hör', Karinski, das warte doch noch ab.

VOGEL. Na ja, was —

KARINSKI plötzlich in sehr ernstem Ton. Ich habe keine Zeit zu warten. Ich danke euch für alles, was ihr bisher für mich getan — und was ihr noch zu tun für nötig haltet, steht bei euch. Ich muß nun meine Sache selbst zu Ende führen.

ROHNSTEDT. Karinski!

VOGEL. Was willst denn noch machen, Karinski? Schau', es ist ja alles ganz umsonst. Den sauberen Herrn kriegst du nicht heraus. Der wird sich beizeiten salvieren. *Blickt, Zustimmung suchend, zuweilen auf Rohnstedt.* Wie ich den saubern Herrn taxier', ist er mit dem ersten Zug abgereist.

KARINSKI. Ich werde ihn finden.

VOGEL. Ja, was willst denn machen?

KARINSKI. Wer weiß? Vielleicht brauch' ich euch doch noch. Wer weiß?

VOGEL Geste des Zweifels.

KARINSKI sehr stark. Einen Versuch ist's wohl noch wert. Das seht ihr doch ein.

ROHNSTEDT. Er wird nicht gelingen.

KARINSKI. Dann ist alles andere um so einfacher. Und jetzt adieu. So laßt mich doch. Was hilft's euch denn? Wenn ihr nur ein bißchen Freundschaft für mich habt, laßt mich allein. Ich ertrag' es nicht, bewacht zu werden.

ROHNSTEDT. Du mußt noch zwei Minuten für mich übrig haben — für mich — du mußt.

KARINSKI. Was willst du?

VOGEL. Ich sag' dir: Auf Wiedersehn, Karinski, nicht adieu . . . Servus! *Geht ab.*

KARINSKI, ROHNSTEDT.

KARINSKI. Was willst du?

ROHNSTEDT. Es ist Zeit, zur Besinnung zu kommen.

KARINSKI. Glaubst du, daß ich es nicht bin?

ROHNSTEDT. Was immer du unternehmen willst, du kannst nichts mehr ändern. Es gibt nur eines, was du zu tun hast.

KARINSKI. Ich weiß.

ROHNSTEDT. Dich drein ergeben.

KARINSKI sieht ihn einen Augenblick starr an, lacht dann auf.

ROHNSTEDT. Alles andere ist Wahnsinn.

KARINSKI. Meinst du, daß du mit einem Knaben sprichst?

ROHNSTEDT. Ich hoffe, nein. Hör' mich an, Karinski. Was in dir vorgeht, kann ich begreifen. Dir ist, als wär' dir ein Unglück widerfahren, das nicht wieder gut zu machen ist.

KARINSKI. Es soll wieder gut gemacht werden, soweit es in meiner Macht steht.

ROHNSTEDT. Und ich sage dir: es ist kein Unglück, an dem Menschen zugrunde gehen müssen.

KARINSKI. Rohnstedt —

ROHNSTEDT. Hier ist es eins ... Geh unter andere Menschen, werde selber ein anderer, — und es ist eine Nichtigkeit gewesen.

KARINSKI. Es ist nicht gut, daß du mich auch daran erinnerst.

ROHNSTEDT. An den Gedanken mußt du dich ja doch gewöhnen. Und ich kann nicht finden, daß er gar so furchtbar ist. Damit, daß du aufhörst, diesen Rock zu tragen, Karinski, damit ist noch nichts verloren.

KARINSKI. Alles, Rohnstedt, für mich alles. Du weißt es so gut wie ich. Wohin soll ich denn dann? Wohin gehör' ich? Als was soll ich weiterleben, nachdem ich der Oberleutnant Karinski gewesen bin?

ROHNSTEDT. Nun, was ist denn der Oberleutnant Karinski so Großes gewesen, daß er nichts anderes mehr werden kann?

KARINSKI. Du — du sprichst so zu mir — du?

ROHNSTEDT. Schon das erscheint dir als eine Verletzung seiner Würde — so ohne Einsicht bist du, wie du's eben immer warst. Solang ich dich kenne, hast du dich als einer gefühlt, dem mehr erlaubt ist als den anderen. Warum? Ich habe diesen Stolz nie begriffen.

KARINSKI. Was willst du mir damit in diesem Augenblick?

ROHNSTEDT. Ich will dir damit sagen, das du kein Recht hast, an einem anderen zu strafen, was ja doch im letzten Grunde deine Schuld ist.

KARINSKI höchstes Erstaunen. Ja, ist es möglich, daß du so zu mir sprichst? Willst du nicht verstehen, was mir geschehen ist? Und wenn ich tausendmal unrecht gehabt habe, jetzt ist es ausgelöscht. Jetzt bin ich ein Mensch, den ein anderer tödlich beschimpft hat — und noch leben wir beide. Laß mich gehn, Rohnstedt.

ROHNSTEDT. Ich weiß, was du vorhast, Karinski, ich könnte dich zwingen, davon abzustehen.

KARINSKI. Was willst du tun? Kannst du mich ein Leben lang bewachen? Was heute nicht geschehen kann, geschähe morgen oder in einem Monat oder in einem Jahre — aber es wird geschehen, so wahr ich — — heute noch Offizier bin.

ROHNSTEDT. Wärst du ein ganzer Mensch, Karinski, so würdest du jetzt nicht rasen und eine neue ungeheure Schuld auf dich laden wollen. Du würdest den Weg sehen, der dich aus dieser Verwirrung hinausführt, hinaus in die Welt, wo es noch Licht und Leben gibt, glaub' mir, selbst wenn man aus unserem Kreise davon muß; wo du vergessen darfst und vergessen wirst, was dir hier widerfahren ist. Karinski, unser Kreis ist so eng — und die Welt ist groß!

KARINSKI. Nicht für mich. Meine Welt ist da, bei euch, unter meinesgleichen, unter denen, die mich bis jetzt als ihresgleichen haben gelten lassen. Wenn's damit aus ist, ist alles für mich aus, alles. Und es muß aus sein. Ich weiß es, ja, das weiß ich. Aber ich will

mich nicht so von euch davonschleichen, so davonschleichen — während er — — — — Und wenn du mir hundert Wege zeigst, die mich da hinausführen — vorläufig hab' ich hier noch was zu tun, und das soll besorgt werden. — Leb' wohl.

ROHNSTEDT. Bleib, Karinski.

KARINSKI sehr kräftig. Laß mich! *Geht.*

ROHNSTEDT bleibt ein paar Augenblicke stehen, dann entfernt er sich in derselben Richtung wie Karinski.

Vor dem Bühneneingange erscheint BALDUIN, vor sich hinträllernd, Rosen in der Hand. Ihm entgegen FRÄULEIN SCHÜTZ.

BALDUIN. Guten Morgen, Schützenmädchen.

FRÄULEIN SCHÜTZ. Guten Morgen. Oh die schönen Blumen.

BALDUIN. Nicht wahr?

FRÄULEIN SCHÜTZ. Wer hat dir denn die in aller Früh' zum Präsent gemacht?

BALDUIN trällert. Tralalala . . .

PEPI kommt von der Bühne. Guten Morgen!

BALDUIN. Pepi!

PEPI. Ja, ja, ich liebe dich, und du bist ein schöner Mann. Geh, schenk' mir die Rosen. *Greift danach.*

BALDUIN bringt sie in Sicherheit.

FINKE kommt. Servus! *Zu Balduin und Pepi.* So rauft's euch doch nicht.

FRÄULEIN SCHÜTZ. Guten Tag, Herr Regisseur. Was sagen Sie, Herr Regisseur, zu der schrecklichen Geschichte?

FINKE. Was denn?

FRÄULEIN SCHÜTZ. Na mit der Riedel.

PEPI. Ja, da hat die Peperl wieder einmal recht gehabt!

ENDERLE kommt und grüßt leicht, setzt sich bald wieder auf die Bank.

FINKE. Was ist denn da eigentlich vorgefallen?

BALDUIN. Das weißt du nicht, Finke? Netter Regisseur! Tralalala.

FINKE. Es soll gestern einen Skandal im Park gegeben haben zwischen ein paar Offizieren — ja — war das wirklich wegen der Riedel?

FRÄULEIN SCHÜTZ. Freilich, Herr Regisseur. Der Oberleutnant Karinski und der reiche Verehrer von der Riedel —

BALDUIN. Duell! Tod und Leben!

FINKE. Also ist's richtig?

BALDUIN macht mit der rechten Hand Bewegungen, wie wenn er eine Pistole hielte und anlegen möchte.

PEPI. Geh, hörst nit auf?

BALDUIN pathetisch. Tot. — Armer Freund.

FINKE. Wißt ihr was Genaueres? Was ist denn eigentlich geschehn?

PEPI. Was geschehn ist? Nichts Besonders. Erwischen hat sie sich halt lassen.

FINKE. Wer hat sie erwischt?

PEPI. Na, der Bräutigam — wer denn? Sie hat halt 'glaubt, er ist im Theater; er hat aber was g'spannt, kommt zu ihr, klopft an — ist zug'riegelt. — Wißt's was er 'tan hat? Die Tür hat er einbrochen.

FRÄULEIN SCHÜTZ. So eine Kraft!

PEPI. Gott, wenn ein Mann eifersüchtig ist! Na, und wen findt er bei ihr im zärtlichsten Tete-a-tete?

BALDUIN. Den Sohn des Mars! —

FINKE. Den Karinski.

PEPI. Na, ihr wißt's ja eh — was laßt's ihr mich denn erzählen!

FINKE kopfschüttelnd. Ah!

PEPI. Was sagen S' denn — „Ah"! — Mich hat's nicht gewundert. Weil ich vom ersten Moment an gewußt hab', wie viel's bei der geschlagen hat. Aber das ist ja die alte G'schicht'. Wenn eine ein bisserl fesch ist beim Theater, gleich heißt's von jedem, mit dem sie einmal ein Wörterl redt, sie hat mit ihm ein Verhältnis, da kann s' die anständigste Person von der Welt sein; aber so einer, die sich auf die feine Dame hinausspielt, der sitzen s' immer wieder auf. Geht's, hört's mir auf.

FINKE sieht auf die Uhr. Halb elf ist's gleich. Gehn wir's an.

BALDUIN. Allons enfants de la patrie. Er und die zwei Mädchen ab.

ENDERLE, FINKE.

FINKE bemerkt, daß Enderle noch immer, vor sich hinstarrend, auf der Bank sitzt, klopft ihm auf die Schulter. Na, Enderle, was ist denn?

ENDERLE. Lassen S' mich nur da sitzen, Finke, ich wart' auf den Direktor.

FINKE. Ja, was wollen S' denn vom Direktor?

ENDERLE. Meine Entlassung.

FINKE. Was fällt Ihnen denn ein? *Versteht anfangs nicht; begreift plötzlich.* Ah so! Na, sein S' g'scheit, Enderle. Nehmen S' doch die Sache nicht so schwer . . .

ENDERLE. Haben leicht reden, Finke. Es sitzt halt zu tief. Ich weiß ja selber, daß es ein Unsinn ist. Drum will ich ja fort. Wenn ich hier bleib', g'schieht ja doch noch ein Malheur. Entweder bring' ich sie um —

FINKE. Na, na —

ENDERLE bitter lachend. Oder ich heirat' sie.

FINKE. Also was wollen S' denn machen, Enderle?

ENDERLE. Fort, fort! Die ganze Komödispielerei aufgeben meinetwegen. Ich halt's überhaupt nimmer aus in dem „Kunstinstitut" — wie der Direktor immer sagt — ja Schnecken, das ist ein ganz anderes Institut —

FINKE. Gehn S', Enderle, sein S' gescheit. Wer wird sich denn so viel draus machen, wenn ihn ein Mädel zum Narren hält!

ENDELE tief erschrocken, faßt ihn beim Arm. Glauben Sie wirklich, daß mich die Pepi zum Narren hält!?

FINKE nach einer kleinen Pause, schaut ihn befremdet, mitleidig an. Na, Sie bilden sich's ja wenigstens ein.

ENDERLE, FINKE, DIREKTOR SCHNEIDER.

ENDERLE. } Guten Morgen, Herr Direktor.
FINKE. }

DIREKTOR. Gut, daß ich Sie treffe, Finke. — Die Rolle in dem neuen Stück, die wir der Bendner gegeben haben, lassen Sie von ihr abholen und schicken sie sofort der Riedel.

FINKE. Ja, Herr Direktor haben ja die Riedel entlassen.

DIREKTOR. Lächerlich. Ich denke nicht dran. Nach dem, was sich ereignet hat! Mein lieber Finke, wir haben eine Zugkraft gewonnen. Eine Naive, für die sich das Publikum duelliert — das ist für ein Sommertheater alles, was man sich wünschen kann. Wir bieten den Leuten etwas, wie? — A propos — was ich Ihnen noch sagen wollte, Finke. Was war denn das gestern abend im Finale vom letzten Akt für eine Schlamperei?

FINKE. Ich bitte, da müssen sich Herr Direktor an den Kapellmeister wenden.

DIREKTOR. Wieso?

FINKE. Ja, die Schwankung im Chor —

DIREKTOR. Wer spricht von der Schwankung im Chor. So was bemerkt kein Mensch — im Sommer. Ich sprech' von dem Arrangement. Es war keine Frische, keine Lebhaftigkeit im Ensemble. Ich hab' übrigens eine Idee — wir werden die Herren aus dem Chor einfach hinausschmeißen. Die Kerle sehen alle so hungrig aus und verstimmen das Publikum.

FINKE. Na, man kann's ja versuchen, Herr Direktor!

DIREKTOR. Ich plane diese Reform ganz ernstlich. In der Operette brauchen wir absolut keinen Herrn; die Ritter, die Verschworenen, die Gondoliers können alle von Damen gegeben werden.

FINKE. Ja, für den Besuch, für die Stimmung im Publikum —

DIREKTOR. Bitte, mein lieber Finke, ich bin noch nicht zu Ende. Damen — gut. Aber die Damen dürfen nicht dastehen wie die Klötze — Bewegung, lieber Finke, Bewegung in den Massen, das ist das Geheimnis. Und nicht die schönsten Beine im Hintergrunde ver-

kümmern lassen — notieren Sie sich die schönsten Beine, wenn Sie sich sie nicht auswendig merken können; — und dann Leben, Lustigkeit, Wechselbeziehungen hergestellt zwischen Bühne und Publikum, das ist's, mein lieber Finke! — Was wünschen Sie eigentlich, Enderle? Ich hab' jetzt keine Zeit.

ENDERLE. Einen Augenblick werde ich den Herrn Direktor doch bitten müssen.

DIREKTOR. Nun, was gibt's?

ENDERLE. Ich bitte um meine Entlassung.

DIREKTOR. Was, Sie sind wohl verrückt!

ENDERLE. Ich kann nicht länger an Ihrem Theater bleiben.

DIREKTOR. Ja, Sie sind wohl nicht bei Sinnen? Was ist Ihnen denn nicht recht?

ENDERLE. Es sind ... Ich kann eben nicht. — Es sind persönliche Verhältnisse. Ich kann an Ihrem Theater nicht länger spielen.

DIREKTOR. Sie, lieber Enderle, wenn Ihre Geliebte mit wem andern anbandelt, das geht mich gar nichts an — aber schon gar nichts.

ENDERLE tief erschrocken. Herr Direktor, Sie meinen im Ernst —

DIREKTOR. Wenn ich aus solchen Gründen mitten in der Saison Personalveränderungen vornehmen müßte, wohin käme ich da? — Und weil wir schon davon reden ... ich seh' es überhaupt nicht gern, wenn zwischen den einzelnen Mitgliedern meines Theaters derartige ernstere Beziehungen angeknüpft werden. Gelegentlich — das ist Ihre Sache. Sonst könnte ich mir gleich Ehepaare engagieren, die man sowieso immer billiger bekommt. Aber ich wünsche, daß das Publikum stets das Gefühl behält — wie soll ich sagen — daß meine einzelnen Mitglieder frei sind. Denken Sie an die Sache, lieber Enderle, und lassen Sie Ihre persönliche Empfindlichkeit aus dem Spiel.

FINKE. Kommen S', Enderle, der Herr Direktor hat ganz recht — kommen S' auf die Prob'!

DIREKTOR. Guten Tag, meine Herren. *Er wendet sich von ihnen ab.*

Finke und Enderle ab durch den Bühneneingang.

SCHNEIDER. ANNA RIEDEL kommt eilig.

DIREKTOR vertritt ihr den Weg. Fräulein Riedel! *Zieht den Hut vor ihr.*

ANNA kühl. Pardon, *will weiter gehen* ich muß mir nur aus meiner Garderobe einige Kleinigkeiten holen.

DIREKTOR. Lassen Sie nur alles wieder da, liebe Riedel, ich habe nicht die Absicht, unsere Beziehungen zu lösen.

ANNA nach einem kurzen Blick. Sie sind bereits gelöst, soviel ich weiß.

DIREKTOR. Nein, mein Fräulein. Sie bleiben die unsere, und zwar im weiteren Bezuge Ihrer vollen Gage! —

ANNA lacht. Adieu!

DIREKTOR. Aber so machen Sie doch keine Dummheiten. Ist Ihnen Ihre Gage zu klein? Nun, ich bin bereit, sie auf achtzig — auf neunzig — — auf hundert Gulden zu erhöhen, obzwar ich ja sehr gut weiß, daß diese kleinen Beträge bei Ihnen keine Rolle spielen.

ANNA. Sie sind *verächtlich.* Ah! *Will gehen.*

DIREKTOR. Aber Fräulein, Sie werden doch im Ernst — jetzt, wo Sie im Vordergrunde des Interesses stehen. — Eine solche Konstellation muß man doch ausnützen.

ANNA. Möchten Sie mich nicht endlich da vorbeilassen.

DIREKTOR. Was Sie für Augen machen können. Oh, Fräulein Riedel, erinnern Sie sich noch des ersten Abends, als Sie in mein Bureau kamen?

ANNA sehr heftig. Gewiß! — Und Sie auch, hoff' ich.

DIREKTOR. O, daß Sie Temperament haben, mein Fräulein, hab' ich stets geahnt. Ich wünschte nur eine andere Verwendung mir gegenüber.

ANNA. Ja, sagen Sie, was wollen Sie denn eigentlich noch von mir?

DIREKTOR plötzlich. Was mir eben einfällt. Wie das schon manchmal so ist, alles vereinigt sich zu Ihren Gunsten. *Einen Zettel aus seiner Brieftasche nehmend.* Schon gestern hat mir der Herr Bezirkshauptmann Graf Albrechtsberg mitgeteilt, daß er eine Soiree für die Damen des Theaters zu geben gedenkt. Er hat mir eine Liste der Damen überreicht, welche er einzuladen wünscht. Darunter figuriert auch Ihr Name, zweimal unterstrichen. Sie sind die einzige, die zweimal unterstrichen ist.

ANNA. Was geht mich Ihr Bezirkshauptmann an? Lassen Sie mich endlich in Frieden. *Sie gewahrt Paul, der eben von der andern Seite sehr langsam kommt.* Ah! — *Sie eilt ihm entgegen.*

DIREKTOR. Fräulein Riedel — *Sieht ihr nach.* Und gerade mich nicht? *Ab ins Theater.*

PAUL, ANNA.

PAUL. Ich komme eben von dir. Ich dachte dich schon bereit zu finden.

ANNA. Es ist alles in Ordnung. Wir können gleich weg.

PAUL. Ja, willst du denn alle deine Sachen hierlassen? Kommst du noch einmal zurück?

ANNA. Das besorgen schon die Leute, bei denen ich gewohnt habe. Wir wollen nur vor allem fort, nicht wahr? Mir brennt ja der Boden hier unter den Füßen. Komm, komm!

PAUL. Ja. *Sie gehen langsam.*

ANNA. Warum zögerst du denn? *Plötzlich.* Was ist denn? Was hat dieser Mann von dir wollen?

PAUL. Nichts, nichts.

ANNA. Das ist doch nicht möglich — du bist so verändert, ja, was ist denn geschehen? Was hat man von dir wollen?

PAUL. Es hat sich nichts geändert, aber ... ich

reise nicht mit dir ab . . . heute nicht — ich kann heute nicht.

ANNA verzweifelt. So haben sie dich doch dazu gebracht!

PAUL. Nein.

ANNA. Warum sagst du nein? Was hält dich hier zurück, wenn nicht das?

PAUL. Ich bitte dich, sei ruhig. Du irrst dich. Ich schwöre dir, daß du dich irrst. Aber ich kann nicht weg. In ein paar Tagen, vielleicht noch heute, fahre ich dir nach. Aber jetzt muß ich bleiben. —

ANNA. Ich versteh' es nicht, nein, ich kann es nicht verstehen. Erinnerst du dich nicht mehr, was vor zwei Stunden war? O, ich will dich an nichts anderes erinnern, als daß du mir versprochen hast, mich nach Wien zu begleiten, ich hab' ja nichts anderes von dir verlangt — aber — darauf besteh' ich, daß du jetzt mit mir kommst.

PAUL. Ich komme dir ja nach, und alles soll so werden, wie wir es besprochen haben, aber —

ANNA. Aber . . . aber . . .

PAUL. Man hat es gewagt, mir zu drohen, Anna! — Siehst du ein, daß ich bleiben muß?

ANNA. Nein, ich seh' es nicht ein. Die Leute sind Narren und Schurken . . . Was gehn sie dich denn an. Laß sie drohen, laß sie dich verachten — ist denn das nicht gleichgültig? Um Himmels willen, komm, Paul, wer weiß, was dieser Mensch noch vor hat. Schau', es war schon alles so schön für uns. Und jetzt soll auf einmal alles vorbei sein? Wenn du jetzt bleibst, statt mit mir zu gehen, so haben sie ja recht behalten.

PAUL. Wenn ich jetzt gehe, haben sie recht behalten, denn sie hätten mich davongejagt.

PAUL, ANNA. WELLNER sehr rasch.

WELLNER. Gott sei Dank, daß ich dich hier treffe! Du darfst jetzt nicht zum Bahnhof.

PAUL. Ich darf nicht?

WELLNER. Er ist dort, er scheint zu vermuten, daß du — kurz und gut — er wartet dort — und ich habe dich gesucht, um dich zu warnen.

PAUL. Ich danke dir sehr. Kommen Sie, Anna, ich begleite Sie hin.

ANNA. Paul!

WELLNER weich. Tu, was ich dir rate, Paul. Geh nicht hin. Es gibt andere Wege, um von hier fort zu kommen.

PAUL. Ich suche keinen.

WELLNER. Helfen Sie mir, Fräulein. Er soll einem Rasenden doch nicht geradezu in die Arme laufen.

PAUL mit der Hand nach der Rocktasche. Es wird vielleicht noch Mittel geben, sich zu schützen.

WELLNER sehr erregt. Hör' mich ruhig an, — Fräulein, ich bitte Sie — ich will euch sagen, was ich für das Beste halte, es müßte freilich schnell geschehn ... nehmt euch einen Wagen, der euch bis an die nächste Station fährt.

PAUL. Ja, verstehst du noch immer nicht, daß ich keine Lust habe, als Flüchtling behandelt zu werden?

WELLNER. Was helfen uns denn die Worte! Hier ist eine Tatsache. Er verfolgt dich, und du willst leben.

PAUL. Dann ist's wohl gleichgültig, ob ich ihm hier begegne oder erst in Wien.

ANNA. O Gott, wenn wir nur erst fort sind —

WELLNER. Aber das hätte ja keinen Sinn, wenn du schon fortfährst, dich gerade dorthin zu wenden, wo er dich vor allem suchen wird.

ANNA. Wir müssen ja auch nicht hin. Paul, Paul!

PAUL steht regungslos.

ANNA. Du hast ja selbst gesagt, Paul, daß wir reisen werden. Paul, warum antwortest du nicht? Bedeute ich denn mit einem Male gar nichts mehr für dich? Ich flehe dich an ... Um Himmels willen, um Himmels willen, Paul, wo ist das alles hin, was du mir gesagt —

PAUL. Es ist alles wahr geblieben, Anna. —

ANNA. Wenn unser Glück wahr bleiben soll, Paul — so müssen wir ja fort. *Auf Wellner deutend.* Du hörst ihn doch — du weißt es ja selbst . . .

WELLNER. Jede Minute, die ihr verliert, bedeutet Gefahr.

ANNA. So laß uns doch fort und kümmere dich nicht um die anderen. *In Verzweiflung.* O Gott, was soll ich denn machen? An alles andere denkst du, nur nicht an mich — plötzlich sind sie dir alle wichtig geworden, die du verachtest hast, und ich rede in die Luft. Paul, komm, wir brauchen sie ja nicht, du hast ja mich, du brauchst niemand als mich. Das alles hier, der ganze Unsinn und Lärm, wo ist das alles, wenn wir erst zusammen fort sind. Sagen Sie, Doktor — wohin sollen wir? Geben Sie uns einen Rat!

WELLNER. Ach Gott, wohin immer; — irgendwohin, wo er dich nicht finden kann.

PAUL immer ruhig. Vielleicht übers Meer? Ja? Und womöglich unter falschem Namen? Und dann suchen wir irgend einen versteckten Winkel, wo ich mein Haupt in Ruhe hinlegen kann?

WELLNER. Du glaubst zu höhnen, aber du sprichst im Ernst, Paul. Wenn du sicher sein willst, mußt du vor ihm fliehen.

PAUL. Vor ihm allein? Ich glaube, vor vielen anderen.

WELLNER. Wir andern können nichts tun. Wir haben keine Macht über ihn. Es kann nichts gegen ihn unternommen werden, bevor er was getan. Willst du's abwarten bis etwas geschieht? War dir nicht eine bessere Gelegenheit geboten, deinen Mut zu beweisen?

PAUL stark. Ich will nichts beweisen — auf meinem Recht besteh' ich. Und mein Recht ist, zu gehen und zu bleiben, wo es mir beliebt.

ANNA. O Gott. — *Sie sieht nach links, zuckt zusammen.*

WELLNER. Was ist? *Er sieht in dieselbe Richtung, zeigt gleichfalls eine heftige Bewegung.*

PAUL in dieselbe Richtung schauend. Ah, — schneller, als

ich gedacht! *Er geht rasch vorwärts, so daß er Karinski eben begegnet, wie er aus der Allee auf die Szene tritt.*

WELLNER folgt ihm.

PAUL, WELLNER, ANNA, KARINSKI. Später *ROHNSTEDT.*

KARINSKI stellt sich quer über den Weg. Einen Moment stehen sich die beiden Aug' in Aug' gegenüber.

PAUL will einen Schritt weiter gehen.

KARINSKI. Ich frage Sie ein letztes Mal — werden Sie sich mit mir schlagen?

PAUL. Geben Sie den Weg frei.

KARINSKI. Ich frage —

PAUL. Geben Sie mir den Weg frei.

KARINSKI auf ihn zu.

PAUL stößt ihn beiseite und greift in die Brusttasche.

KARINSKI zieht in diesem Augenblick den Revolver und drückt los.

PAUL greift nach seinem Herzen. Im Niedersinken Lump!

ANNA. Um Gottes willen —

WELLNER. Paul! Paul! *Er fängt ihn auf, wie er niederstürzt.*

Leute sammeln sich auf den Schuß hin; auch aus dem Theater kommen Leute.

KARINSKI steht regungslos.

ANNA und WELLNER um den sterbenden Paul beschäftigt.

ROHNSTEDT rasch herzu. Karinski!

Hinter den Kulissen hört man Stimmen: Erschossen ... einer ist erschossen worden.

ROHNSTEDT tief bewegt. Karinski!

KARINSKI starr vor sich hinschauend.

ROHNSTEDT. Jetzt hast du deine Ehre wieder!

ANNA sich von der Seite Pauls erhebend, plötzlich auf Karinski los.

ROHNSTEDT sie zurückhaltend. Lassen Sie ihn! — Der Herr Oberleutnant Karinski wird wissen, was er zu tun hat.

KARINSKI versteht. Er hat es immer gewußt.

ROHNSTEDT. Gehen wir. *Sie gehen ab.*
Die Menge macht Platz, es wird still.
ANNA. Paul, Paul!
WELLNER. Er hört Sie nicht mehr.
ANNA sinkt in stummer Verzweiflung auf die Knie.
WELLNER. Gehen Sie, Sie können hier nichts mehr tun. *Stärker.* Gehn Sie.
ANNA den Blick von Paul erhebend, ins Leere schauend. Wohin? —

Vorhang.

DAS VERMÄCHTNIS

Schauspiel in drei Akten

PERSONEN

ADOLF LOSATTI, *Professor der Nationalökonomie und Abgeordneter*
BETTY, *geb. WINTER*, *seine Frau*
HUGO, *Doktor juris*, *26 Jahre*, } *deren Kinder*
FRANZISKA, *20 Jahre*, } *deren Kinder*
LULU, *13 Jahre alt*, } *deren Kinder*
EMMA WINTER, *Witwe nach Bettys verstorbenem Bruder*, *36 Jahre alt*
AGNES, *ihre Tochter*, *17 Jahre alt*
FRANZ, *ihr Kind*, *4 Jahre alt*
TONI WEBER, *22 Jahre alt*
DOKTOR FERDINAND SCHMIDT, *Arzt*
GUSTAV BRANDER, *Ministerialkonzipist*
EIN ARZT
EIN FREMDER MANN
EIN STUBENMÄDCHEN

Wien — Gegenwart

Rechts und links vom Regisseur

Hugos Zimmer.

Im ganzen dunkel gehalten, mit Eleganz und mit einem — nicht allzu stark — aufs Sportliche gerichteten Geschmack ausgestattet. — Zwei Fenster rückwärts; die Läden halb geschlossen; die Nachmittagssonne fällt durch die Spalten herein. Rechts zwei Türen, links eine Tür. Gegen die linke Ecke gerückt, aber mehr der Mitte der Bühne zu, ein sehr breiter Schlafdivan, der mit einem schweren persischen Teppich überdeckt ist. Rechts ein Schreibtisch, gleich daneben eine Etagere, dahinter ein Paravent mit zahlreichen Photographien. Zwischen den Fenstern Jagdtrophäen. Links an der Wand neben der Tür ein Stand mit Flinten. In der Ecke links ein Schrank. Wie der Vorhang aufgeht, bleibt die Szene einen Augenblick leer.

GUSTAV tritt rechts ein. Servus, Hugo! ... Hugo! ... *Sieht sich um, spricht nach der Tür.* Er ist ja nicht da! — *Will wieder ab.*

LULU von links. Ah, der Gustav? Grüß' dich Gott!

GUSTAV. Servus, Zwerg. Wo ist denn der Hugo?

LULU. Der ist schon eine Stunde lang fort.

GUSTAV. Ich hab' mir's gedacht. Warum sagt mir denn euer Stubenmädchen, daß er zu Hause ist?

LULU. Die weiß ja nie was. Willst du nicht weiterspazieren? Die Mama wird sich gewiß sehr freuen.

GUSTAV lächelnd. Wie ein Großer! — Aber ich kann leider nicht weiterspazieren, der Misotzki wartet im Wagen.

LULU. Laß ihn warten!

GUSTAV. Das geht nicht. Es scheint übrigens große Gesellschaft bei euch zu sein?

LULU. Große Gesellschaft — bei uns! — Du machst dich lustig, was? —

GUSTAV. Am Fenster habe ich wenigstens mehrere Köpfe gesehen?

LULU. Es ist niemand zu Hause als die Mama und die Franzi; und die Tante Emma und die Agnes sind natürlich da.

GUSTAV. Und die Bibers?

LULU. Die Bibermädeln mit der Alten sind schon fortgegangen. Die waren auch da und haben sich die Menschen angeschaut, die vom Rennen zurückkommen.

GUSTAV. So ein Mensch bin ich auch.

LULU. Wie ist's dir denn heut gegangen? Hast du viel gewonnen?

GUSTAV. Möchtest mich anpumpen, was? — Umsonst! Na, Servus! Empfiehl mich den Damen, und den Hugo laß ich grüßen.

LULU. Kann ich ihm nichts ausrichten? Soll er irgend wohin kommen? Mir kannst du's schon sagen. Wir sind sehr intim, der Hugo und ich.

FRAU BETTY LOSATTI von links.

GUSTAV. Küss' die Hand, gnädige Frau.

BETTY. Ah, Sie sind's, Gustav? Geh, Lulu, warum führst du den Herrn Brander nicht weiter?

LULU. Der Herr Brander hat nicht wollen.

GUSTAV lächelnd. Du bist ein —! Nein, gnädige Frau ... ich will wirklich nicht stören, ich hätte nur dem Hugo ein Wort zu sagen gehabt.

BETTY. Der Hugo ist in den Prater geritten — aber ich glaube, er muß bald wieder da sein. Wollen Sie nicht vielleicht so lange warten?

GUSTAV. Ich bedaure wirklich sehr, gnädige Frau. Der Misotzki wartet im Wagen unten auf mich ... und ...

BETTY. Kann ich ihm vielleicht was ausrichten, dem Hugo?

LULU. Haha!

BETTY. Was lachst du denn?

GUSTAV. Ein so blöder Jüngling ist mir noch nie vorgekommen.

BETTY. Nicht wahr, Herr Brander?

GUSTAV. Also ... ganz einfach, wir haben nämlich den Hugo abholen wollen. Es ist wegen eines kleinen Festes, das der Misotzki heute Abend gibt,

weil seine geliebte „Jessica" ihren ersten Preis gewonnen hat.

BETTY. Endlich!

GUSTAV lachend. Sehr richtig, gnädige Frau, — endlich! — Ein schäbiges Verkaufsrennen — unter uns ... Aber es ist immerhin ein Anfang.

LULU. Wieviel ist denn gezahlt worden?

GUSTAV. Aber, Lulu, du bist ein ganz gewöhnlicher Geldmensch!

LULU. Mit sechzig Kreuzern in der Woche.

GUSTAV. Also, gnädige Frau, wenn Sie so freundlich sein wollen — der Hugo möchte in die „Ungarische Krone" kommen. Es wär mir sehr lieb, wenn er heute bestimmt käme; morgen fahr' ich fort, und da möcht' ich ihn gern noch sehen.

BETTY. Bleiben Sie lange weg?

GUSTAV. Oh nein ... Es schadet auch nichts, wenn der Hugo erst um zwölf kommt — er trifft uns jedenfalls.

BETTY. Er kann auch früher kommen — zu Hause soupiert er ja doch nicht.

LULU. Der hat's gut!

GUSTAV. Also, küss' die Hand, gnädige Frau, bitte, empfehlen Sie mich den Damen. *Zu Lulu.* Adieu — na, gibst du mir nicht die Hand?

LULU. Ich bin beleidigt ... „Blöder Jüngling" hast du gesagt! — Das mußt du zurücknehmen.

GUSTAV. Also, weißt was, den Jüngling werd' ich zurücknehmen! Servus! Küss' die Hand, gnädige Frau *ab.*

BETTY lächelnd. Wie du dich benimmst, Lulu! —

EMMA tritt von links ein. Ich will mich nur ein paar Minuten von dem Lärm erholen ... Oder stört man?

BETTY. Was fällt dir denn ein! Entschuldige, daß ich dich allein gelassen habe; Brander war da.

EMMA sich auf den Divan setzend. Da ist es wenigstens kühl und dämmerig. Es ist unangenehm, daß die Häu-

ser euch gegenüber so weiß sind. Man ist ganz geblendet.

BETTY. Lulu, geh hinein und leiste den Damen Gesellschaft.

LULU. Das ist so fad.

EMMA lächelt.

BETTY. Außerdem steht noch dein Gefrorenes drin.

LULU. Richtig. *Läuft ab.*

EMMA. Ich überlege eben, ob ich nicht doch endlich meine Wohnung kündigen und auch in eine so belebte Straße ziehen soll wie Ihr.

BETTY. Weshalb? Du liebst ja den Lärm nicht.

EMMA. Es hat doch manches für sich. Ich würde ja höher wohnen, wo man durch den Lärm wenig gestört wird, aber ich möchte auf ein bißchen Leben hinabschauen können. *Lächelnd.* Das ist offenbar das Alter, das sich meldet.

BETTY. Du sprichst auch schon vom Alter?

EMMA. Ach ja — ich hab' ein gewisses Recht dazu. Ich fange an, mich recht allein zu fühlen.

BETTY. Wie kannst du das sagen? Hast du nicht Agnes?

EMMA. Nein, ich hab' sie nicht.

BETTY ganz erstaunt. Wie?

EMMA. Ach Gott, wir haben doch überhaupt unsere Kinder nicht, wenn sie in ein gewisses Alter kommen. Wenn man ihr heute sagte, daß sie entweder auf mich — oder auf ihn verzichten müsse: — Wen würde sie aufgeben, was meinst du?

BETTY. Auf wen verzichten? — Meinst du Hugo?

EMMA. Freilich mein' ich Hugo.

BETTY. Unter uns — ich glaube nicht, daß das etwas Ernsthaftes ist. — Schwärmerei!

EMMA. Das ist ganz schön. Ich hätte gar nichts dagegen. Einer wird sie mir doch wegnehmen; Hugo ist jedenfalls der Beste. Es ist ganz merkwürdig, wie er mich manchmal, besonders in seiner Art zu schauen und zu lächeln, an meinen armen Mann erinnert.

BETTY. Ja, du hast recht.

EMMA steht auf. Ach Gott, Betty, ist das nicht die dümmste Lüge, die es gibt, daß die Zeit vergessen macht? — An manchem Tag ist's mir doch, als ob ich ihn gestern verloren hätte! — Und es sind vierzehn Jahre! Vierzehn Jahre! Nein, es wird nicht besser.

BETTY. Man wird älter. Das ist auch schon ein Glück!

EMMA. Du findest, daß das ein Glück ist?

BETTY. Oh ja, man kommt über vieles weg. Ich möchte nicht wieder jung sein.

EMMA. So?

BETTY. Ich denke an die Jugend eigentlich wie an eine schreckliche Verwirrung zurück — ich erinnere mich kaum deutlich — nur die Zeiten, in denen die Kinder kamen, erscheinen mir wie etwas sehr Ruhiges und Schönes.

EMMA. Das ist ganz natürlich, wenn man zu seinem Manne in keinen wirklichen Beziehungen steht.

BETTY Bewegung.

EMMA. Es ist ja vorüber. — Du leidest heute doch nicht mehr im geringsten darunter.

BETTY. Ich habe nie gelitten. *Pause.* Wollen wir wieder zu den Kindern?

EMMA sich erhebend. Ja, wie kommt's denn, daß der Doktor Schmidt noch nicht da ist?

BETTY. Er hat jetzt ziemlich viel zu tun.

EMMA. Nun —?

BETTY. Was denn?

EMMA. Wann wird er dir denn deine Franziska davonführen?

BETTY lächelnd. Du hast eine komische Art, von solchen Dingen zu reden.

EMMA. Da paßt's ganz gut. Der wird sie weit davonführen.

BETTY. Wenn ich das glaubte, würde ich sie ihm nicht geben. — Ich begreife auch nicht ganz, wie du das meinst. Ich denke, gerade bei einem Menschen, der doch

seit vielen Jahren im Hause ein- und ausgeht, wäre das, was du „Davonführen" nennst, beinahe ausgeschlossen.

EMMA. Er geht ein und aus — aber doch seid ihr einander nicht nahe gekommen. Und was mich anbelangt — mich fängt's immer zu frieren an, wenn er in der Nähe ist.

BETTY. So will ich's dir lieber gleich sagen. Sie werden sich sehr bald verloben.

EMMA. So? Bist du ganz überzeugt, daß ihn Franzi gern hat?

BETTY. Gern hat? Du weißt, Franzi ist nicht so.

EMMA. Was heißt das „ist nicht so"? Jedes Mädel ist „so". Es muß nur der Rechte kommen.

BETTY. Sie kennen sich so lange — überall hält man sie für verlobt — und mein Mann möchte sehr gern, daß die Sache endlich offiziell wird.

EMMA. Freilich, wenn's dein Mann will.

BETTY. Auch ich.

EMMA. Du willst Ruh' haben, das ist alles.

BETTY. Ist es nicht natürlich, daß man sein Kind versorgt haben möchte, und noch dazu so gut und sicher? Schmidt hat eine glänzende Karriere vor sich.

EMMA. Gewiß.

BETTY. Gestern Abend hat er mit uns gesprochen Es wäre nicht unmöglich, daß noch heute . . .

FRANZISKA und AGNES treten ein.

AGNES. Wo seid ihr denn, Mamas? — Wie in eine Höhle kommt man da aus dem lichten Zimmer.

FRANZISKA geht zum Fenster links und läßt, indem sie die Jalousien anders stellt, etwas Licht hineinfallen. Nun ist's freundlicher.

AGNES. So viel habt Ihr versäumt, zwei Erzherzoge sind vorbeigefahren.

BETTY. Welche denn?

AGNES. Ja, das weiß ich nicht . . . und den persischen Gesandten haben wir auch gesehen. — Und einen prachtvollen Viererzug mit einer ganzen Gesell-

schaft Herren und Damen; wahrscheinlich ungarische Aristokraten.

BETTY. Warum denn ungarische Aristokraten?

AGNES. Ich glaub' halt ... Es war auch ein Husarenoberst dabei, darum denke ich, ungarische. *Hat schon längere Zeit die Flinten betrachtet.* Geht denn der Hugo viel auf die Jagd?

BETTY lächelnd. Du weißt ja, er ist jeden Herbst auf mindestens einem Dutzend Schlössern eingeladen.

AGNES. Er ist so beliebt.

Alle lachen.

AGNES. Nun ja. Ich versteh' das ganz gut.

Man lacht noch mehr.

AGNES ärgerlich. Da gibt's doch nichts zu lachen.

Es klopft.

BETTY. Herein!

DOKTOR FERDINAND SCHMIDT tritt ein.

FERDINAND. Guten Tag, meine Damen. Lulu sagte mir, daß Sie hier sind.

BETTY. Guten Abend, Herr Doktor.

FERDINAND. Wie geht's Ihnen, Fräulein Franzi?

FRANZISKA. Danke sehr, Herr Doktor.

BETTY. Wir dachten, Sie heute schon früher zu sehen. An einem Feiertage —

FERDINAND. Das hat für mich keine Bedeutung, gnädige Frau. Für einen Arzt existiert so etwas nicht, besonders für einen jungen.

AGNES. Die alten haben es nicht besser.

FERDINAND. Man kann sich immerhin mehr Freiheiten erlauben, wenn man einmal so weit ist. *Zu Betty.* Nicht wahr, gnädige Frau?

BETTY. Gewiß. — Bleiben Sie bei uns? Wollen Sie eine Tasse Tee nehmen, oder darf ich Ihnen vielleicht ein Eis holen lassen?

FERDINAND. Besten Dank, gnädige Frau, ich habe noch zwei Besuche zu machen — alle ziemlich in der Nähe. Wenn ich abends wiederkommen darf ...

BETTY. Sie wissen, daß Sie uns immer willkommen sind.

FERDINAND. Wo ist denn der Hugo?

BETTY. Spazieren geritten.

FERDINAND. Ach so!

AGNES. Reiten Sie auch, Herr Doktor?

FERDINAND. Nein! — Ich habe leider nie Gelegenheit und Zeit gehabt, es zu lernen.

AGNES. Ach Gott, Sie hätten schon Zeit — den ganzen Tag praktizieren Sie doch nicht.

FERDINAND. Jetzt ist's aber zu spät. Es würde mir auch keine Freude machen. Diese Dinge muß man als ganz junger Mensch anfangen. Und als ganz junger Mensch hab' ich eben andere Sachen zu tun gehabt. Ich habe mir mein Leben nicht nach meinem Belieben einrichten können.

AGNES altklug. Sehen Sie, Herr Doktor, meiner Ansicht nach kann sich jeder Mensch das Leben so einrichten, wie er will.

EMMA. Was für ein Unsinn, mein Kind.

AGNES. Gewissermaßen, mein' ich.

FERDINAND. Auch nicht „gewissermaßen", Fräulein Agnes. Es kommt nicht nur auf die Anlagen an, sondern auch auf die äußeren Umstände.

AGNES. Ist es Ihnen denn gar so schlecht gegangen?

EMMA. Aber Kind! —

FERDINAND. Oh, gnädige Frau, ich schäme mich nicht, daß ich ein armer Teufel war.

EMMA. Das weiß ich. Sie sind sogar stolz darauf.

AGNES. Und Ihren Kindern werden Sie erzählen, daß Sie mit zerrissenen Sohlen nach Wien gekommen sind.

EMMA lächelnd. Agnes!

FERDINAND. Was zufällig die Wahrheit sein könnte.

BETTY. Das ist keine Schande.

FERDINAND. Besonders, wenn man allmählich doch zu ganzen Schuhen gekommen ist.

BETTY. Ich erinnere mich noch so genau an den Tag, wo Sie das erste Mal bei uns waren und dem Hugo die erste Lektion gegeben haben.

FERDINAND. Das sind jetzt zwölf Jahre her! Erinnern Sie sich auch noch daran, Fräulein Franziska?

FRANZISKA. Gewiß.

AGNES. Ich auch! Damals *zu Franziska* seid ihr einmal bei uns zur Jause gewesen, — und der Hugo hat erzählt, ihr habt einen neuen Lehrer bekommen und —

FERDINAND. Nun?

AGNES. Ah nichts. Sie wissen ja, der Hugo war immer ein so ausgelassener Bub'.

FERDINAND etwas gezwungen. Na, der muß sich schön lustig über mich gemacht haben — damals. Im übrigen, was reden wir von vergangenen Dingen. Wie geht's denn dem Herrn Professor? Ist er noch nicht zu Hause?

BETTY. Nein; der Klub der Vereinigten Linken hat eine Sitzung; er wird erst gegen Abend kommen.

EMMA. Daß die nicht einmal Sonntag sich und dem Vaterland eine Erholung gönnen.

FERDINAND. Gnädige Frau scheinen noch immer keine Begeisterung für die Politik zu empfinden. —

EMMA kühl. Oh, warum denn? Meinem Schwager macht sie gewiß viel Spaß.

FERDINAND auf die Uhr sehend. Wie man ins Plaudern kommt. — Meine Damen, auf Wiedersehn!

BETTY. Kommen Sie nicht zu spät. — Sie wissen, wie gern Adolf vor dem Nachtmahl noch eine Partie Strohmandl mit Ihnen spielt.

FERDINAND. Ich komme sobald als möglich. Wem werden Sie heute Glück bringen, Franz — Fräulein Franziska? . . .

FRANZISKA. Einem von Ihnen jedenfalls Unglück, entweder Papa oder Ihnen.

FERDINAND ungeschickt. Oh, das Unglück kommt nicht von Ihnen, das ist da . . . nur das Glück muß

herbeigezwungen werden. Nicht wahr —? Also Adieu, auf Wiedersehen.

BETTY sich erhebend. Warten Sie nur, Herr Doktor, wir bleiben ja auch nicht länger in der „Höhle" — *lächelnd zu Agnes* — in der Höhle des „Beliebten".

FERDINAND lacht. Wie? Ah, Hugo ist der Beliebte, freilich. Manche Leute sind dazu geboren.

EMMA hat sich auch erhoben. Sind Sie ein Fatalist! Wenn man zu allem geboren wäre . . .

FERDINAND. Nicht zu allem. Das sag' ich nicht.

Er sowie Betty und Emma sind abgegangen. Franziska und Agnes scheinen ihnen folgen zu wollen; da faßt Agnes Franziska beim Arm und hält sie zurück.

AGNES. Willst du den wirklich heiraten?

FRANZISKA errötend, lächelnd. Bist du dagegen?

AGNES. Na . . . Übrigens kenn' ich ihn noch immer nicht.

FRANZISKA. Er ist ein ernster Mensch.

AGNES. Stimme deines Vaters.

FRANZISKA. Findest du nicht auch?

AGNES. Ja . . . ja . . . *Sie öffnet die Jalousien des andern Fensters.* Sonst wird es gar zu dunkel.

FRANZISKA. Komm, wir wollen . . . Ach so.

AGNES. Wie meinst du?

FRANZISKA. Lieber hier bleiben, was?

AGNES. Ja. *Sieht sich fast zärtlich im Zimmer um.* Ja. Er ist zwar kein ernster Mann —

FRANZISKA. Da irrst du dich. In den letzten Jahren ist er so reif geworden.

AGNES. In den letzten Jahren — das ist möglich. Ich weiß eigentlich nicht viel von ihm — in den letzten Jahren. Gekannt habe ich ihn doch nur, wie ich ein kleines Mädel war.

FRANZISKA lächelnd. So?

AGNES. Ja, wie er so oft bei uns gewesen ist, immer stundenlang bei uns gesessen und Klavier gespielt hat. Damals war er sehr lustig. Er ist es gewiß noch immer — nur sitzt er wahrscheinlich irgend wo anders

als bei uns. Aber er wird schon zu uns zurückkommen — und dann — *glücklich* wird er bleiben — nicht wahr?

FRANZISKA. Hoffen wir!

AGNES. Hoffen wir — freilich, hoffen wir. — Das ist doch mein ganzes Leben, Franzi! — Ah, ich hab' ihn so lieb! — So lieb hab' ich ihn! — Weißt du, ich könnte weinen . . .

FRANZISKA streichelt ihr die Haare.

AGNES. Weiß er's?

FRANZISKA zuckt die Achseln.

AGNES. Oh, wenn ich einen Bruder hätte, wüßt' ich alles von ihm.

FRANZISKA. Ich weiß manches.

AGNES. Glaubst du . . . hab' ich . . . *zögernd* hab' ich Chancen bei ihm? Ach Gott, lach' doch nicht.

FRANZISKA. Ich versteh' dich ja so gut, Kind. Wenn er nicht mein Bruder wär', hätt' ich mich wahrscheinlich selbst in ihn verliebt.

AGNES ernst. Sicher.

FRANZISKA lacht. Wie wär's dann mit uns zweien?

AGNES. Wir würden uns doch gerne haben. Er müßte sich entscheiden. *Sie ist bei den Bildern.* Diese Sachen machen mich rasend.

FRANZISKA. Welche denn?

AGNES. Die da, und die da, und . . . glaubst du, daß er die alle gern gehabt hat? *Sie nimmt aufs Geratewohl eine Photographie hervor.*

FRANZISKA. Wie kannst du dir nur so was denken! Siehst du, von der weiß ich sogar zufällig, wer sie ist. Das ist eine gewesene Freundin von Brander.

AGNES. Das möcht' ich mir ausbitten, wenn ich der Brander wäre, daß meine gewesenen Freundinnen da im Paravent stecken. Und das da?

FRANZISKA. Schau, was du für ein Kind bist! Das ist die Schröder.

AGNES. Was beweist das? Weil sie Schröder heißt —

FRANZISKA. Nicht deswegen. Aber sie ist im Jahre 1787 geboren. War eine berühmte Schauspielerin.

AGNES. Lebt sie noch?

FRANZISKA. Nein. Übrigens wäre sie dann 110 Jahre alt.

AGNES. Was haben diese toten Weiber da hinter dem Schreibtisch zu suchen?

FRANZISKA. Komm, Kind, schauen wir lieber zum Fenster hinaus.

AGNES droht ihr beinahe ernst mit dem Finger.

FRANZISKA. Nun, was denn?

AGNES. Es gibt auch lebendige Damen.

FRANZISKA. Dagegen ist nichts zu machen.

AGNES. Leider, leider ... *Als wenn sie eine Neuigkeit erzählte.* Er ist auch schön.

FRANZISKA nickt.

AGNES vor sich hin. Und nichts weiß man von so einem Menschen! Da rennt er davon, und ... Wo ist er jetzt zum Beispiel?

FRANZISKA. Das kann ich dir sogar ganz genau sagen: Zwischen dem Lusthaus und dem Rondeau. Und in einer Viertelstunde wird er zu Hause sein.

AGNES lächelt selig; dann: Und wohin wird er heute Abend gehen?

FRANZISKA zuckt lächelnd die Achseln.

AGNES. Siehst du, das ist das Schreckliche! Drum wär' es das gescheiteste, wir wären verlobt; da wär' er abends bei uns oder ich bei euch. Das wäre höchst beruhigend.

FRANZISKA. Oder gar verheiratet.

AGNES. Ach Gott, daran denk' ich noch nicht. Wenn wir nur erst verlobt wären, das wär' schon genug. Und siehst du, sofort würd' ich ihm alles verzeihn!

FRANZISKA. Was du nicht sagst!

AGNES. Denn nicht wahr, diese alten Geschichten ... Das geht nun einmal nicht anders. Wir haben alle unsere dunklen Punkte in der Vergangenheit.

FRANZISKA. Wir?

AGNES. Wir auch! Es geht nur anders aus.

FRANZISKA. Nun also.

AGNES. Ja, weil wir Mädchen sind, junge Damen. Aber wer weiß — — Siehst du, ich bin gar nicht stolz, daß ich brav bin.

FRANZISKA. Das soll man auch nicht. Wie könnt's denn anders sein.

AGNES. Und außerdem — ich war ja schon einmal als ganz kleines Mädel verliebt — in unseren Geographielehrer —

FRANZISKA lächelnd. Ich weiß.

AGNES. Ja, heute lach' ich auch darüber! Aber es war sehr arg! Freilich, dann ist — Er gekommen! — — Er! —

FRANZISKA lächelt.

AGNES. Wenn ich so zurückdenke, wie oft er früher bei uns war! Und jetzt muß man ihn immer extra einladen.

FRANZISKA. Er geht so wenig in Gesellschaft in den letzten Jahren.

AGNES. Sind wir denn eine Gesellschaft? — Die Mama und ich? — In früheren Jahren, gerade, wie ich noch ein Kind war, ist er stundenlang bei uns gesessen. Die Mama war ja seine Vertraute. Ja, du, das ist ganz bestimmt so. Er hat ihr sicher alle seine Abenteuer erzählt! Die Mama weiß gewiß von allen denen, wer sie sind. — Diese verdammten Weiber!

FRANZISKA hat beide Fenster geöffnet; steht am Fenster links. Gar keine Sonne ist mehr! Und aus mit der Praterfahrt!

AGNES nahe bei Franziska. Er müßte mir auch alles verzeihen.

FRANZISKA lächelt. Komm, jetzt ist's erst recht lustig.

AGNES. Ich verdien's, Franzi.

FRANZISKA schlingt ihren linken Arm um Agnes' Hals und zieht sie so ans Fenster. Ich weiß, ich weiß, und jetzt reden wir nichts mehr drüber.

AGNES. Du bist so kalt, Franzi.

FRANZISKA. Nein.

AGNES. Was soll man denn jetzt noch sehn? Die „schönen" Leute sind alle fort.

FRANZISKA. Ein Schöner kommt gewiß noch.

Sie schauen zum Fenster hinaus.

LULU kommt, und wie er sie sieht, läuft er zu ihnen, steckt den Kopf zwischen beiden durch.

FRANZISKA beinahe erschrocken. Was ist denn? Was ist denn?

LULU. Ich hab' genug von den älteren Damen. Kinder, spielen wir was.

AGNES. So ein großer Bub' spielt noch.

LULU. Ah, nicht wie du meinst ... Ringer, ringer, Reiher, meint sie, oder so was! ... Wir spielen etwas mit Wetten. Paßt auf. Zum Beispiel ... siehst du, Agnes, dort kommen zwei Wagen unterm Viadukt hervor ... welcher früher bei uns ist, hat gewonnen. *Auf die Straße weisend.* Da ist das Ziel. Ich wette auf den linken.

AGNES. Ich auch.

LULU. Aber du mußt ja auf den anderen wetten, du ...

AGNES. Also gut.

LULU. Das ist das Ziel.

AGNES. Wo denn?

LULU. Na, da, wo meine Hand hinzeigt. So ... Du bist der Schiedsrichter, Franzi, also aufpassen.

FRANZISKA. Ja, ich pass' schon auf.

LULU. Wenn du in die Luft schaust ... *Mit Bewegungen.* Huß — Vorwärts!

AGNES. Der rechte wird's ...

LULU. Der linke ...

AGNES. Nein — meiner. —

LULU. Huß! — Huß! —

AGNES. Deiner kommt ja nicht vom Fleck. Schau' wie meiner fliegt!

LULU. Das ist keine Kunst — so ein Kutschier-

wagerl. — Meiner ist ein Viersitzer, das hab' ich von weitem gar nicht . . . Ah, siehst, er überholt ihn doch noch. —

AGNES. Vorwärts!

LULU. Meiner! —

AGNES. Um was haben wir denn gewettet?

LULU. Wenn nichts gesagt wird, ist es immer ein Sechserl.

AGNES. Ich gewinn'!

LULU. Der fährt ja auf unser Haus zu.

AGNES. Meiner ist schon übers Ziel. —

LULU. Ja, was ist denn das?

AGNES hat sich auf einen Sessel gesetzt, nächst dem Fenster. Gewonnen hab' ich.

LULU. Meiner bleibt ja stehen — vorm Tor. —

FRANZISKA. Was ist denn das? —

LULU. Die Leute schauen in den Wagen hinein. — Da steigt einer aus. — Wen haben sie denn da — *aufs höchste erschrocken* der Hugo!

FRANZISKA. Um Gotteswillen!

AGNES steht fürchterlich erschrocken auf, zum Fenster. Schreit auf. Ah!

Franziska und Lulu eilen vom Fenster weg durchs Zimmer, rechts ab.

AGNES steht noch einen Augenblick am Fenster, greift dann nach der Stirne.

BETTY tritt ein. Was ist denn?

EMMA gleich nach ihr. Hast du so geschrien? Was hast du denn?

BETTY merkt, daß Agnes am Fenster steht, geht hin. Nun, was denn? Was ist denn geschehn?

EMMA. Nun was?

BETTY. Ein Wagen steht da und viele — Leute . . .

AGNES. Der Hugo, der Hugo . . .

BETTY öffnet den Mund, als wenn sie schreien wollte, geht dann nach rechts ab.

EMMA bei Agnes. So red' doch was.

AGNES. Mama! Mama! Sie haben ihn gebracht.

EMMA. Wen, wen?

AGNES. Aus dem Wagen heraus ... getragen ... den Hugo —

EMMA. Tot?

AGNES. Ich weiß nicht, ich weiß nicht.

EMMA gleichfalls rechts ab.

AGNES steht wie ohnmächtig an den Schreibtisch gelehnt. Horcht angstvoll. Lärm auf der Treppe ist schon seit der ersten Frage Frau Emmas zu hören. Der Lärm wird lauter. Man hört Stimmen im Vorzimmer, auch von der Treppe herauf hört man Stimmen. Die Türe rechts vorn wird plötzlich flügelweit aufgestoßen. Agnes die mit dem Rücken zur Türe steht, bebt zusammen. Sie wendet sich um; ein Dienstmädchen kommt zuerst herein, sehr konfus, als wenn sie etwas suchte, rückt den Divan ganz sinnlos, geht dann rasch zu den Fenstern, die sie schließt; gleich darauf ein Arzt, sehr rasch hinter ihm Franziska, auf Agnes zu.

FRANZISKA. Er lebt. Vom Pferd ist er gestürzt. Aber er lebt.

HUGO wird teils hereingetragen, teils geführt, seine Mutter und ein fremder Mann stützen ihn. Er hat die Augen geschlossen, ist totenblaß.

ARZT. Also hierher vorläufig.

AGNES mit großen Augen, als kennte sie ihn gar nicht, schaut ihn an.

FRANZISKA läuft zum Divan, ist den anderen behilflich, wie sie Hugo auf den Divan betten. Die Tür ist noch nicht geschlossen, es treten ein: Frau Emma mit Lulu. Man sieht noch andere Leute hinter ihnen. Lulu, der verweint ist, sieht sich um, macht ein zorniges Gesicht, schließt beide Flügel.

ARZT. Um Ruhe möchte ich bitten vor allem.

FRAU BETTY als hätte sie schon öfter gefragt, zum Arzt. Es ist nicht gefährlich, nicht wahr?

ARZT. Es ist keinerlei äußere Verletzung nachzuweisen, gnädige Frau — jedenfalls muß man nicht gleich verzweifelt sein. *Sieht sich um; es sind noch anwesend außer Frau Betty: Franziska, Lulu, Frau Emma, Agnes, ein junger Bursch, das Dienstmädchen und der fremde Mann.*

ARZT. Ich bitte sehr ... Nicht wahr, gnädige Frau, Sie sehen ein — — —

FRANZISKA. Ich bin die Schwester.

LULU ist zum Divan gestürzt. Hugo!

ARZT. Liebes Kind, nicht wahr, Sie gehen auch lieber hinaus.

LULU. Ist es gefährlich?

ARZT. Wir wollen hoffen nein. Aber bitte sehr . . . Ruhe ist das wichtigste vorläufig. Und Sie *zum fremden Mann* bringen uns vielleicht Wasser.

DER FREMDE MANN verlegen. Ich gehöre nicht zum Haus.

Das Dienstmädchen entfernt sich.

FRANZISKA gleich voll Bedacht zu dem Manne. Ah, Sie sind . . . Wir sind Ihnen sehr . . . *will ihm Geld geben.*

DER FREMDE MANN. Oh nein! Oh bitte, nein, ich bin nur . . . *Er geht.*

EMMA zu Agnes, nachdem der Arzt beide flüchtig betrachtet. Kind, mein Kind!

FRANZISKA zu Agnes, umarmt sie. Es wird gewiß gut.

BETTY. Er schlägt die Augen auf.

FRANZISKA. Er schlägt die Augen auf!

AGNES über ihr Antlitz geht ein Zug von Hoffnung.

EMMA zu Betty. Ich fahre rasch, deinen Mann holen.

BETTY. Wenn du so gut sein willst.

EMMA. Komm Agnes! . . . *Agnes zögert.* . . . Komm, wir sind ja gleich wieder zurück.

BETTY nickt den sich Entfernenden zu.

HUGO hat die Augen aufgeschlagen, sieht sich um.

BETTY. Mein Hugo!

LULU. Hugerl, Hugerl!

ARZT. Gehen Sie jetzt, mein Kind!

HUGO lächelt leicht.

LULU. Er lacht ja!

ARZT macht Franziska ein gutmütig ernstes Zeichen mit den Augen, daß sie Lulu entfernen möge.

FRANZISKA Lulus Kopf berührend. Komm, Lulu, schau', du bist ja gescheit. Der Doktor will's. *Sie entfernt sich mit ihm, er sieht sich um.*

HUGO sehr leise. Ich weiß ganz gut, wie man mich heraufgetragen —

BETTY. Mein Kind, sag', tut dir was weh?

LULU hat sich wieder losgemacht, wie er Hugos Stimme gehört.

ARZT winkt ab.

Franziska mit Lulu ab, Franziska kommt gleich wieder.

BETTY. Sag', mein Kind, wie ist denn das geschehn?

HUGO. Das Pferd ... weiß Gott wie ...

ARZT. Bitte sehr, reden Sie jetzt nicht.

HUGO nickt.

Franziska kommt, zugleich das Dienstmädchen mit Wasser, Eis usw.

ARZT bereitet einen Umschlag.

HUGO. Ich hab' wenig Schmerzen.

BETTY. Das ist gut.

HUGO sieht Franziska lange an, drückt ihr die Hand. Aber was anderes ...

BETTY. Der Doktor sagt, du sollst nicht sprechen, Hugo.

HUGO. Was anderes ... alles ... ist ... Das Zimmer dreht sich ...

ARZT. Ja ... ein bißchen Schwindel ... Das ist wohl kein Wunder, wenn man so ...

HUGO. ... Und so lange ist es her ...

BETTY beunruhigt. Was?

HUGO. Nicht wahr, es ist schon tagelang? Wie lang bin ich so gelegen? Tagelang ... nicht wahr?

BETTY. Was fällt dir ein, mein Kind?

ARZT. Sie waren kaum eine Viertelstunde bewußtlos.

HUGO. So. Es ist sonderbar. Ich werde sterben, glaub' ich.

BETTY zuckt zusammen, sieht den Arzt an.

FRANZISKA zu ihm herab. Hugo!

ARZT. Herr Losatti, Sie sind undankbar. Ja, wahrhaftig. Sie wachen eben auf, befinden sich eigentlich ganz wohl und erzählen der Frau Mama solche Geschichten.

HUGO. Sie wissen das nicht, Herr Doktor. Wer sind Sie?

ARZT. Ich hab' es verabsäumt, mich vorzustellen. Ich bitte um Entschuldigung, meine Damen — Doktor Bernstein. Ich befand mich zufällig ... Aber das ist ja nebensächlich, denk' ich.

BETTY. Herr Doktor, wie sollen wir Ihnen ...

ARZT. Später.

HUGO. Sie können es nicht wissen, Herr Doktor.

ARZT scherzend. Oho! Wir Doktoren wissen überhaupt alles.

HUGO. Und wenn Sie 's wissen, dürfen Sie 's nicht sagen. Aber *auf den Kopf weisend*, da ...

BETTY. Weh?

HUGO. Nein ... keine Schmerzen. Was viel schrecklicheres. Ich weiß nicht, was. — Was saust denn so? Und ... ach es ist ... Mama — Mama —

BETTY. Mein Kind?

HUGO in seinen Zügen prägt sich aus, daß ihm plötzlich etwas unendlich Wichtiges eingefallen ist. Mama —

Er scheint sich erheben zu wollen.

FRANZISKA. So bleib doch liegen.

ARZT. Bitte, nur etwas Geduld.

HUGO. Ich hab' keine Zeit mehr, Mama, ich muß mit dir reden. Ist der Papa schon da?

BETTY. Tante Emma ist um ihn gefahren.

FRANZISKA. Jeden Augenblick muß er da sein.

HUGO. Ich muß mit dir reden, Mama.

ARZT. Wollen Sie das nicht auf morgen verschieben?

HUGO. Es wird zu spät. Es kann zu spät werden. Ich werde wieder — *er macht eine Geste, als wollte er die Besinnung verlieren* — und dann ... wer weiß ... ob man erwacht.

DER ARZT. Das sind rechte Kindereien.

HUGO. Ich muß mit der Mama reden. Gleich *heftig* gleich!

DER ARZT nach kurzem Bedenken. Wenn's nicht gar zu lang ...

HUGO. Zehn Worte, aber es muß sein.

DER ARZT. Also kommen Sie, Fräulein.

BETTY sehr erregt: sieht fragend den Arzt an; der Arzt macht ihr ein Zeichen, sie solle den Kranken anhören; darauf wird ihr Antlitz noch unruhiger, als schlösse sie daraus, daß Hugo mit seiner Ahnung recht habe; der Arzt wendet sich weg, mit Franziska rechts hinten ab.

Es wird dunkel.

HUGO hastig, indem er seine Mutter bei der Hand nimmt. Ich hab' ein Kind. Du mußt es zu dir nehmen.

BETTY sieht ihn groß an; kein Ausdruck des Schreckens, keiner des Staunens, nur als empfände sie die Bedeutung des Moments.

HUGO. Hast du mich verstanden?

BETTY nickt zweimal, wie oben.

HUGO. Ich hab' ein Kind. Wenn ich sterbe, müßt ihr es zu Euch nehmen.

BETTY als wenn sie endlich gefunden hätte, wo anzuknüpfen. Du wirst nicht sterben!

HUGO. Verlieren wir keine Zeit; — es quält mich! Sag' nur ja. — Versprich mir's.

BETTY. Du wirst nicht —

HUGO webrt ungeduldig ab. Du mußt es mir heilig, heilig, heilig versprechen.

BETTY. Ja.

HUGO. Du bist, oh ja, *küßt ihre Hände* du bist meine gute Mama. Auch die anderen sind gut ... aber ... um Gotteswillen, wenn du mich jetzt nur verstehst.

BETTY. Sag' mir nur alles, mein Kind.

HUGO. Du mußt vieles verstehn. Nicht nur das Gewöhnliche ... es ist nicht so einfach —

BETTY. Sag' mir alles.

HUGO. Man kann es ihr nicht wegnehmen, das Kind; es kann ohne sie nicht sein — und sie kann ohne das Kind nicht sein.

BETTY. Wie? Wie?

HUGO. Ach Gott, wenn ich nur wüßte, daß ich genug Zeit hab'! Gustav weiß alles, den wirst du fragen. Ihr müßt um ihn schicken —

BETTY. Hugo, dein ganzes Leben lang hast du Zeit!

HUGO. Wie lang? Wie lang? ... Hör' nur zu, hör' nur gut zu. Beide müssen kommen.

BETTY. Wie?

HUGO. Beide, jetzt gleich, sonst kann ich nicht ruhig ... sonst glaub' ich nicht ... Dir ja, Mama ... aber die anderen ... nicht alle können es verstehn. Sie müssen beide kommen. Mein Bub' und sie.

BETTY. Die ... Mutter?

HUGO. Ja. Sie müssen hier sein. Ich muß sie da ... *vor dem Divan hinweisend, wie eigensinnig* da muß ich sie sehen, beide, sonst glaub' ich nicht, daß ihr sie behalten werdet. Und ihr müßt es tun. Weißt du, allein mit dem Kinde kann ich sie nicht lassen, das ist unmöglich — dazu ist sie nicht ... weißt du, Mama, klug ist sie schon, aber selbständig ist sie gar nicht — und manchmal selbst wie ein Kind ... und der Bub' ist sehr schwach — weißt du, Mama — schön ist er, aber blaß — und ohne mich sind sie ganz allein — ganz — — allein —

BETTY beinahe schluchzend. Warum hast du mir denn nie von ihm erzählt?

HUGO. Meine gute Mama! Es hätte nicht mehr lang gedauert, so hätt' ich's euch allen erzählt. Sie ist ja brav, Mama — grad so brav, wie die Franzi ist, und ich hab' viel an ihr gut zu machen. — Und seit wir den Buben haben ...

BETTY. Wie alt ist er denn?

HUGO. Im März war er vier.

BETTY. Schon vier Jahre ist er alt?

HUGO. Ja ... Also sie müssen kommen ... Gleich! — Wenn du sie sehen wirst ...

BETTY. Wo sind sie? Wo sind sie?

HUGO. Ganz nah! ... Du mußt hinschicken. Gib mir Bleistift und Papier, ich schreib' dir die Adresse auf.

BETTY eilt zum Schreibtisch, bringt Papier und Bleistift.

HUGO will schreiben. Oh Gott, ich kann nicht.

BETTY. So sag's mir. —

ADOLF LOSATTI stürzt herein.

ADOLF noch in der Tür. Ja, Hugo, was sind denn das für Geschichten, wie kann man seinen Eltern einen solchen Schrecken einjagen. Hugo! Hugo! Natürlich hast du wieder Kunststücke machen müssen .... Graben nehmen ... mit einem Pferd, das noch kaum zugeritten ist.

BETTY deutet ihm, er solle nicht so laut und so viel reden.

ADOLF. Nun ja, aber ich will mit dem Doktor sprechen. Habt ihr nach Schmidt geschickt oder nach einem andern?

BETTY. Doktor Schmidt wird jedenfalls gleich kommen, er war früher da und wollte nur einen Besuch in der Nähe machen. Hast du Emma nicht gesprochen?

ADOLF. Emma? — Nein. Ich komme ja direkt aus der Sitzung. — Warum habt ihr keinen Professor holen lassen? Grubner zum Beispiel! Der ist ja für derartige —

HUGO. Ich bitte dich Papa, es ist ganz überflüssig.

ADOLF. Also noch nicht? Nach niemandem ist geschickt? Habt ihr denn alle den Kopf verloren? Ich fahre sofort selbst. Ja —

HUGO. Bleibe, Papa.

ADOLF. Ich habe kein Vertrauen zu diesem Menschen da draußen. Was ist das für ein Arzt, der dich hier allein liegen läßt!!

HUGO. Er weiß, daß ich nichts weiter brauche.

ADOLF. Wenn es auch nicht gefährlich ist, Beruhigung wollen wir doch haben. Und mich kann ein fremder Doktor nicht beruhigen, wenn es sich um meinen Sohn handelt.

HUGO. Mama, sage du dem Papa, um was ...

ADOLF. Wie meinst du, mein Kind? — Wenn man vom Pferd gestürzt ist, genügt die Mutterliebe nicht. Es ist ja ein unglaubliches Glück, daß du dir nichts gebrochen hast.

BETTY. Bitte, Adolf, hör' mich einen Moment an. Der Junge macht sich allerlei kindische Gedanken.

HUGO ungeduldig. Laß das, Mama!

BETTY. Ja, Hugo, ich muß doch . . .

HUGO beinahe angstvoll. Ich habe keine Zeit. — — —

BETTY. Er will . . . er will seine Geliebte sehn.

ADOLF. Will . . . will . . . Das wird wohl . . . Kannst du denn aufstehn?

HUGO schüttelt den Kopf.

ADOLF. Nun also? Man wird sie benachrichtigen. Es wird schon einmal vorgekommen sein, daß du sie hast warten lassen.

HUGO. Papa . . . ich . . . so sag's ihm doch, Mama . .

BETTY. Hör' mich ruhig an, Adolf, du siehst ja, wie er sich aufregt.

ADOLF. Du wirst doch zugeben, daß es in diesem Momente Wichtigeres gibt, als eine Geliebte, und wenn sie noch so schön ist. Man muß doch —

BETTY. Er will, daß seine Geliebte und sein Kind . . .

ADOLF heftige Bewegung.

BETTY. — hierherkommen.

ADOLF. — Hierher — sein Kind — du hast ein — Kind? . . . Hierher? . . . Was heißt denn das alles?

BETTY. Er will, daß wir sein Kind und die Mutter in unser Haus aufnehmen.

ADOLF. Aufnehmen? Aufnehmen? *Geste.*

HUGO. Und ich will die beiden noch einmal sehen, . . . weil es möglich ist, . . . daß ich sterbe.

ADOLF. Möglich, daß du stirbst? *Zu Betty.* Und du bestärkst den Jungen noch in seinen . . . in seinen Narrheiten. Noch einmal sehen, bevor er stirbt . . . bevor er . . . Das ist ja — ja, so sehen die Leute aus . . .

HUGO. Ich bitt' dich, Papa . . .

Blick zwischen Adolf und Betty.

BETTY. Du siehst ja, Adolf, er beruhigt sich nicht, bevor wir ihm diese Laune erfüllen . . . also . . .

ADOLF. Ihr macht einen ja toll; vollkommen toll.

Ich höre zum ersten Mal in meinem Leben, daß er ein Kind hat — eine Geliebte — das hab' ich mir denken können — ich weiß sehr gut, daß junge Leute Geliebte haben — ja, aber was soll denn mit dem Kinde geschehen? Ihr seid ja so konfus! Jetzt handelt es sich doch vor allem darum, daß der Junge gesund wird! — Dann können wir über diese anderen Dinge reden!

HUGO. Ich sagte ja schon: Hierher sollen sie — mein Kind und sie — damit alles geordnet ist ... für den Fall, daß ich sterbe —

ADOLF greift sich nach dem Kopf.

BETTY. Diktier' mir!

HUGO. Kaiser Josefstraße 15, 2. Stock ... Tür links ... Toni Weber.

BETTY. So.

ADOLF. Nun ... *ihr das Papier nehmend* — nun? Was jetzt? —

HUGO. Holen.

ADOLF. Wie? Unter welchem Vorwand?

HUGO. Es braucht keinen Vorwand.

ADOLF. Junge! Du hast eine Schwester.

HUGO. Gott sei Dank!

ADOLF wie mit einem plötzlichen Entschluß. Unsinn! —

HUGO. Schicke fort, Mama, es wird ... zu spät.

ADOLF während ihm Betty das Papier nehmen will. Was denn? Wen willst du denn schicken? Man kann doch nicht das Stubenmädchen schicken, um die Geliebte und das Kind vom jungen Herrn abzuholen. So viel Verstand werdet ihr beide wohl doch noch übrig haben.

HUGO. Um Gotteswillen, Papa, um solche Dinge handelt es sich jetzt nicht mehr.

ADOLF. Jetzt nicht, jetzt nicht, aber morgen? Und übermorgen? Wenn deine Aufregung vorüber ist? Da ist dann nichts mehr gut zu machen! Brauchst du wen andern um dich zu pflegen, als die deinen?

HUGO. Papa!

BETTY. Adolf! Adolf!

ADOLF. Ich geh' selber.

BETTY. Du —?

ADOLF. Ja! Ich. Ich hab' das nicht gern, wenn solche Sachen in der Dienstbotenstube herumgetragen werden. Und der Franzi wird gesagt, es ist eine Wärterin.

HUGO. Wozu?

ADOLF. Bitte, soviel könnt ihr mir noch zu Liebe tun. Morgen werdet ihr ja froh sein, daß wenigstens einer den Kopf nicht verloren hat! Ein Wunder wär's nicht, wenn auch ich schließlich verrückt würde! Da kommt man abgearbeitet nach Hause . . . und was findet man? Einen Sohn, der sich auf ein Haar den Hals gebrochen hätte — und einem die unglaublichsten —

BETTY. Adolf!

HUGO. Und das Kind? Als was erscheint das Kind? —

ADOLF. Ja, das frag' ich euch.

BETTY. Geh, Adolf, hole sie; wegen Franzi, das verantworte ich.

ADOLF. Oh Gott, oh Gott, was seid ihr für konfuse Menschen! *Liest.* Antonie Weber —

HUGO. So geh!

ADOLF. Zwanzig Schritte von hier hat er sie einlogiert. — Hugo, was glaubst du — hat das je ein Vater für sein Kind getan?

HUGO. Ich danke dir.

ADOLF. Und wegen einer Laune, einer Marotte — *Wendet sich zum Gehen.*

FRANZISKA tritt ein. Du gehst wieder, Papa? Was macht er denn?

ADOLF im Weggehen begriffen. Mein Kind, es ist wegen einer Wärterin, welche, wie Hugo behauptet . . . Adieu, adieu — *Zum Arzt.* Er ist ja jetzt ganz frisch; er ist . . . nicht wahr, jede Gefahr ist geschwunden?

ARZT. Wir wollen abwarten, Herr Professor.

ADOLF ab. Es ist dunkler geworden.

HUGO zu Betty. Ich möchte so gern, daß Gustav —

BETTY. Er war heute nachmittag da . . . er wollte dich abholen.

ARZT zu Hugo bin. Fühlen Sie sich besser?

HUGO. Ja. Aber es ist nicht wie . . .

FRANZISKA. Was denn?

HUGO. Meine liebe, liebe Franzi.

ARZT sitzt neben ihm und fühlt den Puls. . . . Hm . . . vorläufig kann ich nichts weiter tun. Um den Hausarzt haben Sie wohl schon geschickt?

BETTY. Er ist ein Freund unseres Hauses und muß jeden Augenblick kommen. *Das Stubenmädchen bringt zwei brennende Kerzen herein, stellt sie auf den Schreibtisch.*

ARZT hat sich mit Betty von dem Kranken entfernt. Ich hätte ihn recht gerne gesprochen.

BETTY. Ich bitte Sie, Herr Doktor, bleiben Sie bei uns. Sie flößen mir so viel Vertrauen ein.

ARZT. Sie sind sehr gütig, gnädige Frau. Ich will in einer Stunde —

BETTY mit Bedauern. Oh!

ARZT. In einer halben Stunde werde ich wieder da sein. Wie heißt Ihr Hausarzt?

BETTY. Doktor Ferdinand Schmidt.

ARZT nickt. Ah, der gewesene Assistent von Nußbaum?

BETTY. Ja.

ARZT. Bitte, erklären Sie ihm, daß ich durch einen Zufall nahe bei der Unfallstätte war, und daß Sie mich gebeten haben, wiederzukommen.

BETTY. Gewiß. Aber warum —

ARZT. Man muß sehr vorsichtig sein, gnädige Frau, besonders gegenüber Hausärzten. Ein anderer Arzt ist stets der Einschleicher — oh, ich kenne das!

BETTY. In diesem Falle können Sie ruhig sein. Nicht wahr, es ist jetzt viel besser?

ARZT. Na . . . Der Puls . . .

BETTY. Schlecht?

ARZT. Wir wollen hoffen, daß die Bewußtlosigkeit nicht wiederkehrt.

BETTY. Ja, was kann man tun, damit —

ARZT. Viel mehr, als bei ihm sein, können Sie eigentlich nicht. Ihr Herr Gemahl holt eine Wärterin?

BETTY. Nein. — Er *auf Hugo deutend* will eine Freundin — er will seine Freundin sehen.

ARZT. Hm.

BETTY. Es wird ihn erschüttern? Wir hätten nicht nachgeben sollen?

ARZT. Es ist ganz gut. Erfüllen Sie ihm immerhin, was er wünscht.

BETTY sieht ihn angstvoll an.

ARZT. Gnädige Frau, ich kann Ihnen nichts Bestimmtes sagen. Entscheiden muß es sich bald. Ich komme wieder. *Ab.*

BETTY bleibt einige Minuten an der Türe stehen, um ihre Erregung zu bemeistern, dann wendet sie sich wieder Hugo zu, der unterdessen still dagelegen, die Hand seiner Schwester in der seinen.

Stille.

HUGO. Franzi!

FRANZISKA. Nun?

HUGO. Ich hab' Angst, daß ich nicht mehr dabei bin, wenn —

FRANZISKA. Geh, Hugo —

HUGO zu Betty. Ich will es ihr sagen.

BETTY nickt.

HUGO. Mein Kind wird bei euch leben. Franzl heißt er — nach dir.

FRANZISKA. Ich hab' mir's gedacht, daß es dein Kind ist.

BETTY erstaunt. Du kennst es?

HUGO. Du weißt?

FRANZISKA. Ja, Hugo . . . ich hab' euch einmal gesehen. Im vorigen Jahr. Wir sind vom Theater nach Haus gefahren — der Papa, die Mama und ich — und da bist du an unserem Wagen vorbeigegangen, auf dem Parkring . . . du, das Kind und sie.

BETTY. Und woher wußtest du?

HUGO. Hast du's sehen können?

FRANZISKA. Es war zu dunkel ... Die Dame hab' ich sehen können; sie hat den Kopf gerade zu uns gewendet gehabt. Sie ist sehr schön, glaub' ich.

HUGO. Und gut. Du wirst sie lieb haben, Franzi —

FRANZISKA. Ja — und du wirst leben —

HUGO. Nein ... Es ... oh ... Nein, was ist denn das? ... Anzünden ... ja? ...

Er wird bewußtlos.

BETTY. Hugo! Hugo!

FRANZISKA. Nichts ist's, Mama. Sieh, er atmet ganz ruhig ... siehst du ... hörst du —

Stille.

Herr Adolf Losatti tritt rasch ein; gleich hinter ihm Toni, wie sie auf dem Divan Hugo sieht, will sie hinstürzen.

TONI. Hugo! Mein Hugo!

ADOLF. Bitte ... etwas Maß, mein Fräulein, es sind auch Mutter und Schwester anwesend.

TONI rasch hin zu den beiden Frauen. Ich bin Toni Weber.

BETTY. Bitte, Fräulein, er ist ein wenig eingeschlummert.

TONI. Ja, um Gotteswillen, wie ist ihm denn das geschehen?

FRANZISKA. Er ist vom Pferd gestürzt.

TONI. Das weiß ich.

ADOLF. Wenn Sie mir gestatten wollten, auf einen Augenblick —

TONI. War schon ein Doktor da?

ADOLF. Seien Sie überzeugt, Fräulein, daß alles Notwendige —

TONI. Der Doktor Schmidt!?

ADOLF. Leider noch nicht.

BETTY. Ein anderer war hier.

TONI. Oh, das ist gut. Was hat der gesagt? Ist es gefährlich? Warum hat er mich haben wollen? Es muß sehr gefährlich sein?

ADOLF. Er bildet es sich ein, Fräulein, und wollte durchaus ...

FRANZISKA. Wo ist denn der Kleine?

TONI. Ach Gott — er war im Hof nebenan — die Kinder haben ihn geholt — zum Spielen — und ich hab' nicht mehr Ruhe genug gehabt, um ihn abzuholen ... wie der Herr Professor ... wie Sie ins Zimmer herein sind — ich hab' ja das Allerschlimmste gefürchtet, wie Sie plötzlich bei mir ...

FRANZISKA. Sie haben Papa gekannt?

TONI. Oh, ich kenne Sie alle! — Wie oft hab' ich Sie gesehen, besonders Sie, Fräulein ... ah, sehen Sie, jetzt wacht er auf. — Hugo! —

ADOLF. Bitte, lassen Sie doch der Natur ihr Recht — wenn er schlummert, so —

HUGO schlägt die Augen auf, sieht Toni, sie beugt sich zu ihm. Bist du da, mein Schatz?

TONI. Mein Hugo!

Große Zärtlichkeit in seinem, Angst in ihrem Blick.

ADOLF zu Franzi, die er zu sich winkt. Mein Kind ... weißt du ... ich konnte es ihm nicht verweigern — Kranke — haben seltsame Launen —

FRANZISKA. Papa — du brauchst dich nicht zu entschuldigen.

HUGO. Und der Bub'? Wo ist mein Bub'?

TONI. Ich hab' nicht Zeit gehabt, ihn zu holen — ich hab' —

HUGO. Wo ist er denn?

TONI. Die Kinder von drüben haben ihn abgeholt.

HUGO. Du hättest ihn nicht mitgehen lassen sollen. Schau', ich hab' dich so gebeten. Die Buben sind zu wild. Er verträgt das Herumhetzen nicht ... *Zu Betty.* Siehst du, Mama, wie sie ist. Sie ist wirklich noch wie ein Kind. Man kann sich so gar nicht — da läßt sie den Kleinen —

TONI hat nicht verstanden. Was denn? *Auch zu den anderen gewandt.*

HUGO. Bring ihn gleich.

TONI. Laß mich doch bei dir. Ich darf doch bei ihm bleiben? —

HUGO. Du wirst immer hier bleiben. — Man wird dich hier halten, als wärst du meine Frau gewesen — verlaß dich darauf . . . *Zu seiner Mutter.* Sie ist mir soviel gewesen, sie ist mir mehr gewesen, glaub' mir, Papa . . .

TONI. Um Gottes willen, Hugo! Was sprichst du denn?

HUGO. Aber es muß in Ordnung kommen, bevor . . . Sie haben mir's schon versprochen, Toni, aber ich muß euch da sehen . . . da. — Und ich will den Buben noch einmal, ja meinen Buben will ich noch einmal küssen, bevor — Geh, geh, geh!

TONI über ihn gebeugt. Hugo! —

FRANZISKA. Bitte, Fräulein, gehen Sie schnell, damit Sie . . . damit Sie . . . *führt sie fort, beinahe schluchzend* . . . damit Sie ihn noch finden!

HUGO völlig bewußtlos. BETTY neben ihm. FRANZISKA kehrt zum Divan zurück. ADOLF hastig hin und her. Gleich darauf LULU. Ein wenig später DOKTOR FERDINAND SCHMIDT.

LULU stürzt herein.

BETTY. Pst! pst!

LULU. Was ist denn?

ADOLF. Es ist unverantwortlich, daß ihr nach keinem Professor geschickt habt. Grubner wäre gleich gekommen; hättet ihr ihm einfach sagen lassen: Professor Losatti läßt ihn bitten.

FRANZISKA. Da ist Doktor Ferdinand.

FERDINAND tritt rasch ein, streift den Handschuh ab, legt den Hut auf den Schreibtisch. Nun, was ist denn eigentlich geschehen? *Rasch zum Divan hin.*

ADOLF. Gott sei Dank, lieber Doktor, daß Sie . . .

FERDINAND hält den Puls. Vor allem bitte ich um Ruhe . . . Es wäre überhaupt wünschenswert, wenn nicht so viele . . . Lulu, geh hinaus, dich können wir durchaus nicht brauchen.

BETTY winkt Lulu zu gehen.

LULU gebt.

FRANZISKA. Nun?

FERDINAND. Hm — Hugo ... Hörst du, Hugo! — Reagiert nicht.

BETTY. Noch vor einer Minute war er bei Bewußtsein.

ADOLF. Ja — ganz klar — und seitdem diese Person da war —

FERDINAND. Wer war da?

ADOLF. Ein Frauenzimmer.

BETTY. Seine Geliebte.

FERDINAND. Das ist aber doch eigentlich unerhört. Ja, warum hat man sie denn hereingelassen?

BETTY. Er hat es gewünscht.

FERDINAND. Ah, ich begreife gewisse Stimmungen sehr gut; aber wenn ich hier schon als Arzt reden darf ...

ADOLF. Sie müssen als Arzt reden.

FERDINAND. Und als Freund —

ADOLF. Nun, Doktor?

FERDINAND. Man hätte nicht nachgeben sollen: Diese Aufregung war zum mindesten überflüssig.

ADOLF. Na, also ... was hab' ich gesagt? Der simpelste Menschenverstand muß so etwas einsehen.

BETTY. Er hätte sich mehr aufgeregt, wenn wir ihm diesen Wunsch nicht erfüllt hätten. Er glaubt, es ist sein letzter Wunsch.

FERDINAND. Letzter Wunsch ... letzter Wunsch ...

BETTY. Ich weiß schon, daß es vielleicht sein letzter war.

FERDINAND. Wer kann das sagen? Niemand! Hat sich vielleicht der Arzt, der ihn hierhergebracht hat, bestimmt über die Prognose ausgesprochen? Wenn ja, muß ich sagen, er ist — nun, um mich nicht stärker auszudrücken, voreilig gewesen.

BETTY. Doktor, er war nicht voreilig. Er *auf den Kranken weisend* fühlt es, und ich fühle es auch.

FERDINAND. Darauf ist durchaus nichts zu geben.

— Hm . . . Ist es nicht sonderbar! — Daß gerade die besten Reiter — ich kenne einen Fall; das war im vorigen Jahr, — auch zu der Saison etwa — da stürzte ein —

BETTY sieht ihn groß an, so daß er für einen Augenblick verwirrt schweigt. Sie geht langsam zu dem Kranken.

ADOLF. Doktor, was glauben Sie?

FERDINAND. Ja . . . jedenfalls ist es eine schwere Erschütterung gewesen . . . wir werden ja weiter sehen.

ADOLF. Mein lieber Doktor, das ist ja entsetzlich! Was sollen wir tun?

FERDINAND. Mein verehrter Herr Professor — den heutigen Abend habe ich mir allerdings anders vorgestellt. —

FRANZISKA plötzlich, als wenn sie jetzt erst zum Bewußtsein des Schrecklichen käme. Herr Doktor, retten Sie ihn!

FERDINAND. Wir können — nun ja, es ist eine Phrase, aber sie ist wahr — wir können nur die Natur unterstützen.

FRANZISKA nimmt Ferdinand bei der Hand. Das glaub' ich nicht. Sehen Sie doch — jetzt lebt er . . und atmet . . . sein Herz schlägt. Wie wenn er schliefe, sieht er aus. Und da kann man nichts aufhalten, da muß man es so ruhig gehen lassen, ohne eine Hand zu rühren . . . muß sich ergeben . . .

FERDINAND. Warten, nicht ergeben.

FRANZISKA. Fällt Ihnen denn gar kein Mittel ein?

FERDINAND. Es gibt keines.

FRANZISKA. So erfinden Sie eines. In welchem Augenblick soll man eines erfinden, wenn nicht in diesem. Ich bin überzeugt, wenn ich Arzt wäre, jetzt fiele mir etwas ein, was retten müßte.

FERDINAND Franziskas Hand fassend. Mein liebes Fräulein, wäre es so, so wären wir mehr als gewöhnliche Menschen.

BETTY sieht ihn angstvoll an, wendet sich an Adolf. Adolf!—

ADOLF. Nun? . . . Sehen Sie, Doktor, so ein Ge-

sicht macht sie. Ist das notwendig? Ich will ja niemandem einen Vorwurf machen — es wird sich alles — so Gott will — zum Besten wenden — aber nicht von mir ist die Idee ausgegangen, daß der Junge sein Freiwilligenjahr bei der Kavallerie abdient.

BETTY. Er ist doch früher auch schon geritten.

ADOLF. Gewiß, gewiß, aber auf Pferden aus der Reitschule. Nun ja — es war sein eigener Wunsch — und ich bin eben immer ein zu nachgiebiger Vater gewesen. Nun, hoffentlich wird es ihm zur Lehre dienen, und er wird sich abgewöhnen, Remonten in den Prater zu reiten.

FRANZISKA. Papa, Papa, siehst du denn nicht?

BETTY. Doktor! Doktor!

ADOLF. Nun? . . . Jetzt stöhnt er. Ich bin zwar kein Arzt; aber das ist ein gutes Zeichen.

BETTY. Hat er Schmerzen?

FERDINAND. Das sind Laute, die nichts mit dem Bewußtsein zu tun haben.

ARZT kommt ziemlich rasch.

BETTY. O, Gott sei Dank!

FERDINAND gleichfalls auf ihn zu, stellt sich vor. Doktor Schmidt.

ARZT sich vorstellend. Bernstein. Nun, wie steht's?

FERDINAND. Ich bin vor einigen Minuten gekommen, ich fand ihn bewußtlos . . . Puls —

ARZT hört nicht besonders auf ihn, geht schnell zum Divan, betrachtet den Kranken.

FERDINAND hat ihm unzufrieden nachgesehen und folgt ihm dann.

TONI und IHR KIND kommen herein.

FERDINAND rasch hin. Was soll das sein? Ich bitte sehr . . .

TONI mit dem Kinde rasch zum Divan. Plötzlich fast schreiend. Er ist ja tot.

ARZT. Nein!

TONI. Hugo!

KIND. Papa! —

FERDINAND zu Adolf. Ich bin einfach empört, daß man in so ernsten Momenten hysterische Weiber zu einem Kranken läßt.

ADOLF. Fräulein . . .

TONI zu ihrem Kinde. Sag' dem Papa was, bitt ihn, daß er zu dir spricht, sag' ihm . . .

KIND. Papa! Papa! Gib mir einen Kuß, Papa!

In der Tür ist Agnes erschienen. Emma mit ihr.

AGNES. Franzi! Franzi!

FRANZISKA zu ihr hin, den Schmerz verbeißend. Agnes!

AGNES wie verloren. Also bitte, wie geht es dem Hugo?

FRANZISKA atmet schwer.

AGNES sieht plötzlich Toni und das Kind; große Augen; fragend auf Franziska.

FRANZISKA. Es steht schlimm.

AGNES steht eine Weile; hat einen Schritt hingetan, bleibt aber fern stehen, an den Schreibtisch gelehnt.

TONI. Lichter! Lichter! . . . Ich will ihn sehen.

Sie ist aufgesprungen und eilt vom Divan fort.

FERDINAND. Fräulein, Fräulein, bitte, beruhigen Sie sich doch. Sie sind in einem Hause, das vielleicht in wenigen Minuten ein Haus der Trauer —

TONI. Was wollen Sie denn von mir?

FERDINAND. Achten Sie doch den Schmerz der Angehörigen. Ihr Rasen hilft ja nichts. Was wollen Sie denn mit den Lichtern? Lassen Sie die Lichter gefälligst stehen, wo sie stehen.

ARZT hält immerfort den Puls.

ADOLF. Er atmet ruhig, ganz ruhig.

ARZT. Zu ruhig.

BETTY. Er schläft.

KIND. Papa!

BETTY. Nicht wahr, er schläft?

ARZT. Er wird nicht mehr erwachen.

ADOLF plötzlich fast schreiend. Was?? —

TONI schreit leise auf.

FERDINAND rasch hin. Zu Toni. Ich bitte Sie, Fräulein, in Ihrem Interesse und dem der hier versammelten Familie, sich zu beruhigen. Ich hielte es für das weitaus Vernünftigste, wenn Sie sich — für einige Zeit entfernten.

EMMA stark. Lassen Sie sie; sie gehört hierher.

BETTY zum Arzt. Kann er mich noch hören?

ARZT leise. Was wissen wir von diesen Augenblicken?

BETTY mit einem Blick nach oben. Vielleicht hört er mich noch. *Zu ihm gebeugt.* Sei ruhig, mein Kind, sei ruhig, die zwei da haben ihr Heim!

AGNES hat mit großen Augen hingesehen; keiner bemerkt sie, wie sie still weinend zur Türe hinausschleicht.

ADOLF sieht alle Leute ohne Fassung an, weiß nicht, wo er seinen Blick ruhen lassen soll.

FERDINAND steht zu Häupten des Sterbenden mit vollkommen regungslosem Gesicht.

FRANZISKA küßt die Hand des Sterbenden.

LULU fängt laut zu weinen an.

Vorhang.

Acht Tage nach dem ersten Akt.
Dasselbe Zimmer wie im ersten Akt. Die Einrichtung kaum verändert. Der Divan ist etwas mehr nach hinten gerückt.

TONI sitzt auf dem Lehnsessel vor dem Schreibtisch.

DAS KIND vor ihr, sitzt auf einem Schemel, hat Spielsachen vor sich liegen, spielt aber nicht.

Es ist ganz still im Zimmer.

LULU kommt sehr rasch und lärmend von links, so daß Toni leicht zusammenfährt. Er hat den Hut auf dem Kopf und Schulbücher unter dem Arm. Wie Toni siebt, daß Lulu auf das Kind zuläuft, lächelt sie.

LULU mit kindischer, aber echter Zärtlichkeit. Bubi! — Na! Was macht denn's Bubi?

TONI. Also, Franzl, schön antworten.

KIND. Spielen.

LULU. Wart', ich spiele mit. *Ist bereit, seine Bücher wegzulegen.*

TONI. Mußt du nicht in die Schule gehen, Lulu?

LULU. Ich komm' schon noch zurecht. *Zum Kind mit etwas ungeschickter Kindlichkeit.* Ja! Lulu muß immer lernen! — Kann nicht spielen, wie's Bubi.

TONI. Spielt aber grad so gern.

LULU. Geh! *Zum Kind.* Was hast denn da? *Nimmt einen kleinen Wurstel, der vor dem Kinde liegt, in die Hand.* Den kenn' ich ja nicht.

KIND. Die Franzi hat mir'n mitgebracht.

LULU. So? — Weißt du schon, was der alles kann?

KIND schüttelt den Kopf.

LULU. Sei doch nicht so dumm, Bubi! Wenn man was kriegt, so muß man's doch probieren.

TONI. Das kann er doch nicht verstehen, Lulu.

LULU. Pass' nur auf, wie ich's ihm erklär'! *Zum Kind.* So nimm den Wurstel einmal in die Hand. *Kind nimmt ihn.* So. Jetzt drück' ihm da am Magen.

KIND drückt, der Wurstel quietscht.

LULU. Na, siehst, Bubi. Also kann er was?

KIND. Ja.

LULU. Was kann er?

TONI. Na, was kann der Wurstel?

KIND. Sprechen.

LULU unzufrieden. Wieso denn? Das ist doch nicht „Sprechen". Sagt er Papa, Mama?

KIND. Nein.

LULU. Also: Quietschen tut er. *Er drückt.* Hörst?

AGNES ist vor einigen Sekunden rechts vorn eingetreten, ungesehen von den andern. Sie ist dunkel gekleidet, nicht Trauer. Sie scheint bewegt und, während sie das Kind betrachtet, wie in Andacht versunken.

LULU durch den Blick des Kindes aufmerksam gemacht, wendet sich hin, erblickt Agnes, steht auf. Agnes!

TONI erhebt sich.

AGNES verlegen. Was tust du denn da?

LULU. Ich erzieh' den Buben.

AGNES geht auf Toni zu und reicht ihr die Hand. Ich heiße Agnes Winter.

TONI nickt. Ich kenne Sie ja.

Verlegene Pause.

LULU. Du bist lange nicht dagewesen, Agnes.

AGNES hat den Blick immer auf das Kind gerichtet.

LULU. Seitdem —

AGNES leise. Ich hab' nicht können.

LULU kindisch, weiß nicht, wie er sich benehmen soll, zum Kind. Sag' dem schönen Fräulein guten Tag! — So! — Kennst du das schöne Fräulein?

KIND nickt.

LULU hat seine Fassung wieder. Du mußt nicht zu allem ja sagen. — Er ist so dumm, Agnes! Das schöne Fräulein da kennst du nicht.

KIND mit großen Augen. Oh ja.

TONI nickt. Gewiß.

LULU versteht allmählich, leise. Ja richtig.

AGNES nickt und sieht Toni an, die den Blick erwidert.

LULU altklug. Was sich so kleine Kinder alles merken.

TONI drückt das Kind an sich und verbirgt das Gesicht auf seinem Haupt.

LULU. Du, Agnes, ich muß jetzt gehn. Wir haben nämlich Schul' — griechisch.

AGNES den Blick auf Toni, nickt.

LULU nimmt Agnes beiseite. Weißt, was die mir gesagt haben?

AGNES zerstreut. Wer?

LULU mit einer Kopfbewegung nach links. Na, die ... die behandeln mich noch immer, als wenn ich in der ersten wär'.

AGNES. Was haben sie dir denn gesagt?

LULU. Also der Papa hat mir gesagt, — *winkt sie näher* der Hugo war mit ihr im Geheimen verheiratet. Jetzt frag' ich dich, Agnes, warum erzählt man mir solche Geschichten?

AGNES. Es ist doch dasselbe.

LULU. Na eben. — Also, grüß' dich Gott, Agnes ... *Zurück.* Pah, Bubi. — Adieu, Tante Toni ... *Ab.*

Pause.

AGNES leise. Also hier wohnen Sie?

TONI. Wohnen — das eigentlich nicht. Dort *nach der Türe rechts hinten weisend* ist unser Zimmer. Aber wir sind beinah immer da.

AGNES. So.

TONI. Anfangs haben sie das Zimmer ganz absperren wollen. Aber so ist es besser — glaub' ich.

AGNES nickt, betrachtet das Kind. Ja. *Sie kniet, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, neben dem Kinde nieder und küßt es mit Inbrunst.*

TONI mild. Deswegen sind Sie heut gekommen.

AGNES. Ja ... *Erhebt sich.* Ich war schon ein paarmal auf dem Weg hierher; — aber ich hab' mich nicht herauf getraut. Es hat mich so schrecklich erschüttert. Wir waren ja ... so nahe verwandt. Es war beinah, als wenn ich einen Bruder verloren hätte. *Sie ist ins Schluchzen gekommen und fällt Toni in die Arme.*

TONI. Sie haben ihn — sehr lieb gehabt.

AGNES aufschauend. Hat er's denn gewußt?

TONI. Er vielleicht nicht. — Aber ich. —

Pause.

AGNES. Hat er von mir gesprochen?

TONI. Natürlich. Er hat zu mir von allen Menschen gesprochen, die er gekannt hat. Das können Sie sich wohl denken, Fräulein Agnes.

AGNES. Jetzt kann ich mir vieles denken. Und daß jemand auf der Welt sein muß, dem er alles sagt — das hab' ich schon lang gewußt. Wenn er zu Hause oder bei uns war, hab' ich oft genug gemerkt, daß er eigentlich lieber wo anders sein möchte.

TONI das Kind an sich drückend. Bei uns!

AGNES ausbrechend. Oh Gott, wie beneid' ich Sie!

TONI schaut auf.

AGNES wie beschämt. Sie haben ja ... den ...

TONI leise. Gott erhalte ihn mir.

AGNES. Sie müssen nicht böse sein, daß ich so rede. Aber das Herz tut mir so weh, ich kann's gar nicht sagen.

TONI in tiefstem, aber unterdrücktem Schmerz. Liebes Fräulein Agnes, mir auch!

AGNES. Fräulein Toni, ich möchte so gern Ihre Freundin sein!

EMMA tritt ein, rechts vor, lächelt leicht, wie sie Agnes sieht.

AGNES ihr entgegen. Mama!

EMMA. Grüß' Sie Gott, Toni! Was macht denn der Kleine?

TONI. Ich danke, gnädige Frau.

EMMA. Blaß!

TONI. Ja, das ist er immer.

EMMA. Jedenfalls ist es gut, daß Sie bald aufs Land gehen.

TONI. Freilich.

EMMA. Auch für Sie!

TONI abwehrend. Ach Gott!

EMMA zu Agnes. Warst du schon bei Tante Betty?

AGNES. Nein, Mama, jetzt kann ich nicht. Ich geh' lieber nach Hause, Mama, wenn du erlaubst.

EMMA. Wie du willst, mein Kind.

AGNES zu Toni. Jetzt werd' ich oft wiederkommen. Jeden Tag will ich kommen, ja? Wir sind Freundinnen, Mama.

EMMA. So?

AGNES beugt sich und küßt die Haare des Kindes. Sie reicht Toni die Hand und geht.

EMMA mit einem Blick auf das Kind. Für so was ist es schon der Mühe wert, zu leben. Haben Sie nur Mut. Ich hab's auch überstehen müssen.

TONI. Sie sind so gut zu mir, gnädige Frau.

EMMA. Wir sind ja alte Bekannte.

TONI. Bekannte?

EMMA. Er hat mir von Ihnen erzählt, — freilich ist das schon sehr, sehr lange her.

TONI. Mir auch von Ihnen, gnädige Frau ... Viel ... Noch ganz zuletzt. Ja, Sie haben ihn gekannt! — Darum verstehen Sie auch alles so gut.

EMMA. Das werden die anderen auch. Sie müssen nur Geduld haben, Toni. Vorläufig ist noch eine gewisse Scheu da.

TONI. Ja — warum denn? Sie brauchten mich doch nur zu fragen; ich hab' ja nichts zu verbergen.

EMMA. Auch die Franzi hat Sie noch um gar nichts gefragt?

TONI. Die möcht's manchmal tun — das merk' ich schon. Aber ich glaub', sie traut sich nicht recht.

EMMA. Traut sich nicht? *Lächelnd.* Sie meinen — wegen ihres Bräutigams?

TONI. Ist es denn wirklich ihr Bräutigam?

EMMA. Gewiß.

TONI. Man merkt's so gar nicht. Haben sich denn die gern?

EMMA. Mein Kind, das Gernhaben, wie wir zwei es uns vorstellen, ist freilich was anderes.

TONI. Nicht wahr? —

KIND. Mama!

TONI. Was willst denn, Franzl?

KIND. Wird der Papa heut kommen?

TONI. Morgen, Franzl, morgen. — Setz' dich daher — und schau' dir die Bilder an. *Setzt das Kind auf einen Fauteuil, gibt ihm ein Bilderbuch in die Hand.* Ja, — und sei schön still! *Zu Emma zurückkehrend.* Immer fragt er mich das! Es macht mich noch wahnsinnig. Was soll ich ihm denn sagen? Ich kann ihm doch nicht sagen, daß sein Vater nicht heut und nicht morgen und nie mehr kommen wird. Ich versteh's ja selber noch nicht. Es ist grad, wie wenn ich's jeden Tag in der Früh' neu erfahren möcht'. Immer muß ich mich erst besinnen, weil ich jede Nacht von ihm träum' — immer gehn wir miteinander herum, und er führt mich bei der Hand — so wie er den Franzl immer bei der Hand geführt hat. — Haben Sie denn eine Ahnung, gnädige Frau, wie gern er uns zwei gehabt hat?

EMMA. Ich kann's mir wohl denken.

TONI schüttelt den Kopf. Nein —

EMMA lächelt.

TONI. Das können Sie sich nicht denken. Sie wissen ja nicht, wie das alles war. Was er für mich gewesen ist, können Sie nicht wissen. Ich bin so allein gewesen, das kann sich gar kein Mensch vorstellen.

EMMA. Freilich — wenn man so früh seine Mutter verliert!

TONI. Oh Gott — meine Mutter hab' ich gar nicht gekannt. So weit ich zurückdenk', war ich immer mit dem Vater allein.

EMMA. Aber es sind doch Leute zu Ihnen ins Haus gekommen?

TONI. Wie ich noch ein Kind war — ja. Wie der Vater selbst noch jünger war, sind manchmal Kollegen aus dem Bureau zu ihm gekommen. Aber in den letzten Jahren so gut wie keiner. Nur ein Bruder vom Vater und seine Frau, — die sind am Sonntag manchmal bei uns gewesen, das weiß ich mich noch zu erinnern — da sind wir zusammengesessen, die zwei alten Leut',

der Vater und ich — in unserem kleinen Zimmer — da ist kaum ein Wort gesprochen worden ... Ich hätt' schreien können.

EMMA. Warum?

TONI. Vor Angst. Immer war's so still bei uns, als wenn man sich vor irgend etwas fürchten müßt'! Man hat nie so recht aufatmen können. Und je älter der Vater geworden ist, um so ärger ist das geworden. An nichts hat er eine rechte Freude gehabt. Und immer Sorgen — auch wenn's nicht notwendig war ...

EMMA. Was ist er denn eigentlich gewesen?

TONI. Beim Magistrat war er angestellt.

EMMA. Aber der Hugo hat Sie ... bald vom Haus weggenommen?

TONI nach einer Pause. Ich hätt' ja ... gehn müssen.

KIND das Gustav erblickt. Onkel Gustav! *Streckt ihm die Arme entgegen.*

TONI steht auf.

GUSTAV ist eingetreten, geht vor allem dem Kinde entgegen und schließt es in die Arme — Pause der Bewegung. Dann streckt er Toni die Hand entgegen; dann Emma. Ist das ein Wiedersehen!

EMMA. Wann sind Sie denn zurückgekommen?

GUSTAV. Vor einer halben Stunde, gnädige Frau, ich hab' eine so große Sehnsucht gehabt, die beiden da *auf Toni und das Kind weisend* wiederzusehen. — *Bewegt.* Also seid ihr wirklich da! Wohnt hier! — Das beruhigt mich sehr! — Und wie geht's euch denn ... wie ist das überhaupt alles — hat man euch auch lieb?

Kleine Pause.

EMMA. Es ist alles gut — und wird noch besser werden.

BETTY und FRANZISKA kommen von links.

BETTY. Sie sind wieder da, Gustav?

FRANZISKA. Guten Tag! *Begrüßung. Franziska wendet sich gleich dem Kinde zu.*

BETTY. Zurück vom Urlaub?

GUSTAV. Ja, gnädige Frau, und hierher war natürlich mein erster Weg. *Leise zu Betty.* Was Sie da getan haben, ist sehr schön.

BETTY. Es ist doch selbstverständlich.

GUSTAV. Ja, von Ihnen, gnädige Frau ... gewiß.

FRANZISKA zu Gustav. Waren Sie zu Hause?

GUSTAV. Ja, Fräulein. Es war ein trauriger Urlaub! Denken Sie — die Stimmung, in der ich von hier abgereist bin, und — daheim hab' ich auch nicht alles so gefunden, wie ich gewünscht hätte.

FRANZISKA. Wie geht's Ihrer Mutter?

GUSTAV. Nicht zum besten. Sie ist sehr alt geworden. Wer weiß, ob ich sie noch einmal wiedersehen werde.

BETTY. Warum machen Sie sich so trübe Gedanken?

GUSTAV. Was! Ist das Leben eine traurige Erfindung! Wenn man so ein paar Jahre daran vergessen hat und es für sehr fidel hält — da kommt dann alles Schlimme auf einmal. — *Einfach.* Da heißt es dann gleich — alles verlieren, was einem ...

TONI klammert sich unwillkürlich an das Kind.

GUSTAV absichtlich abschweifend. Sie ziehen wohl bald alle aufs Land?

BETTY. Ja, in einigen Tagen.

GUSTAV. Das ist gut. Auch wegen des Buben. Um die Zeit war er sonst immer schon im Grünen. *Zu Franziska.* Sie wissen doch, daß er nach Ihnen heißt.

FRANZISKA nickt.

GUSTAV. Er hat gewußt, was er an seiner Schwester hat. *Zum Kind.* Ja, jetzt wird der Franzl bald wieder im Garten herumlaufen.

KIND. Und der Papa wird mit mir fangen spielen.

FRANZISKA zu Toni. War das sehr weit draußen, wo ihr auf dem Lande gewohnt habt?

TONI. Nein.

GUSTAV. Ganz nah. Ich bin sehr oft noch spät

abends mit ihm hinaus. Erinnerst du dich, Toni, wie wir —

TONI wehrt ab.

FRANZISKA zu Gustav. Sie haben auch mehr von ihm gehabt als wir. Warum hab' ich von all dem früher nichts wissen dürfen? Warum? Warum? — Den Garten möcht' ich doch gern einmal sehen! Wir wollen einmal alle zusammen . . .

TONI beinahe hart. Nein — —

FRANZISKA. Warum nicht?

TONI. Ich könnt' es nicht ertragen.

Pause.

BETTY. Was mir eben wieder eingefallen ist, Toni, Sie müssen doch bald einmal in Ihre alte Wohnung hier in der Stadt schauen.

TONI. Nein, nein . . .

BETTY. Es wird doch notwendig sein. Die Zimmer könnten weiter vermietet werden, während wir auf dem Lande sind. Oder soll ich hinschicken, alles abholen lassen?

TONI. Nein, gnädige Frau, ich danke sehr . . . Da geh' ich doch lieber selbst hin. Es ist noch manches dort, das ich gerne bei mir haben möchte.

FRANZISKA von dem Kinde weg, herzlich. Wenn ich Sie begleiten würde, Toni?

TONI. Sie wollen mit mir?

FRANZISKA. Ich denke, wenn Sie nicht allein hin müssen, wird es Ihnen leichter sein.

TONI. Das ist schon möglich.

FRANZISKA. Wenn es dir recht ist, Mama, wollen wir das gleich besorgen.

BETTY. Ich habe nichts dagegen, nur möchte ich nicht, daß du lange fortbleibst. Doktor Ferdinand wird —

FRANZISKA leicht verlegen. Wenn er mich sehen will, wird er schon auf mich warten.

GUSTAV wechselt einen Blick mit Emma.

TONI. So wollen wir also gleich gehen, Fräulein Franziska?

FRANZISKA. Sagen Sie mir doch „Franzi", wie die andern — wozu das „Fräulein"?

TONI. Wie gerne.

FRANZISKA. Also adieu!

GUSTAV. Ich begleite die Damen — wenigstens die Stiege hinunter. Ich komme direkt von der Bahn und war noch nicht zu Hause. — Sie erlauben mir doch, bald wieder zu kommen, gnädige Frau. Ich glaube auch im Sinne Hugos zu handeln, wenn ich mich manchmal nach dem Kleinen umschaue.

BETTY. Kommen Sie nur oft.

GUSTAV. Also auf Wiedersehen!

BETTY zu Toni. Den Kleinen lassen Sie uns da, Toni.

GUSTAV. Pah, Franzerl, morgen sehen wir uns wieder, ja?

TONI. Freust du dich denn nicht, daß morgen der Onkel Gustav wiederkommt?

EMMA. Wie Sie gekommen sind, hat er gelacht.

TONI. Jetzt lacht er auch. Er hat ein eigenes Lachen — das ist anders wie sonst bei Kindern — das kenn' eigentlich nur ich — *Pause der Bewegung.*

FRANZISKA. Adieu, Tante Emma.

GUSTAV. Küss' die Hand, meine Damen! —

Gustav, Franziska, Toni ab.

BETTY zu dem Kinde. Mein süßer Bub'! *Zu Emma.* Wenn ich denke, der könnte auf der Welt sein — und ich wüßte nichts davon!

EMMA. Das wäre auch möglich.

KIND. Großmama.

BETTY. Was denn, Franzl?

KIND. Wirst du auch im Garten spielen, wenn der Papa zurückkommt?

BETTY. Freilich, Franzl, freilich. — *Sie ist sehr bewegt. Pause.* Ach Gott, wie wenig von seinem Leben hat uns gehört. Ich darf gar nicht daran denken.

EMMA. Hast du's nicht manchmal gefühlt?

BETTY. Das mag wohl sein. Wenn man einen

Sohn in dem Alter hat, — muß man ja an manches denken. Aber daß er ganz wo anders daheim ist als bei uns, Emma! — Daß es etwas gibt, was ihm teurer war, als wir alle — als ich — — nein, das hab' ich nicht geahnt.

EMMA schweigt.

BETTY mit Blick auf das Kind. Hätt' ich's nur früher gewußt! Mir kommen jetzt diese letzten Jahre so entsetzlich fremd — so — ich weiß gar nicht, wie ich dir das sagen soll — ganz unheimlich kommen sie mir vor. Jetzt weiß ich ja erst, wieviel, wie unendlich viel er . . . mir schuldig geblieben ist.

EMMA. Du bekommst doch vieles wieder zurück.

BETTY. Ja, Emma, der Bub' da gibt's mir wieder. Nach und nach, durch solche Worte, wie jetzt, vom Garten, durch alles mögliche, was er zusammenplauscht, dadurch, daß er überhaupt da ist, gibt er mir die Tage wieder, die mir mein Hugo nicht gegeben hat. *Sie nimmt das Kind, herzt es.* Ja, mein süßer, süßer Bub', da sind sie! Auf deinen Lippen, in deinen Augen, da sind alle die Tage, die mir der Hugo nicht gegeben hat!

EMMA sehr bewegt. Glaub' mir, Betty, in den Augen seiner Mutter fändest du vielleicht noch mehr davon, wenn du auch da suchen wolltest.

BETTY. Ja, das ist schon möglich. Aber da fände ich vielleicht noch vieles andere, was ich nicht suche, und was ich nicht finden möchte.

EMMA. Was denn? Was könntest du da finden, was du nicht finden möchtest?

BETTY. Wie kannst du mich so fragen, Emma?

EMMA. Nun — was? — Daß sie Freuden und Schmerzen durchgemacht hat, von denen du, meine liebe Betty, dir wahrscheinlich in deinem ganzen Leben nichts hast träumen lassen! Was denn sonst? Sie wäre ja ohne ihn möglicherweise was Schlechtes geworden — und wenn er gewollt, so hätte er selbst sie zu was Schlechtem machen können. Aber er hat sie zur Mut-

ter seines Kindes gemacht, und so ist sie gut geworden. Du mußt sie lieb haben, Betty.

BETTY. Das tu' ich ja.

EMMA. Sie verdient es! — *Bewegt.* Ich weiß, was es heißt, einen geliebten Mann verlieren, als junge und geliebte Frau. Alles verschmerzen wir, Vater und Mutter und Söhne — aber wenn uns der Geliebte gestorben ist, können wir nie wieder lachen, wie andere Frauen — da kommen immer wieder Tage, wo es ist wie am ersten Tag, — und an jedem Grab weinen wir doch wieder nur für ihn. —

Pause.

BETTY. Ich muß jetzt so oft an ihn denken. Soll man nicht an eine Bestimmung glauben?

EMMA. Wie meinst du das?

BETTY. Gerade die beiden haben so früh von uns fort müssen — mein Bruder und mein Sohn, gerade die, die einander so ähnlich waren!

EMMA. Ja, es war eine seltsame Ähnlichkeit.

BETTY. Und beinah auf den Tag sind sie gleichalt geworden.

EMMA in Sinnen. Besonders wenn Hugo am Klavier gesessen ist, da war mir, als säh' ich Ihn wieder vor mir. Ich glaube fast, ich hab' ihn oft nur deswegen gebeten, mir was vorzuspielen.

ADOLF tritt ein, links vorn, hat ein Päckchen in der Hand.

ADOLF. Guten Abend! Guten Abend, Emma, wie geht's dir denn? *Beugt sich zum Kinde herab.* Na, was macht das Bubi? Was macht das süße kleine Bubi? . . . *Liebkosung, übertrieben.* Was hab' ich da dem Bubi mitgebracht?

EMMA. Darf ich dich um etwas bitten, Adolf?

ADOLF. Stets zu deinen Diensten, Emma.

EMMA. Wenn du dem Kind nicht so oft Bubi sagen möchtest — es macht einen ganz nervös,

ADOLF. Komisch bist du, Emma, — Na. *Zum Kind.* Herr Hofrat, was glaubst du, daß ich dir mitgebracht hab'?

BETTY. Jeden Tag bringst du ihm was mit. *An Emma gewandt.* Und dabei hat er eigentlich an nichts eine rechte Freude.

ADOLF. Das wird schon kommen. Wahrscheinlich haben wir das Richtige noch nicht gefunden. Meiner Überzeugung nach hat nämlich jedes Kind sein Spielzeug, dasjenige, das gerade seiner Individualität . . *Er hat das Päckchen geöffnet, nimmt eine Trompete heraus.* Das gehört dem kleinen Franzl! — Ja! *Er trompetet.*

KIND zuckt zusammen.

EMMA. Das scheint schon wieder nicht das Richtige zu sein.

ADOLF. Wo ist denn übrigens — die Mutter?

EMMA. Warum sagst du nicht einfach Toni?

ADOLF. Ich sage ohne weiteres Toni! — Ah, das ist gut! — Na, da kennst du mich schlecht. Wo ist Toni?

BETTY. Sie ist — mit Franzi fortgegangen.

ADOLF. Mit Franzi? . . . Zusammen? — Hm —

BETTY. Ja.

ADOLF auf und ab. Im Prinzip ist ja dagegen nichts einzuwenden. Aber es könnte falsch aufgefaßt werden.

BETTY. Wieso?

ADOLF. Ich werde euch das erklären. Es könnte so aufgefaßt werden, als ob wir uns darauf etwas zugute täten.

BETTY. Zugute?

ADOLF. Ja. — Seht her — unsere Tochter, ein junges Mädchen, lassen wir bei hellichtem Tage mit dieser . . . *Blick auf Emma* mit Toni in der Praterstraße spazieren gehen — ja, das tun wir — so egal seid ihr uns. — Es ist zu absichtlich, Betty, wir werden ohnedies noch genug Kämpfe zu bestehen haben —

BETTY. Kämpfe?

ADOLF. Tut ja nichts, die Sache ist das schon wert — und mit dir zusammen — ja, Betty, du bist mein tapferes Weib. Wir wissen doch, wofür . . . für diesen kleinen süßen Engel da! *Zum Kind, das zu weinen*

begonnen hat. Ja, was hast du denn? Was habt ihr denn nur mit dem Buben gemacht? *Zum Kind.* Du sollst nicht weinen! Warum weinst du denn? *Sehr nervös.* Ach Gott, ach Gott — das vertrage ich absolut nicht. Betty, willst du den Kleinen nicht lieber in ein anderes Zimmer bringen?

BETTY. Komm, Franzerl.

ADOLF. Aber die Trompete da soll er sich mitnehmen. Na, da nimm . . . da. *Gibt dem Kinde die Trompete.*

Betty und das Kind ab.

ADOLF im Zimmer auf und ab. Ist das Leben nicht sonderbar? Da ist man nun längere Zeit — Großpapa gewesen und hat keine Ahnung davon gehabt. Was sagst du denn eigentlich dazu, Emma?

EMMA zuckt die Achseln.

ADOLF. Du hast's wohl gewußt?

EMMA wendet sich ab.

ADOLF. Ich sollte dir eigentlich böse sein, daß du mir nichts gesagt hast.

EMMA. Das hätt' ich keinesfalls getan.

ADOLF. Du hättest Unrecht gehabt, Emma. Siehst du, das wird mir niemand abstreiten: Wie ich jederzeit ein liberaler Mann war — ich habe oft Gelegenheit gehabt, es zu beweisen — so bin ich auch ein liberaler Vater gewesen. Mein armer Hugo hat sich nie über mich zu beklagen gehabt. Ich kann von mir sagen, daß ich alles verstehe. Aber — wenn ich von dieser Sache erfahren hätte — der hätte ich zu rechter Zeit ein Ende gemacht. Das hab' ich nämlich nicht geahnt. Siehst du, der Junge hat viel Geld gebraucht, ich muß sagen — eigentlich mehr, als sonst Söhne aus gut bürgerlichen Häusern zu brauchen pflegen, aber ich habe mir gedacht, der Junge lebt wie die anderen jungen Leute, hat seine fidelen kleinen Aventuren, kurz und gut, er genießt sein Leben. Donnerwetter, man war ja auch einmal jung, man versteht das ja!

EMMA. Gott sei Dank, wenn man es nur versteht!

ADOLF. Allerdings versteht man es. Aber, was

ich immer stillschweigend vorausgesetzt habe, war: Der Junge hat ein Verhältnis, wo das Hängenbleiben ausgeschlossen ist. Das ist doch etwas, was man von seinem Sohne verlangen kann. Zu allem übrigen hätt' ich nie ein Wort gesagt . . . hab' ich nie ein Wort gesagt. — Du hast doch davon gewußt, Emma, du bist ja seine Vertraute gewesen.

EMMA. Früher einmal — ja.

ADOLF. Früher, das wissen wir!

EMMA. Was wissen wir?

ADOLF ernst. Alles, meine liebe Emma, was rings um mich geschieht. Glaube nicht, daß es irgend etwas gibt, das diesen Augen entgehen könnte.

EMMA. Was willst du damit sagen?

ADOLF. Ich kenne die Welt, liebe Emma. Daher fasse ich die Dinge stets in ihrer wahren Bedeutung auf, nicht nach der landläufigen Moral. Und meiner Ansicht nach gibt es gar nichts, was einen jungen Mann mehr bildet, mehr reift, als — die Verehrung für eine schöne junge Frau — — oder Witwe . . . Du bist noch immer schön, Emma.

EMMA. Was soll man zu einem Menschen sagen, der sich nicht scheut, in diesem Zimmer —

ADOLF. *Sans conséquence* bei uns, liebe Emma — das weiß ich längst — die Söhne haben in solchen Fällen gewöhnlich mehr Glück als die Väter.

BETTY kommt zurück. Es hat sich beruhigt. Ich hab' es ein bißchen aufs Bettchen hingelegt — weil es ganz müde ist, als hätt' es weiß Gott was für Aufregungen durchgemacht.

ADOLF. So. Wir müssen doch dieser Tage einmal ernstlich mit Schmidt über den Buben reden. In meinem Leben ist mir kein so nervöses Kind vorgekommen, und das betrübt mich. Wie immer man die Sache nehmen mag: Dieses Kind ist von unserem Blute, und was mich anbelangt, lieb' ich es so sehr, als . . .

EMMA. Als wenn es dein Enkel wäre . . . was?

ADOLF. Tue ich auch.

EMMA. Es ist doch euer Enkel.

ADOLF. Ich liebe es, als wenn es mein legitimer Enkel, als wenn es in der Ehe geboren wäre, von einer Frau, die wir selbst unserem Hugo zugeführt hätten.

EMMA. Es ist gar nicht ausgemacht, daß die besser gewesen wäre.

ADOLF. Du bist eben immer originell, liebe Emma. Aber wir haben nun einmal in der Welt nicht mit lauter Leuten zu tun wie du oder ich. Drum sagt' ich früher: Der Kampf beginnt. Gott sei Dank, ich bin der Mann, ihn durchzuführen, ich habe schon manchmal Gelegenheit gehabt, zu zeigen — na —

BETTY. Was meinst du denn eigentlich? Warum sprichst du von einem Kampf?

ADOLF. Sag', meine liebe Betty, ist dir nicht aufgefallen, daß einige unserer intimsten Freunde seit dem Begräbnis sich nicht bei uns haben blicken lassen.

BETTY. Es sind ja erst acht Tage her.

ADOLF. Immerhin . . . Unter anderen Umständen wären sie wohl gekommen.

BETTY. Von Bibers und Grünbergs ist es allerdings sonderbar.

ADOLF. Weder Biber, noch seine Frau, noch seine Töchter haben sich blicken lassen.

BETTY. Nun ja, wir werden schlimmsten Falls auf diesen Verkehr verzichten können. Wir haben eben eine Pflicht zu erfüllen.

ADOLF. Das ist's — ja! Du bist mein braves Weib, Betty. Eine Pflicht haben wir zu erfüllen, das ist das erlösende Wort. Aber wenige verstehen das! Wenige! Sogar solche, von denen man denken sollte . . .

EMMA. So erzähl' doch endlich, was du zu erzählen hast!

ADOLF. Ich habe heute früh Doktor Mettner begegnet, wie ich meinen Morgenspaziergang über den Ring machte. Du wirst zugeben, ein Mann ohne engherzige Vorurteile, ein Vorkämpfer für alle freisinnigen

Ideen wie ich selbst — ja, ich kann sagen — Schulter an Schulter haben wir seinerzeit . . .

Emma steht nervös auf.

BETTY. Nun, was hat's mit ihm gegeben?

ADOLF. Lieber Professor, sagte Mettner, Sie geben der Gesellschaft einen Faustschlag ins Gesicht — ich gebrauche seinen Ausdruck „Faustschlag" —

BETTY. Was hast du ihm erwidert?

ADOLF. Ich? — Lieber Doktor, habe ich erwidert, ich kann mir das erlauben. Ich meine nämlich, wenn man so dasteht, wie ich, wenn man —

FERDINAND tritt ein. Guten Abend!

ADOLF. Guten Abend, Doktor!

FERDINAND im Zimmer umherblickend. Also immer hier?

ADOLF. Ja. Hier sind wir ihm am nächsten.

FERDINAND. Fräulein Franzi ist wohl in ihrem Zimmer?

BETTY. Franzi ist nicht zu Hause, Doktor; sie wird aber bald kommen. Sie ist mit Toni fortgegangen.

FERDINAND. Mit ihr? Halten Sie das für unerläßlich, gnädige Frau?

ADOLF. Was hab' ich gesagt, Betty? Der Doktor findet das auch nicht in der Ordnung.

BETTY. Lieber Doktor, sie ist doch nun einmal unsere Hausgenossin.

FERDINAND. Ich denke, nachdem die ersten fürchterlichen Tage vorüber sind, in denen wir alle wie niedergeschmettert waren, — ist es nun endlich an der Zeit, über diese ganze Angelegenheit ins Klare zu kommen. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie — bedenken Sie doch endlich, wen Sie in dieses Haus aufgenommen haben, wer mit Ihnen an einem Tische sitzt, wem Sie erlaubt haben, mit uns allen am Grabe Ihres Sohnes zu beten.

EMMA. Die Mutter seines Kindes ist sie!

BETTY. Ja, die Mutter seines Kindes.

FERDINAND. Seine Mätresse ist sie gewesen, das

steht jedenfalls fest, also eines von den Weibern, die man sonst in solchen Häusern nicht über die Schwelle läßt.

EMMA. Lernen Sie sie doch erst kennen, bevor Sie sie mit einem Worte abzutun versuchen.

FERDINAND. Ich bin nicht danach begierig. Sie haben ja alle irgend eine Entschuldigung — das ist nichts Neues! Die ist gut für die nächsten Liebhaber — bei uns hier hat sie nicht zu gelten.

ADOLF. Lieber Doktor, Ihre Ansichten sind die eines rechtlichen Mannes, und es ist für mich besonders erfreulich, daß gerade der Mann solche Ansichten hegt, dem ich das Glück meiner einzigen Tochter anzuvertrauen gesonnen bin. Wir wissen alle, daß dieses junge Wesen gefehlt hat, und ich bin, wie ich vielleicht als bekannt annehmen darf, sehr ferne davon, in dieser Hinsicht lax zu denken. Aber wir haben ein Recht gegenüber solchen Geschöpfen, das wir gelegentlich in Anspruch nehmen dürfen; das Recht: zu verzeihen. Und das wollen wir tun. Ich verzeihe ihr!

EMMA. Verzeihen? — Du sprichst von Verzeihen? — Was hast du — *Pause. Stark* was hat überhaupt ein Mensch dem andern zu verzeihen? — Vermessenheit ist das! Strafen dürfen wir, — und rächen meinethalben — damit bleiben wir doch unter uns sozusagen. Aber zum Verzeihen ist doch keiner gut genug. Ihr habt einfach den letzten Willen eures Sohnes zu erfüllen — das ist alles.

ADOLF. Das tun wir ja. Ich weiß nicht, was du willst. Wenn es mir — abgesehen davon — auch noch beliebt, ihr zu verzeihen, so ist das meine Sache.

FERDINAND. Der letzte Wille Hugos? — Wissen Sie, was sein letzter Wille war? — Seine letzten Worte kennen wir, die er gesprochen hat, als schon die Schatten des Todes über seinem Bewußtsein lagen.

BETTY fast erschrocken. Nein, Doktor sagen Sie das nicht. Er wußte, was er wollte. O ja.

FERDINAND. Wenn ich auch das annehmen will, eine Frage bleibt jedenfalls offen — ob er das Recht hatte, Verfügungen zu treffen, die so tief die Existenzbedingungen seiner nächsten Angehörigen berühren?

EMMA. Wie können Sie es wagen, über ihn zu urteilen!

FERDINAND. Damit maße ich mir keinerlei Urteil an.

EMMA. Sie haben ihn ja nie begriffen, Sie haben ihn überhaupt nie leiden können.

ADOLF ernst. Emma, du sprichst zu dem Lehrer und Freund unseres armen Hugo.

FERDINAND. Ich hab' ihn lieb gehabt — und glaube ihn auch genügend begriffen zu haben — das war nicht so schwer. Er war jung, liebenswürdig und gut — aber die Menschen hat er nicht gekannt.

ADOLF. Ja, er war zu gut für diese Welt!

EMMA. Ja! Zu gut für diese Welt. Besser, als ihr alle ahnen könnt, ist er gewesen — und darum hat er noch im letzten Augenblick seines Lebens das Beste getan, was er tun konnte, und euch die Sorge um diese zwei Geschöpfe ans Herz gelegt, die ohne euch wahrscheinlich verloren wären.

BETTY. Und ich danke Gott, daß er noch die Kraft gehabt hat, diese Worte zu sprechen. — Auch wenn ich von anderer Seite erfahren hätte, daß ein Kind meines Hugo existiert, ich hätte es zu uns genommen!

FERDINAND. Das Kind ja — aber seine Mutter —

BETTY. Ich hätte sie doch nicht von ihrem Kinde getrennt.

ADOLF. Das hätten wir nicht getan. Nein, das hätten wir nicht getan! — Und mit einem Worte, Doktor, werde ich Sie über die ganze Sache endgültig beruhigen. Zu dem Kinde hätten wir jedenfalls eine Person ins Haus nehmen müssen. Denken Sie einfach, Toni ist diese Person. Wir hätten keine bessere gefunden. Mit dieser Lösung wird vielleicht auch meine verehrte Schwägerin einverstanden sein.

STUBENMÄDCHEN tritt ein. Herr Professor Biber fragt, ob die Herrschaften zu sprechen seien.

ADOLF. Biber? — Natürlich sind wir ... Professor Biber allein ... Frau Biber nicht?

STUBENMÄDCHEN. Nein, Herr Professor Biber ist allein da.

ADOLF. Führen Sie ihn gleich in den Salon.

STUBENMÄDCHEN ab.

BETTY. Siehst du, er ist doch gekommen.

ADOLF. Aber ohne Frau ... *auf eine Idee kommend.* Betty, hol' das Kind.

BETTY bedauernd. Ach Gott, es wird jetzt schlafen.

ADOLF. Betty, hole das Kind — Biber soll sofort sehen, woran er ist. Wir haben keinen Anlaß, unsere Handlungsweise zu verbergen. Hole das Kind.

BETTY ins Nebenzimmer; bringt das Kind.

ADOLF nachdem er Emma stolz angesehen. So ... komm, mein süßer kleiner Bub'. Führ' ihn an der Hand, Betty. So wollen wir Biber gegenübertreten. Auf Wiedersehen!

Adolf, Betty, das Kind ab.

EMMA. So hassen Sie ihn wirklich übers Grab hinaus.

FERDINAND. Warum sagen Sie mir das?

EMMA. Ich weiß ja, daß sich Ihre ganze Natur gegen ihn gewehrt hat — vom ersten Augenbick an, da Sie dieses Haus betreten haben. Aber jetzt ist er ja fort. Alle die Heiterkeit und Güte ist fort! Warum jetzt noch? Warum wollen Sie Ihren Haß dieses arme Wesen entgelten lassen, das ihn von uns allen am meisten geliebt hat!

FERDINAND. Die Sache liegt anders, als Sie sie auffassen, gnädige Frau ... Daß wir einander fremd gegenüber gestanden sind — mag ja richtig sein. Ich bin eben ganz wo anders hergekommen — aus einer armseligen und miserablen Kindheit — während er die Sorge nie gekannt hat. Er hat von Jugend auf alles gehabt, was das Leben schön macht — und ich sehr lange nichts. So etwas macht einander fremd.

Aber das hat sich ja geändert, wie Ihnen nicht unbekannt ist — und wenn ich ihn je beneidet hätte — das müßte vorbei sein. Und da soll ich jene Person hassen, weil sie seine Geliebte war? Ich gönne ihr alles Glück der Welt, nur hier darf sie nicht bleiben — aus Franziskas Nähe soll sie fort.

EMMA. Warum? Sie führen ja Franzi in der nächsten Zeit aus diesem Hause weg.

FERDINAND. Sind Sie dessen ganz gewiß, gnädige Frau? — Ich sage Ihnen, daß alles zu wanken beginnt, seit diese Toni hier ist. Ich fühle mich so lange meines Glückes nicht sicher, als die Möglichkeit vorliegt, daß sie sich Franzi nähern kann. Ich habe mit Geschöpfen dieser Art nie zu tun gehabt; sie sind mir unheimlich. Ich fühle, daß ich sie hier nicht dulden darf. Aus einer anderen Welt kommt sie, von der kein Hauch die Seele eines reinen Mädchens wie Franzi berühren darf — dahin soll sie zurück!

EMMA. Eine andere Welt gar?

FERDINAND. Ja, das nenn' ich eine andere Welt, wo die Gesetze nicht gelten, auf denen die ganze Ordnung unseres bürgerlichen Lebens beruht — wo man sich einfach nimmt, was einem gefällt — ohne Skrupel, ohne Reue! Und ich kann's nicht ertragen, daß ein Wesen jener Welt an der Seite Franzis bleibt.

EMMA. Wie ein Kind von Fabelländern reden Sie von dieser „anderen Welt". Als wenn's irgend welche Grenzen dieser Art gäbe! . . . Hier „die Tugend" — und dort „das Laster". So einfach ist das Leben nicht, mein guter Doktor. Die Grenzen wären ja sehr bequem für Sie — nur existieren sie nicht. In uns allen ist nämlich die Sehnsucht nach Glück — und das ist die Gefahr, die Sie fürchten! — Mit Recht, übrigens! Sie werden Franzi vor vielem behüten müssen, wenn sie Sie nicht lieben wird — nicht nur vor Tonis Gegenwart.

FERDINAND. Wenn Franzi bleibt, was sie war, wird es nicht notwendig sein.

EMMA. Sie wissen doch gar nicht, von wo überall diese Gefahren kommen können. Menschen wie Sie bemerken sie vielleicht nicht einmal. Ich sage Ihnen aber: Ein Blick, den sie einmal zu rechter Zeit über sich gleiten fühlt, — die Schauer eines Frühlingstages können sie empfinden lassen, daß es noch eine andere Seligkeit für sie gibt, als Sie ihr bieten können — und — die Grenzen sind verwischt.

FERDINAND. Das sind Dinge, die vorübergehen. Frühlingstage sind kurz, und Blicke sind rasch vergessen. Aber Toni wäre immer da, und — Sie müssen es ja fühlen wie ich — ihr Blick, ihre Rede, ihr Dasein allein strömt einen Duft aus, der mich ängstigt.

FRANZISKA tritt ein. Guten Abend!

FERDINAND. Guten Abend, Franziska!

EMMA. Wo hast du Toni gelassen?

FRANZISKA. Sie ist noch dort geblieben.

FERDINAND. Wo geblieben?

FRANZISKA. Ich war mit ihr in ihrer früheren Wohnung. *Bewegung Ferdinands.* Sie will alles so weit ordnen, daß sie nicht noch einmal dahin zurück muß.

EMMA. Das begreif' ich.

FRANZISKA. Wir haben Auftrag gegeben, alles hierher zu schicken. *Zu beiden.* Ich bin zufrieden, daß ich mit ihr dort war. Ich habe mir doch alles ganz anders gedacht. Wie glücklich müssen sie gewesen sein. Mit welcher Zärtlichkeit hat er sie umgeben! Man fühlt es so, wenn man dort ist. Es ist noch alles wie am letzten Tag. An dem Abend hat er noch hinkommen wollen, und alles sieht aus, als wenn es nur auf ihn wartete. Auf dem Tisch sind noch die Veilchen gestanden, die er ihr das letzte Mal gebracht hat, wie er oben war. Die Toni ist mit mir zum Fenster gegangen, und wir haben zusammen in den Hof hinunter geschaut, wo der Franzl früher gespielt hat; da waren kleine Kinder unten, und wie sie uns gesehen haben, haben sie heraufgerufen und die Toni gefragt, wann der Franzl wieder spielen wird ... Sie hat so ge-

weint ... *Große Pause.* Sind Papa und Mama nicht zu Hause?

EMMA. Es ist Besuch bei ihnen, Professor Biber.

FRANZISKA. Ah, sind die doch gekommen?

EMMA. Nur er. — — Ich kann leider nicht länger warten — grüße sie schön von mir. — Leb' wohl! — Adieu, Herr Doktor!

FRANZISKA. Du willst schon gehn? — Grüße Agnes. Toni hat mir erzählt, daß sie heute — *Im Abgehen die letzten Worte. Ferdinand bleibt allein zurück.*

FRANZISKA wiederkehrend, will in das Zimmer rechts hinten.

FERDINAND. Der Kleine ist bei Ihren Eltern, Fräulein Franzi.

FRANZISKA. So? Wollen wir nicht auch hinein? Es scheint, Papa ist sehr stolz auf den Kleinen.

FERDINAND. Franziska, ist es möglich! — Sie waren in jener Wohnung — mit Toni.

FRANZISKA. Nun ja! Was befremdet Sie?

FERDINAND. Franziska, lassen Sie mich's als gute Fügung nehmen, daß ich heute mit Ihnen in diesem Zimmer sprechen darf, wo uns das Andenken Ihres teuren Bruders umschwebt. Ich hätte Ihnen so viel zu sagen. Seit dem unglückseligen Tage haben wir keine zehn Worte miteinander gesprochen wie in früherer Zeit. Und gerade an jenem Abend —

FRANZISKA. Sie reden so seltsam.

FERDINAND. Sagen Sie mir vorerst das eine: Hat sich nichts in Ihnen gewehrt, als Sie über die Schwelle jener Wohnung traten, aus der Sie eben kommen?

FRANZISKA. Gewehrt? — Wie können Sie das glauben! — Ich hatte mich ja längst danach gesehnt!

FERDINAND. Das haben Sie nicht getan, nein ...

FRANZISKA. Ja — gesehnt. — Wenn Sie wüßten, Ferdinand, mit welcher Andacht ich diese Wohnung betreten habe! — Es war eine tiefere Andacht, als draußen auf seinem Grab ... Dort, wo er mit ihr gelebt hat, wo er glücklich gewesen ist, hab' ich mich besser seiner erinnern können, als dort, wo er *schaudert*

langsam zu Staub wird. Wären Sie doch mit mir dort gewesen! — Hätten Sie sie gesehen, wie ich sie gesehen habe! — Sie würden verstehen, daß ich sie lieben darf wie eine Schwester.

FERDINAND hart. Entweihen Sie diesen heiligen Namen nicht! Diese Person — Ihre Schwester! Was für ein Zauber geht von solchen Wesen aus, daß selbst ein Mädchen wie Sie, Franziska, vergessen kann, was es für Wesen sind.

FRANZISKA. Was hätte ich denn vergessen sollen? Hugo hat sie lieb gehabt, und sie ist die Mutter seines Kindes — das ist der ganze Zauber, den sie für mich hat. Ich wollte, Ferdinand, Sie könnten ihn auch empfinden.

ADOLF, BETTY, DAS KIND.

FRANZISKA gleich auf das Kind zu. Franzerl!

ADOLF. Meine liebe Franzi! Weißt du, wer eben dagewesen ist?

FRANZISKA mit dem Kind beschäftigt. Professor Biber, wie ich höre? — — Was hast du denn, Bubi? Warum ist er denn so still?

ADOLF blickt scheinbar gerührt auf Franziska.

BETTY. Er ist so müd'.

FRANZISKA. Was habt ihr denn mit ihm gemacht?

BETTY. Papa wollte ihn durchaus dem Biber vorstellen — da mußt' ich ihn nachmittags aus dem Schlaf aufwecken.

FRANZISKA wendet sich wieder zu dem Kind. Da wird sich der Franzl aber gleich wieder hinlegen — ja? Wenn die Mama nach Haus kommt, solls Franzl wieder frisch und munter sein, nicht wahr?

KIND. Wo ist denn die Mama?

Franziska und Kind rechts hinten ab.

ADOLF. Das gute Kind! . . . Sie ahnt noch nichts.

FERDINAND. Was gibt's denn?

ADOLF. Es war ein Abschiedsbesuch in aller Form, den uns Professor Biber gemacht hat.

FERDINAND. Freilich, er hat eine Frau und Töchter.

FRANZISKA kommt wieder. So abgespannt hab' ich den Kleinen noch nie gesehen. Wär' nur Toni schon zu Haus.

BETTY. Die Mädeln lassen dich grüßen.

ADOLF. Nimm es als letzten Gruß. Du wirst sie nicht wiedersehen.

FRANZISKA erschrocken. Was ist denn?

ADOLF. Mein Kind, wir stehen allein. Auch Bibers werden nicht mehr mit uns verkehren.

FRANZISKA. Ach so.

BETTY. Das hat Biber doch nicht gesagt.

ADOLF. Meine liebe Betty, für mich war es deutlich genug. Vor allem ist er allein gekommen. Es war ein Abschiedsbesuch für immer. Meine Aufforderung, uns auf dem Lande zu besuchen, hat er abgelehnt.

FRANZISKA. Wie denn, Papa?

ADOLF. Ausflüchte . . . sie werden im August in die Schweiz reisen — als wenn bis dahin nicht noch Zeit genug wäre. Ja, meine Lieben, wir werden auf uns selbst angewiesen sein *faßt Ferdinands Hand* und müssen uns um so fester aneinander schließen. Es ist ja ganz natürlich, daß gerade jetzt, nach so unsäglich trauriger Zeit die Sehnsucht nach besseren Tagen uns alle um so heißer überkommt. Es liegt vielleicht auch von unserer Seite, Betty, mehr Pietät darin, an das Glück der Kinder zu denken, die uns Gott noch gelassen hat — als sich einer unfruchtbaren Trauer hinzugeben, die uns ja doch die Toten nicht wiederbringt.

BETTY. Adolf!

FRANZISKA. Papa!

ADOLF. Ihr versteht mich ja. Ich fände es dem Ernst unserer gegenwärtigen Lage durchaus nicht widersprechend, wenn deine Verlobung, meine liebe Franziska, noch ausgesprochen würde, — bevor wir aufs Land übersiedeln.

FRANZISKA. Es ist doch nicht die Zeit, Feste zu feiern.

ADOLF. Worauf man erwidern könnte: eine Verlobung ist kein Fest! Im Ernst gesprochen: eine Verlobung ist eine heilige und feierliche Sache — und besonders bei euch, die ihr einander so lange kennt. Bedenke nur, liebe Franziska, wie verlassen wir von nun an sein werden, — und wenn uns ein treuer Freund bleibt, so müssen wir ihn doppelt hoch schätzen.

FRANZISKA. Ich möchte ja so gerne glauben, daß Sie es sind.

FERDINAND. Zweifeln Sie daran, Franziska? *Er streckt ihr die Hand entgegen, die sie zögernd nimmt.*

TONI kommt. Sie trägt einige Bilder in der Hand. Wie sie die Gruppe sieht, bleibt sie an der Türe stehen.

FRANZISKA rasch zu ihr. Guten Abend, Toni.

TONI sehr erregt. Guten Abend.

BETTY. Was ist Ihnen denn, Toni, wie sehen Sie denn aus?

TONI. Es wird schon vorübergehen.

FRANZISKA. Sie haben geweint, Toni.

ADOLF. Heut sollen keine Tränen mehr fließen. Freuen Sie sich mit uns, Toni. Franzi wird sich mit dem Doktor verloben.

TONI ohne Bewegung. Ich gratuliere. *Kleine Pause.*

ADOLF. Sie dürfen sich freuen, Toni. Sie sollen es tun. Seien Sie überzeugt, unser armer Hugo selbst, wenn er Sie hier unter uns sähe, würde wünschen, daß Sie unsere Freude teilen.

FERDINAND hat während der letzten Sätze die Bilder, wie zufällig, zur Hand genommen und sie mit Aufmerksamkeit betrachtet.

Pause.

TONI hat ihn starr angesehen; plötzlich: Wo ist mein Bub'?

Sie eilt ins Nebenzimmer.

ADOLF. Ich finde, sie könnte an eurem Glück etwas innigeren Anteil nehmen.

FERDINAND betrachtet die Bilder. Wer ist das?

BETTY. Das ist ein altes Bild von Hugo. Oh Gott! ... 19 Jahre war er damals.

ADOLF. Was für edle Züge!

FERDINAND. Das hier mein' ich ... den alten Mann.

FRANZISKA. Das ist Tonis Vater.

FERDINAND. Wissen Sie das bestimmt, Franzi?

FRANZISKA. Ganz gewiß. Sie hat es mir eben dort gezeigt. Auf dem kleinen Tisch am Fenster, wo sie gearbeitet hat, ist es neben dem Bilde von Hugo gestanden.

FERDINAND. Sonderbar. Ich habe diesen alten Mann gekannt ... Weber ... jetzt erinnere ich mich auch des Namens.

ADOLF. Ist's möglich?

BETTY. Woher —?

TONI herein. Gnädige Frau, ich weiß nicht, was dem Kind ist. Es kommt mir verändert vor. Herr Doktor, bitte, wollen Sie —

FERDINAND. Ich habe Ihren Vater gekannt, Fräulein Toni.

TONI. Sie?

FERDINAND. Allerdings zu einer Zeit, wo Sie ihn offenbar nicht mehr gekannt haben.

TONI fährt zusammen.

FERDINAND. Ich bin durch eine Zeit lang oft bei ihm gewesen.

TONI. Sie waren bei ihm?

FERDINAND. Ich bin sein Arzt gewesen, während seiner letzten Krankheit.

TONI. Ah —

BETTY. Wirklich!

ADOLF. Wie seltsam sich oft die Fäden des Schicksals verschlingen.

FERDINAND. Jetzt, da ich dieses Bild sehe, wird mir vieles wieder gegenwärtig.

TONI. Es ist lang her —

FERDINAND. Jawohl, es müssen drei Jahre sein; ich war noch Assistent.

TONI. Hat er damals von mir gesprochen?

FERDINAND. Er? ... Niemals.

TONI. Nun ja, selbstverständlich.

FERDINAND. Sein Bild bewahren Sie auf, aber den alten Mann haben Sie allein sterben lassen!

ADOLF. Was ist das? Sie haben Ihren Vater allein —

TONI. Es war nicht meine Schuld, daß es so hat kommen müssen.

FERDINAND. Wahrhaftig!

TONI. Wissen Sie, wie oft ich vor seiner Tür gestanden bin, und er hat mich nicht hereingelassen?

FERDINAND. Das wäre allerdings bequem, wenn die Türen gleich wieder aufspringen wollten, die sich vor Töchtern Ihrer Art geschlossen haben!

ADOLF. Das ist einem Vater wahrhaftig nicht zu verdenken!

TONI. Hören Sie mich doch an —

FERDINAND. An mancherlei erinnere ich mich jetzt. Es waren ein paar alte Leute bei Ihrem Vater, Verwandte glaube ich — die haben ihn gepflegt.

ADOLF. Das wäre Ihre Pflicht gewesen, Toni.

FERDINAND. Und die waren es, die mir von seiner Tochter erzählt haben, von der Schande, die er mit ihr erlebt, von dem Gram, den er um ihretwillen erlitten, und Gemütsbewegungen dieser Art pflegen das Leben von alten Leuten nicht zu verlängern.

BETTY. So lassen wir doch jetzt diese Dinge.

ADOLF. Von all dem haben wir bis heute nichts erfahren.

TONI. Man hat mich ja nicht gefragt. Ich will Ihnen ja alles sagen.

FERDINAND. Freilich ist's lustiger, mit einem Liebhaber zu leben, als am Krankenlager seines Vaters zu wachen! — Die Jugend genießen nennt man das wohl — und lächelt mild, wenn man davon spricht. — Aber gar so leicht ist das doch nicht zu nehmen,

wie man es selbst hier gerne täte — solang es noch Väter gibt, die an solchen Kindern zu Grunde gehen.

FRANZISKA. So sprechen Sie doch, Toni.

TONI. Es ist nicht wahr, daß er daran gestorben ist — es ist nicht wahr, daß ich ihn allein gelassen hab' — nur auf mich ist es angekommen, daß er mich wieder zu sich genommen hätte — trotz allem!

BETTY. Was sagen Sie?

TONI. Er hat ja gar nichts anderes verlangt, als daß ich wieder bei ihm wohne.

ADOLF. Warum haben Sie's nicht getan?

BETTY } Nun —
FRANZISKA }

TONI. Aber das Kind hätt' ich zu fremden Leuten geben sollen!

FRANZISKA. Oh Gott!

FERDINAND. Dieser Wunsch war natürlich. Sie hätten ihn erfüllen müssen.

ADOLF. So was kommt alle Tage vor.

BETTY. Nein! —

TONI. Nicht um die ganze Welt hätte ich es getan! Und glauben Sie, der Hugo hätte es je zugegeben?

FERDINAND. Wenn Sie ihn sehr gebeten hätten, wäre es vielleicht doch zu erreichen gewesen.

TONI. Was verstehen Sie denn von dem allen? Wenn man irgend einem Wesen auf der Welt schuldig ist, so ist es doch das eigene Kind. Und dann war's ja erst aus mit dem Vater. Wie er gesehen hat, es ist alles umsonst, und ich geb' meinen Buben nicht fort, — da hat er mich nimmer hereingelassen und hat mich von der Tür davongeschickt . . . so oft, bis ich's endlich aufgegeben hab'.

FRANZISKA. Was müssen Sie gelitten haben!

TONI. Freilich hab' ich gelitten. Aber warum hat denn der Vater nichts mehr von mir wissen wollen? Wär' ich weniger schlecht gewesen, wenn ich mein Kind zu fremden Leuten gegeben, und wenn die Leute im Haus nichts davon erfahren, und wenn ich dem

Vater wieder die Wirtschaft geführt hätte — wie früher; wär' ich da was andres gewesen als so?

FERDINAND. Das allerdings nicht; — aber eine Pflicht hätten Sie erfüllt! —

TONI. Das hab' ich getan.

FRANZISKA. Warum sind Sie denn damals nicht gleich zu uns gekommen?

ADOLF. Kind, ich bitte dich, mische du dich nicht in diese Fragen.

FERDINAND. Was fällt Ihnen denn ein, Franziska.

TONI. Zu Ihnen ... damals —? Ja — wie hätte ich das dürfen!

FRANZISKA. Nun ja — warum hat Hugo nicht damals mit euch *zu ihren Eltern gewandt* gesprochen —? Gleich damals —?

TONI. Es hätt' uns ... nicht viel geholfen — damals ...

ADOLF. Immerhin — ich muß mich selbst fragen, warum unser armer Hugo nicht wenigstens den Versuch gemacht hat, wenn er es überhaupt ernst mit Ihnen meinte. Wer weiß, wozu ich mich unter diesen besonderen Umständen entschlossen hätte.

BETTY. Damals ... wohl zu nichts, Adolf.

TONI. Das hat der Hugo auch gesagt.

ADOLF. Es scheint, man kennt mich in meinem eigenen Hause nicht vollkommen.

FERDINAND. Wer sagt es denn, daß es Hugos Absicht war, sich für immer zu binden.

TONI sehr heftig. Wir haben ein Kind gehabt!

BETTY. Ja! Es ist auch jetzt gar nicht an der Zeit, über diese Dinge nachzugrübeln, nachdem unser Hugo nicht mehr unter uns ist. Für mich soll es nicht anders sein, als wären Sie seine Frau gewesen. Kommen Sie, Toni, kommen Sie —

FRANZISKA. Sie gehören zu uns, Toni, du gehörst zu uns.

BETTY. Und was immer geschehen sein mag, — es war sein Wille! *Streckt ihr die Hand entgegen.*

TONI küßt ihr die Hand. Gnädige Frau —

BETTY umarmt sie. Ich bin Ihre Mutter!

ADOLF streckt ihr die Hand entgegen.

TONI. Herr . . .

ADOLF. Was „Herr" . . . Vielleicht gar „Herr Professor". — Nennen Sie mich immerhin Vater. — Jawohl, Vater nennen Sie mich!

TONI küßt ihm die Hand.

ADOLF. Nicht so, mein Kind! *Schließt sie in seine Arme.* Hier ist Ihr Platz! *Winkt Betty zu sich, in der deutlichen Absicht, eine Gruppe zu arrangieren.*

FRANZISKA. So reichen Sie ihr die Hand, Ferdinand!

FERDINAND. Ich kann nicht.

ADOLF mit einem Blick zur Höhe und mit Tränen in der Stimme. Was glaubst du —, Betty, ist er jetzt zufrieden?

KIND von drinnen. Mama!

TONI horcht auf.

KIND laut weinend. Mama!

TONI läuft hinein.

ADOLF. Was hat sie denn —?

BETTY. Das Kind . . .

TONI kommt rasch. Gnädige Frau . . .

BETTY. Was gibt's?

TONI. Das Kind . . . ich weiß nicht, was das ist —

Toni, Betty ab; Franziska rasch nach.

ADOLF. Wie sie alle an dem Kind hängen, sehen Sie, Doktor, es ergreift mich, — ich kann mir nicht helfen . . .

FRANZISKA kommt rasch in höchster Aufregung.

ADOLF. Nun?

FRANZISKA. Ich hab's ja gewußt . . . es ist wirklich krank —

TONI rasch herein, faßt Ferdinand beim Arm, flehend. Herr Doktor — bitte kommen Sie — kommen Sie —

Toni, Ferdinand, gleich darauf Adolf ab.

FRANZISKA allein. Mein Gott, mein Gott — Du wirst uns doch den Franzl nicht nehmen!

Vorhang.

DRITTER AKT

Acht Tage nach dem zweiten. Gleiche Dekoration. Schwüler Sommernachmittag. Die Jalousien nahezu geschlossen.

LULU kniet auf dem Boden und ist beschäftigt, Spielsachen in eine kleine Tasche zu packen. Franziska, die auf einem Sessel sitzt und Spielsachen auf dem Schoße hat, reicht ihm eine nach der andern.

LULU wie Franziska eben ein Spielzeug in der Hand hält und es traurig betrachtet. Na — Franzi —

FRANZISKA. Da. —

LULU sieht auf, zu Franziska. Sei nicht gar zu traurig, Franzi! — Wir müssen uns halt denken, daß wir's nur geträumt haben, Franzi, weißt!

FRANZISKA. Weiter . . . weiter, damit wir fertig werden, bevor die Toni nach Haus kommt.

Lulu kniet nieder und packt weiter.

AGNES kommt rechts vorn.

LULU wie Franziska zusammenzuckt. Agnes ist es.

FRANZISKA. Grüß' dich Gott, Agnes.

AGNES. Guten Tag. Was macht ihr denn da? Einpacken —?

LULU. Schau' nur her, Agnes.

AGNES tritt näher. Ach so . . .

LULU. Das hat alles dem kleinen Franzl gehört.

AGNES. Was soll denn damit geschehen?

LULU. Wir wollen's als Andenken aufbewahren.

FRANZISKA. Es kann nicht so liegen bleiben. Morgen reisen wir ab.

AGNES. Toni auch?

FRANZISKA. Wir werden sie doch nicht allein in der Stadt lassen.

AGNES. Freilich. — Wo ist sie denn?

FRANZISKA. Wir haben eine Stunde abwarten müssen, wo sie nicht da ist. Wenn sie zu Hause ist, sitzt sie den ganzen Tag mitten unter den Sachen und redt kein Wort.

AGNES nickt.

LULU. Alles ist noch herum gelegen wie am ersten Tag.

AGNES. Ich hätt' mich nicht getraut, was anzurühren. *Sie steht neben Franziska und nimmt mit Zagen ein kleines Mützchen von Franziskas Schoß, wendet es hin und her.*

FRANZISKA. Willst dir's behalten?

AGNES. Ja . . . Damit ich auch ein Andenken hab'! *Sie wendet sich um, da eben die Türe geht; wie sie merkt, daß Toni eintritt, verbirgt sie das Mützchen.*

LULU will die Tasche rasch schließen.

TONI kommt heran, sieht, was geschehen ist. So . . . *Sie starrt auf die Sachen.*

FRANZISKA. Wir . . . haben . . . lieber . . .

LULU. Willst du . . . willst du vielleicht, daß ich's in dein Zimmer — —

TONI. Wohin . . . du willst. — *Sie wendet sich ab.*

LULU entfernt sich auf einen Wink Franziskas mit der Tasche. Rechts hinten.

TONI. Guten Tag, Fräulein Agnes.

AGNES verlegen. Guten Tag.

TONI zu Franziska. War Gustav vielleicht da?

FRANZISKA. Nein. — — Wo sind Sie gewesen, Toni?

TONI sie spricht zerstreut, wie gestört; manchmal ruhig; manche Worte ganz ohne ersichtlichen Grund sehr erregt. Ich bin herumgegangen.

FRANZISKA. War's nicht zu schwül?

AGNES betrachtet Toni wie mit einer geheimen Angst.

TONI. Ja. Sehr schwül. Besonders im Gehn. Aber allein kann man sich ja nirgends hinsetzen. Im Stadtpark hab' ich mich auf einer Bank ausruhn wollen — gleich ist einer gekommen und hat mit mir zu reden angefangen.

AGNES schaut Franziska an.

TONI. So ist es immer. Nicht einmal vor dem schwarzen Kleid haben die Leute Respekt. Aber was soll ich denn tun? Im Zimmer halt ich's nicht mehr aus.

FRANZISKA. Morgen um diese Zeit sind wir in unserem Garten. Da ist frische Luft und Ruhe.

TONI vor sich hin. Ruh' ist nur an einem Ort. — *Pause.* Warum sehen Sie mich so an, Agnes?

AGNES befangen. Ich? Nein, wirklich nicht!

TONI nicht laut, zu Agnes, wie erklärend. Ich bin ja nicht schuld. Auch von anderen Frauen sind schon Kinder gestorben.

FRANZISKA. Toni!

AGNES sehr befangen. Ich muß jetzt gehn. Adieu, Franzi ... Adieu, Toni!

FRANZISKA. Du willst schon gehn, Agnes?

AGNES. Ich will später wiederkommen; die Mama kommt auch noch herauf, euch Adieu sagen, ich hol' sie ab. — Adieu! *Sie reicht Toni die Hand.*

TONI sieht sie groß an. Adieu!

FRANZISKA mit ihr an der Tür. Was hast du denn?

AGNES. Ich weiß nicht. Mir wird so bang, wenn ich sie sehe.

TONI sieht ihr nach.

Pause.

FRANZISKA. Ich muß noch in die Stadt gehen, Toni, einiges einkaufen. Wollen Sie mit?

TONI. Nein.

FRANZISKA. Kann ich Ihnen vielleicht etwas besorgen?

TONI. Wozu?

FRANZISKA. Sie werden sich draußen doch irgendwie beschäftigen wollen, nicht wahr? Vielleicht kann ich Ihnen etwas zum Arbeiten bringen. Sie dürfen nicht immerfort Ihren Gedanken nachhängen.

TONI. Es wird sich schon was finden.

FRANZISKA. Wissen Sie, Toni, vielleicht können wir zusammen was arbeiten.

TONI. Wir — zusammen?

FRANZISKA etwas befangen. Irgend was sticken — nicht wahr — oder ... Man muß doch wenigstens versuchen, die traurigen Gedanken auf Augenblicke zu zerstreuen.

TONI. Wenn man aber nichts anderes hat.

FRANZISKA. Wieso?

TONI. Nichts anderes hat als die Gedanken — wenn das alles ist, was einem geblieben ist —!

FRANZISKA. Sagen Sie das nicht, Toni. — — Sie sind nicht allein.

TONI. Nicht allein? — Was bin ich denn heut noch für euch?

GUSTAV kommt. Guten Tag, Fräulein Franziska! Grüß' dich Gott, Toni! *Reicht ihnen beiden die Hand.* Also bleibt's dabei? Morgen früh?

FRANZISKA. Ja. Werden Sie uns besuchen?

GUSTAV. Dazu werd' ich keine Zeit haben, Fräulein Franziska, ich komme heute, Ihnen auf längere Zeit Adieu zu sagen — und dir auch, Toni —

FRANZISKA. Für einen Sonntag werden Sie sich doch einmal frei machen können? Wir würden uns alle so sehr freuen.

GUSTAV schüttelt den Kopf. Das glaub' ich nicht. Das Beste wäre, ich würd' ein für alle Mal für Sie alle verschwinden. Ich kann doch nur traurige Erinnerungen in Ihnen wachrufen.

TONI einfach. Mir wird's immer ein Trost sein, wenn du kommst, Gustav!

FRANZISKA nach kurzer, etwas verlegener Pause. Uns allen. Wir werden nie vergessen, daß Sie sein bester Freund waren. Für jetzt muß ich Ihnen Adieu sagen, Gustav; ich muß noch einiges besorgen. Meine Eltern sind im Salon. Sie gehen wohl hinein?

GUSTAV. Gewiß! — Also auf Wiedersehen, Fräulein Franzi — wenn nicht früher — im Herbste.

FRANZISKA. Das täte mir sehr leid. Also Adieu. Adieu, Toni! *Ab.*

TONI. Wirklich erst im Herbst?

GUSTAV. Es wird kaum anders gehen, Toni.

TONI. Lang ist das.

GUSTAV. Nicht so gar sehr.

TONI. Wenn du wenigstens einmal im Laufe des Sommers hinauskämst.

GUSTAV. Ich möchte es lieber nicht.

TONI. Warum denn?

GUSTAV. Du weißt, wie die Leute sind. Einige im Hause haben es schon sonderbar gefunden, daß ich während der Krankheit des Kleinen täglich bei euch war. Nicht wahr? Du hast's ja ganz gut bemerkt. Es ist schon besser, ich komme die nächste Zeit nicht. Was nach Ablauf des Sommers geschehen soll, darüber können wir reden, wenn du mit den anderen vom Land zurückkommst.

TONI. Was soll denn geschehen?

GUSTAV. Das muß eben reiflich überlegt werden.

TONI. Du meinst — fortgehen? — Ja — wohin? Wohin?

GUSTAV. Auf die Dauer wirst du doch nicht hierbleiben können — oder wollen.

TONI. Du hast recht, Gustav. Schon heute ließen sie mich gehen, wenn ich wollte. Ich sage dir, Gustav, an dem Tag, wo wir vom Friedhof nach Hause gekommen sind, hätten sie mich gehen lassen.

GUSTAV. Nein, so ist es nicht!

TONI. Ja ... so ist es!

GUSTAV. Du vergißt Franzi.

TONI. Auch die ist nicht mehr, wie sie war. In dem kleinen Grab liegt gar viel. — In ein paar Wochen dächte niemand mehr an mich.

GUSTAV. Man würde gewiß für deine Zukunft sorgen.

TONI. Darum ist mir nicht bang. Eine Arbeit würde ich schon finden.

GUSTAV. Auch das.

TONI. Aber vor dem Alleinsein hab' ich Angst! — Und wenn ich einmal von hier fort bin, — bin ich ganz allein.

GUSTAV. Nicht verzweifeln, Toni. Das Leben geht doch weiter, Toni, nicht wahr? — Wer weiß, was es noch bringt.

TONI. Was soll's mir denn bringen?

GUSTAV. Ich rede ja von einer Zeit, die noch sehr fern ist — die du dir heut noch gar nicht vorstellen kannst. Aber diese Zeit wird kommen — das ist gar nicht anders möglich. Wenn du einmal in einer andern Umgebung bist, wirst du auch andere Menschen kennen lernen. Die Existenz wird irgend einen neuen Sinn für dich bekommen. — Was können wir heut von all dem wissen?

TONI. Nein . . . nein . . .

GUSTAV. Auch in unserem tiefsten Schmerz muß etwas von der Hoffnung sein, daß er einmal aufhört — sonst könnten wir ihn nicht überleben. Du bist noch jung — und du wirst auch wieder fühlen, daß du jung bist — und irgend einmal wirst du am Ende auch an die Möglichkeit eines neuen Glückes denken können.

TONI. Glück — für mich? . . . Nein, Gustav. Was müßt' ich da sein! — Glück nach all dem, was ich durchgemacht habe! — Gustav, Gustav, wie kannst du das glauben?

GUSTAV. Nicht ein Glück, wie du es erlebt hast. Ich denke an irgend was sehr Stilles — an ein Ausruhen — an eine Art von Frieden — den man doch allein nie finden kann.

TONI. Vor allem hab' ich Angst, Gustav — vor der Verlassenheit . . . und auch davor — daß es einmal anders sein könnte. Es ist schon das beste, ich bleib hier — sonst ist es aus — so oder so.

GUSTAV. Beruhige dich, Toni! — Wo immer du sein wirst — hier oder draußen — vergiß nicht, daß du einen Freund hast — *faßt ihre Hand* einen treuen Freund!

TONI entzieht ihm die Hand. Nein, Gustav. Du hast ja recht gehabt. Das würde uns doch keiner glauben.

GUSTAV. Was? — Bin ich's nicht immer gewesen? Auch so lang Er gelebt hat?

TONI. Aber jetzt ist Er nicht mehr da — jetzt ist es was anderes.

GUSTAV. Ganz dasselbe ist es.

TONI. Heute . . . ja! . . . *Steht auf.* Hier muß ich bleiben, wo Er gelebt hat . . . ja — das ist das einzige. Auf Wiedersehen, Gustav, im Herbst.

GUSTAV. Wohin willst du gehen?

TONI. Ich war heut noch nicht in der Kirche. Ich will hinübergehen, beten, daß die mich da behalten, daß ich die Schwester von der Franzi bleiben darf. Leb' wohl, Gustav! *Ab; in der Tür begegnet ihr Ferdinand.*

FERDINAND. Später ADOLF und BETTY.

FERDINAND nachdem er Toni nachgesehen. Guten Tag, Herr Brander!

GUSTAV. Guten Tag, Herr Doktor!

FERDINAND. Was ist dem Fräulein?

GUSTAV. Ich weiß nicht. *Sie sehen einander ins Auge. Adolf und Betty treten ein von links; zum Ausgeben angekleidet. Begrüßung.*

BETTY. Es ist schön, daß wir Sie noch einmal sehen.

GUSTAV. Ich habe eben Toni Adieu gesagt. — *Nach einer kurzen Pause, einer Eingebung folgend.* Seien Sie gut zu ihr! Sie hat viel gelitten.

ADOLF. Mein lieber junger Freund, wir haben auch viel gelitten — jawohl — und in unserem Alter bedeutet das etwas mehr! Was wisset ihr jungen Leute überhaupt von Leiden? Solange das Leben noch vor einem liegt. — Da ist man nun dem Himmel dankbar, daß er einem wenigstens so einen süßen Fratzen gelassen — der Kleine hätte das werden sollen, was unserem armen Hugo nicht vergönnt war — na, weine nicht, meine arme Betty — es hat nicht sollen sein. Der Traum ist zu Ende. *Pause.*

BETTY nachdem sie ihre Tränen getrocknet. Werden Sie uns auf dem Lande besuchen, Gustav?

GUSTAV. Ich hoffe, daß ich einmal . . . Für alle Fälle wünsch' ich glückliche Reise — und ein Wiedersehen in besseren Tagen. *Nimmt Abschied und geht.*

BETTY. Franzi ist in die Stadt gegangen einige

Einkäufe besorgen. Sie muß bald da sein. Wollen Sie auf sie warten, Ferdinand?

FERDINAND. Gewiß.

ADOLF. Wir wollen nur einen Besuch bei Bibers machen. Sie haben zum Begräbnis vom Kleinen einen Kranz geschickt; ich finde das charmant.

FERDINAND. Mit Toni haben Sie bereits gesprochen?

ADOLF. Noch nicht.

FERDINAND. So. Ich möchte aber zu bedenken geben, daß heute der letzte Tag ist, an dem etwas Entscheidendes geschehen kann.

BETTY. Lassen wir's doch bis zum Herbst.

FERDINAND. Jeder Aufschub ist von Übel. Ist sie einmal in der Villa draußen, dann wird sie so lange bei Ihnen bleiben, als es ihr beliebt.

BETTY. Ich hab' heut wieder die ganze Nacht darüber nachgedacht. Wir können sie nicht fortschicken, Ferdinand; die Verantwortung wäre zu groß.

FERDINAND. Ich sagte doch schon! Es gibt ein sehr einfaches Mittel, sich gegen diese zu schützen — Geld.

ADOLF. Das müßte man jedenfalls tun. Ganz selbstverständlich.

FERDINAND. Übrigens wird sie nicht lange darauf angewiesen sein. Sie ahnen gar nicht, wie wenig bang mir um sie ist!

BETTY. Aber mir, mir ist bang um sie.

ADOLF. Sei ruhig, meine liebe Betty. Man wird ihr eine Rente aussetzen, solang sie sie benötigt.

BETTY. Nein — nein: Das war es nicht, was Hugo von uns verlangt hat!

FERDINAND. Gnädige Frau, alles, was Hugo gewollt hat, haben wir leider mit dem Kleinen begraben müssen. Das ist doch ziemlich klar. Was soll diese Person jetzt noch hier? Heut ist sie nichts anderes, als manche andere, die Sie gewiß nicht in Ihr Haus aufnehmen möchten.

ADOLF. Es ist beinahe wie ein Fingerzeig Gottes.

BETTY. Sag' das nicht, Adolf.

ADOLF. Wie du willst, liebe Betty. Aber wenn wir die Sache genau nehmen, so handelt es sich nur darum, — daß sie wo anders wohnen wird.

FERDINAND. Ganz richtig. Ich weiß auch gar nicht recht, gnädige Frau, wie Sie sich den weiteren Aufenthalt Tonis bei Ihnen vorstellen. Wir wissen doch alle, daß die Trauer junger Witwen — wenn ich hier schon diesen Ausdruck anwenden darf — nicht ewig zu währen pflegt . . . und es wäre doch uns allen — und insbesondere Ihnen, der Mutter, in hohem Grade peinlich, wenn sozusagen unter Ihren Augen —

BETTY ziemlich heftig. Nein, nein, so ist Toni nicht.

ADOLF überlegen. Betty! Was glaubst du denn eigentlich? Sie wird ewig um ihn weinen? Es ist doch auch gar nicht zu verlangen!

BETTY. Adolf!

ADOLF. Mein Kind — man muß die Dinge nehmen wie sie sind.

FERDINAND. Ich versichere Sie, gnädige Frau, es wird Ihnen nur angenehm sein, wenn Toni die Besuche, die ihr gelten, nicht in Ihrem Hause, sondern bei sich empfängt; es wäre Ihnen möglicherweise bei genauerer Betrachtung schon heute angenehm.

BETTY. Was meinen Sie, Doktor? . . . Gustav? — Er war Hugos Freund.

FERDINAND. Sie deuten meine Worte falsch, gnädige Frau. Gustav war der beste Freund Hugos, und es ist nur natürlich, daß er oft mit ihr zusammen gewesen ist. Man darf nicht gleich an das Ärgste denken. Solche Weiber sind im allgemeinen auch zu vorsichtig. Es steht zu viel für sie auf dem Spiel. — Jetzt freilich ist Hugo tot, und sie ist jung und schön.

BETTY viel schwächer. Nein — sie wird meinen Sohn nie vergessen.

ADOLF. Du hast ideale Ansichten, mein Kind. Erhalte sie dir. Aber du wirst gewisse Naturgesetze nicht

umstoßen. Das Ganze ist für uns einfach eine Geldfrage — und ich werde die Sache noch heute in Ordnung bringen. Ja, wir werden noch heute — sobald wir zurückkommen, werden wir mit ihr reden.

BETTY. Nein, ich kann ihr nicht sagen, daß sie gehen soll. —

ADOLF. Das ist auch gar nicht notwendig. Ich werd' es ihr sagen. Ich werde ihr einfach die Sachlage der Wahrheit gemäß auseinandersetzen.

BETTY. Was? Was willst du ihr denn sagen?

ADOLF. Ich werde ihr sagen, daß unsere Landwohnung zu klein ist.

FERDINAND. Da ich nun doch schon ein gewisses Recht zu haben glaube, mich zu den Ihrigen zu zählen, lassen Sie mich auch die Pflichten tragen. Ich will es übernehmen, mit ihr zu reden.

BETTY. Sie werden zu hart sein, Doktor. Sie haben sie nie lieb gehabt.

FERDINAND. Ich werde milde sein.

BETTY. Sie soll nicht gleich gehen. Ich will noch mit ihr sprechen, bevor sie geht. Ich will ihr sagen, daß sie uns nicht verliert, daß sie immer Freunde an uns haben wird.

ADOLF. Gewiß. Sie kann auch ohne weiteres heute Nacht hier schlafen. Auch die nächste Woche. Überhaupt so lange, bis sie eine andere Wohnung gefunden hat — wir sind ja ohnehin nicht mehr da.

EMMA tritt ein. Guten Abend. Ich habe wohl gestört? — *Pause. Mit einem plötzlichen Gedanken.* Wo ist Toni?

FERDINAND. Heute, gnädige Frau, finden Sie sie noch hier, aber es ist das letzte Mal.

EMMA. Wie ist das zu verstehen?

ADOLF. Das ist so zu verstehen, daß wir in reiflicher Erwägung der durch den Tod des armen Kindes neu geschaffenen Umstände ein weiteres Verbleiben Tonis in unserem Hause für — untunlich halten.

EMMA zu Betty. Und du gibst das zu?

BETTY. Wir werden sie trotzdem nicht verlassen, Emma.

EMMA. Das heißt, ihr werdet ihr Geld geben? Darauf kommt es nicht an. Mit Geld ist diesem armen Geschöpfe nicht geholfen, ein Heim braucht sie.

FERDINAND. Sie wird bald eines gefunden haben, gnädige Frau.

EMMA. Ja. — Sie hat eins gefunden. Ich nehme sie in mein Haus.

BETTY. Emma!

FERDINAND. Ich bitte um Entschuldigung. Halbe Maßregeln helfen hier nicht! Toni muß nicht nur aus diesem Hause — sie muß aus unserm Kreis verschwinden. Wir wollen nichts mehr mit ihr zu tun haben.

ADOLF. So ist es, Emma. — Es geht unmöglich, daß du eine Person, die wir nicht länger bei uns haben wollen, zu dir nimmst. Du würdest dich dadurch in einen ganz offenen Widerspruch mit uns setzen.

EMMA. Ganz richtig.

ADOLF. Und würdest es uns unmöglich machen, in gleicher Weise wie bisher bei dir zu verkehren.

EMMA. So werdet ihr eben nicht bei mir verkehren.

ADOLF. Ach so . . . ach so — *auf und ab* — nun, deine Sympathie für diese Dame geht etwas weit.

EMMA. Ich löse einfach euer Versprechen an Hugo ein; das ist alles.

ADOLF. So. Ich will nun gar nicht davon reden, daß es sich um ein ganz anderes Versprechen gehandelt hat. Aber ich möchte doch fragen, mit welchem Rechte du dich zur Vollstreckerin des letzten Willens unseres Sohnes aufwirfst.

EMMA. Ich bin seine beste Freundin gewesen. Ihr wißt es sehr gut!

ADOLF. Ja, das weiß ich allerdings . . . allerdings weiß ich das! Aber gerade darum erscheint es mir sehr unwahrscheinlich, daß er dich — es ist zum mindesten nicht üblich —

BETTY will Einhalt tun. Adolf!

EMMA. Laß ihn, Betty! Ich weiß ja, was er glaubt. Nennen wir die Dinge doch einmal bei ihrem Namen. Du meinst, ich war die Geliebte eures Sohnes.

BETTY. Emma —

ADOLF. Das hab' ich nie gesagt. Und was ich glaube, ist meine Sache. Ich muß dringend bitten, mir nicht Dinge in den Mund zu legen, die ich nie ausgesprochen habe.

BETTY. Emma, was fällt dir denn ein! Nie haben wir das geglaubt! Wir wissen, daß du seine Freundin warst. Ich will's dir ja gestehn: Es hat mich oft gekränkt, daß er zu dir mehr Vertrauen gehabt hat als zu mir — aber nie habe ich an so etwas gedacht — ich schwöre es dir, Emma — hätt' ich denn sonst so mit dir sprechen können — die ganzen Jahre her, wie ich's getan? — Und auch Adolf glaubt es nicht.

EMMA. Den kennst du nicht, Betty. Der hätte was anders gar nie begriffen. Aber das hat ihn natürlich nie gehindert, mit mir zu verkehren.

ADOLF. Mir scheint gar, du willst mir das zum Vorwurf machen —

EMMA. Statt deine Größe zu bewundern — was? Aber du hast auch gewußt, daß ich ihm meine Agnes mit tausend Freuden zur Frau gegeben hätte — und warst sehr einverstanden — weil es dir bequem gewesen wäre, was — du Ehrenmann? — Und dieses arme Geschöpf, das ja ein Engel gegen mich sein müßte, wenn das wahr wäre, was ihr von mir geglaubt habt — das jagt ihr davon, weil es euch unbequem ist —?

ADOLF. Ich werde mich nicht so weit erniedrigen, dir zu erwidern. Nimm diesen Engel zu dir ins Haus. Ich habe nichts dagegen, wenn du sie sofort hier in Empfang nimmst. Sie, mein lieber Doktor, bestellen ihr, was wir ihr zu sagen haben. — Ich hab' in dieser Sache nichts mehr mit ihr zu reden. Komm, Betty, wir wollen unsern Besuch machen.

BETTY. Emma, ich versichere dich —

EMMA. Ich erwarte Toni hier, nehme sie mit mir und betrete euer Haus nie wieder.

BETTY. Emma!

ADOLF. Komm, Betty, oder hast du vielleicht Lust, sie zu bitten?

AGNES tritt ein. Guten Abend!

ADOLF. Du, liebes Kind, wirst uns immer willkommen sein. Adieu. — Komm, Betty! *Adolf und Betty ab.*

AGNES. Was soll denn das bedeuten?

EMMA. Mein liebes Kind, Toni verläßt dieses Haus und wird bei uns leben.

AGNES zuckt zusammen. So. —

FERDINAND auf einen fragenden Blick Agnes'. So will es Ihre Frau Mama.

AGNES. Warum sagte Onkel Adolf, ich wäre ihm auch weiterhin willkommen?

FERDINAND. Weil wir alle das Haus Ihrer Frau Mama keineswegs mehr betreten werden.

AGNES sieht ängstlich hin und her.

EMMA. Du siehst, Agnes, daß auch von dir ein gewisser Grad von Opfermut gefordert wird. — Es ist nicht immer ganz leicht, das Rechte zu tun.

AGNES. Du bist ja so gut; — aber was soll sie denn bei uns tun?

EMMA. Ein Heim soll sie haben.

AGNES. Für lange?

EMMA. Für immer — möglicherweise. Du wirst doch nicht mehr lange bei mir bleiben.

AGNES. O ja, Mama, ich werde immer bei dir bleiben. Du glaubst doch nicht, daß ich heiraten werde.

EMMA. Du Kind!

AGNES. Nein, Mama, ich werde immer bei dir sein! Und wir waren ja so lange allein, du und ich, nicht wahr, Mama, und es war so schön, und jetzt soll eine Fremde bei uns leben?

EMMA. Fremd nennst du sie heut? Es ist noch nicht lang, daß du sie deine Freundin genannt hast.

AGNES. Das ist vorbei.

EMMA. Warum?

AGNES. Ja, weißt du, Mama, solang ich sie immer mit dem süßen kleinen Buben zusammen gesehen hab', da ist sie mir ganz anders vorgekommen als jetzt — ich versteh' selber nicht, wie das war: Aber jetzt ist das alles vorbei . . . ich finde nicht mehr hin zu ihr, Mama, sie ist nicht mehr, die sie war . . .

EMMA. Ja, was hat sich denn geändert? Ich begreife dich nicht, mein Kind.

AGNES. Ich muß jetzt an so vieles denken, was mir früher nicht eingefallen ist, an alles, was sie getan . . .

EMMA. Agnes, Agnes! Kannst du wissen, was aus dir geworden wäre, wenn du mich nicht gehabt hättest?

AGNES. Ich bin dir ja so dankbar, Mama, und ich will auch wirklich nicht stolz sein; — ich verachte sie ja nicht — aber ich kann nicht, Mama, ich kann nicht mit ihr zusammen leben unter einem Dache — bei dir . . . du, ich — und sie — nein —

FERDINAND. Es gibt doch Grenzen, gnädige Frau.

EMMA nach einer Pause. So gehen wir, mein Kind.

AGNES. Ich bitt' dich, Mama, sei nicht bös'. Ich will sie ja gern von Zeit zu Zeit sehen.

EMMA. Das verlang' ich nicht von dir.

AGNES. Wir wollen auch so viel für sie tun, als möglich ist. Aber, liebe Mama, nimm sie nicht ins Haus! Nimm sie nicht ins Haus!

EMMA. Ich bin dir nicht bös'. Gegen deinen Willen kann ich sie nicht zu mir nehmen. — *Wartet auf Antwort.* Sage, du willst nicht.

AGNES nimmt die Hand ihrer Mama, küßt sie. Ich kann nicht. Mich schaudert vor ihr.

EMMA hart. Komm, Agnes.

AGNES. Mama — ich will dich auch so lieb haben — wie —

EMMA. Komm, es ist gut.

TONI die eben eintritt, begegnet Emma und Agnes.

TONI geht auf sie zu und küßt ihr die Hand.

EMMA will zuerst sprechen; dann fällt ihr Blick auf Agnes, die sie ängstlich anschaut. Kommen Sie bald zu uns, Toni! Leben Sie wohl!

AGNES. Adieu, Toni!

TONI. Gnädige Frau — *angstvoll.* Agnes —

Emma und Agnes ab.

TONI. Warum sind sie so fortgegangen? *Will ihnen nach.*

FERDINAND. Ich muß Sie bitten zu bleiben. Ich habe mit Ihnen im Auftrage der Familie zu sprechen.

TONI. Sie haben mit mir zu sprechen?

FERDINAND. Ja.

TONI. Man schickt mich fort?

FERDINAND. Sie werden selbst einsehen, daß Ihr weiteres Verweilen innerhalb der Familie nicht mehr den Verhältnissen entspricht —

TONI. Ja, was hab' ich denn getan?

FERDINAND. Man hat durchaus nicht die Absicht, Ihnen Vorwürfe zu machen. Es ist ein Abschied in Frieden, und Sie können überzeugt sein, daß es Ihnen an ausreichender Unterstützung nicht fehlen wird.

TONI. Ja . . . und wann . . . soll ich denn schon fort?

FERDINAND. Das ist vollkommen Ihnen anheimgestellt.

TONI. Also nehmen sie mich mit hinaus aufs Land?

FERDINAND leicht lächelnd. So ist das nun eben nicht gemeint. Die Wohnung hier steht Ihnen bis auf weiteres zur Verfügung.

TONI. Hier soll ich bleiben. Aber da bin ich ja ganz allein . . . das geht doch nicht.

FERDINAND. Sie werden sich daran gewöhnen müssen. *Nicht zu heftig.* Sie haben sich doch hoffentlich nicht eingebildet, daß man Sie auf ewige Zeit hier behalten wird.

TONI. Nein — gewiß nicht — aber ein bißchen Zeit sollte man mir noch lassen — das müssen Sie doch verstehen. Es ist doch mehr über mich gekommen, als man ertragen kann. Vor wenigen Wochen war ich die glücklichste Frau von der Welt . . . der Hugo war da . . . und ein Kind hab' ich gehabt — und jetzt hab' ich nichts — nichts — gar nichts. — Aber ich hab' doch wenigstens da sein dürfen, bei seiner Mutter, bei seiner Schwester . . . Das sind doch die Menschen, die ihn gern gehabt haben — es ist doch die Luft, in der er geatmet hat — und jetzt soll ich hinaus, hinaus aus all dem . . . ja warum — warum?

FERDINAND. Es ist eben hier nicht Ihr Platz . . . begreifen Sie doch das endlich.

TONI. Ja — warum denn? Hab' ich ihn denn weniger geliebt, als ihn eine andere geliebt hätte? Hab' ich ihn weniger glücklich gemacht, als eine andere?

FERDINAND. Das gibt Ihnen doch kein Heimatsrecht in diesem Hause. Dieses „Glücklich machen" trifft manche.

TONI. Glauben Sie das wirklich? Sie würden ja doch dem Himmel auf den Knien danken, wenn die Franzi Sie nur den tausendsten Teil so gern hätte, wie ich ihn gehabt hab'!

FERDINAND. Sprechen Sie den Namen meiner Braut nicht aus. Ich verbiete es Ihnen.

TONI. Warum denn? Bin ich vielleicht was Schlechteres als sie?

FERDINAND. Das fragen Sie noch?! Sie, die sich einfach dem ersten besten an den Hals geworfen haben, der jung und hübsch war, und sich Ihr Glück genommen haben, wo Sie's gefunden —

TONI. Ist denn das ein Verbrechen? Hab' ich aus meinem Elend nicht heraus dürfen? Wissen denn Sie, wie mein Leben ausgeschaut hat, bevor ich den Hugo kennen gelernt hab'?

FERDINAND. Ich weiß auch, was Elend ist. Und besser als Sie. Unsereiner hat's freilich nicht so leicht,

sich daraus zu retten — wie ein hübsches junges Ding, dem alles gleichgültig ist, was anständige Menschen Pflicht und Sitte nennen. Man hat sich ja hier redliche Mühe gegeben, alles das zu vergessen. Der Mutter des unschuldigen Kindes hat man beinah verzeihen können — wir beweinen es alle wie Sie — aber den großen Irrtum hat man mit ihm begraben.

BETTY, ADOLF kommen.

TONI will auf sie zu, bleibt vor ihren verlegenen Mienen betroffen stehen.

FERDINAND prüft mit raschem Blick alle Anwesenden. Ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Das Fräulein weiß alles.

TONI will reden; kann nicht.

ADOLF. Ja, Toni, das Schicksal scheint es zu wollen, daß die Zukunft wieder frei vor Ihnen liegt — und wir wollen uns nicht dagegen auflehnen. Sie werden außerhalb dieser Mauern rascher vergessen, als es Ihnen hier möglich wäre.

BETTY. Und Sie werden immer die besten Freunde an uns haben.

ADOLF. So ist es. Der Doktor hat Ihnen wohl mitgeteilt, daß für Ihre materiellen Bedürfnisse in ausreichender Weise —

TONI will sprechen.

ADOLF. Das ist natürlich. Was immer Sie zu unternehmen gedenken — in der ersten Zeit sind Sie auf sich allein angewiesen; und wenigstens in dieser Zeit müssen Sie uns schon den Gefallen erweisen, unsere Hilfe anzunehmen.

TONI will sprechen, ist noch immer fassungslos.

BETTY. Ich weiß, Toni, Sie werden brav bleiben.

ADOLF. Wer zweifelt daran?

BETTY. Sie bleiben selbstverständlich hier, so lange Sie wollen.

TONI. Ich danke ... sehr ... aber ich habe die Absicht, schon heute fortzugehen.

ADOLF. Ah, Sie haben wohl mit meiner Schwägerin —

FERDINAND. Der Plan der Frau Winter kommt nicht zur Ausführung. Fräulein Agnes hat sich dagegen ausgesprochen.

BETTY. Ja, warum wollen Sie denn schon heute fort?

ADOLF. Es hat wirklich keine Eile. Nachdem wir uns im Prinzip über die Sache geeinigt haben, ist nicht das Geringste dagegen einzuwenden, daß Sie sich noch einige Tage in der Wohnung hier aufhalten. — Wir aber nehmen schon heute von Ihnen Abschied, da wir ja morgen abreisen.

BETTY. Nicht jetzt, Toni, heute Abend.

TONI. Da es doch einmal entschieden ist, ist es besser, ich sage Ihnen gleich Adieu . . .

ADOLF weich. Wie Sie wollen, meine liebe Toni. Sie haben viel Leiden durchgemacht, Toni — ja! Man kann sagen: Wenn Sie einmal gefehlt haben, — Sie haben alles gesühnt! — Möge dieses Bewußtsein Ihnen für Ihren weiteren Weg Kraft verleihen! . . . Woher wir sie nehmen sollen — die wir uns keiner Schuld bewußt sind, weiß ich freilich nicht.

TONI. Ich danke . . . *küßt Betty die Hand* für alles. Ich hätte Franzi gerne noch gesehen — aber . . .

BETTY. Das werden Sie noch. Sobald sie kommt, schicke ich sie zu Ihnen aufs Zimmer.

TONI. Ich . . . Ich . . . Adieu — *Sie geht in ihr Zimmer.*

BETTY will ihr nach einer kleinen Pause nach.

ADOLF hält sie zurück. — Lieber Doktor, ich kann es nicht leugnen, — der Abschied hat mich doch ein wenig bewegt.

BETTY. Es ist zu traurig.

FERDINAND. Das dauert nicht lange, verlassen Sie sich darauf. In ein paar Tagen werden Sie aufatmen — ja, auch Sie, gnädige Frau! — Sie werden fühlen, daß die Luft in diesem Hause sozusagen wieder rein geworden ist.

FRANZISKA tritt ein. Guten Abend.

FERDINAND auf sie zu, küßt ihr die Hand, was Franziska offenbar unangenehm berührt. Guten Abend, Franziska!

FRANZISKA. Ich hab' alles besorgt, Mama. *Zu Ferdinand.* Sie kommen auch, uns Adieu sagen?

FERDINAND. Das hat diesmal glücklicherweise wenig Bedeutung. Ich darf Sie ja dieses Jahr öfter besuchen als sonst.

ADOLF. Kinder, was ihr noch für eine Art habt, miteinander zu reden. Hat man das je erlebt, daß Brautleute einander „Sie" sagen?

FERDINAND mit ungeschickter Zärtlichkeit. Es wird schon später anders werden.

FRANZISKA. Ja. — Mama, mir ist im Nachhausegehen etwas eingefallen — in Hinsicht auf die Einteilung der Villa.

BETTY. Was, mein Kind?

FRANZISKA. Ich meine nämlich — wegen des Zimmers für Toni. *Blick der andern.* Es wäre vielleicht doch das beste, wir würden das eine Fremdenzimmer mit der Aussicht auf den Garten für sie bestimmen, das ja ohnehin heuer sonst keinen Zweck hätte ... *Da nicht geantwortet wird.* Das andere ist zu klein und auch zu düster. Bei trübem Wetter ist es fast dunkel.

BETTY. Mein liebes Kind.

FRANZISKA. Was ist denn, Mama?

BETTY. Toni — kommt nicht mit.

FRANZISKA nicht allzu erregt. Nicht mit uns? — Will sie nicht?

BETTY. Es ist anders bestimmt worden.

ADOLF. Ja, mein Kind, — und unser Entschluß wird dir gar nicht zu überraschend kommen.

FERDINAND. Wir hoffen sogar, er wird Ihnen nicht ganz unwillkommen sein, Franziska.

FRANZISKA. Nun?

FERDINAND. Sie geht fort.

FRANZISKA. Sie geht fort? Ja, was will sie denn tun? —

ADOLF. Mein Kind, es ist ausreichend für sie gesorgt.

FRANZISKA. Für immer geht sie fort? — Das ist doch nicht möglich ... Habt ihr vergessen, was Hugo gewollt hat?

FERDINAND. Liebe Franziska, wenn unser armer Hugo alles hätte voraussehen können, hätte er keine andere Verfügung getroffen, als die, welche jetzt Ihre Eltern für richtig finden.

FRANZISKA. Wie können wir das wissen?

FERDINAND. Wir wissen es — auch Sie, Franziska. Was hält Sie heute noch an diese Person. Sie versuchen nur, sie zu lieben — es gelingt Ihnen nicht mehr.

FRANZISKA. Ich hab' sie lieb — ich hab' sie lieb.

FERDINAND. Nicht mehr wie früher — und Sie fühlen selbst, daß alle Fäden allmählich zerrissen sind, seit das arme Kind tot ist. Schämen Sie sich dessen nicht Franziska. Etwas in Ihnen hat schon längst begonnen, sich gegen diese aufgezwungene Schwesterschaft zu wehren. Ihre — *erfaßt ihre Hand* Ihre Reinheit —

ADOLF. Ich möchte sagen: das sittliche Bewußtsein.

FRANZISKA schwächer. Aber es ist vollkommen unmöglich, sie wegzuschicken. Hugo hat sie doch geliebt. Er würde sie auch heute noch —

ADOLF. Mein gutes Kind, du kennst die Welt nicht. Als junger Mensch wird man in sonderbare Abenteuer hineingezogen. Sprechen wir es endlich aus. Wäre unser Hugo am Leben geblieben, er hätte dieses Verhältnis sicher selbst gelöst. Er hätte eine Frau genommen aus unserem Kreise — aus der anständigen Gesellschaft, zu der wir gehören, wie es schließlich fast alle jungen Männer tun, die ihre Eltern lieb haben und in der Welt und mit der Welt leben wollen.

FRANZISKA. Und sie — was hätte sie dann getan?

FERDINAND. Was diese Geschöpfe gewöhnlich tun, wenn ein Verhältnis aus ist.

FRANZISKA versteht nicht gleich, zuckt zusammen.

ADOLF. Du bist ein kluges Kind, Franziska, du wirst sie bald vergessen haben.

FRANZISKA. Warum denn vergessen? Wir werden einander doch noch sehen? Sie wird doch zu uns kommen — oder ich zu ihr?

FERDINAND. Franziska — Sie beide werden nicht lange Sehnsucht danach haben.

FRANZISKA. Das wird sich zeigen. Ist sie schon fort?

BETTY. Nein.

FRANZISKA. So will ich sie noch einmal sehen.

FERDINAND. Franziska!

FRANZISKA geht ab nach rechts hinten.

ADOLF. Sie hat sich brav gehalten.

FERDINAND. Sie selbst, glauben Sie mir, ist befriedigt über diesen Ausgang. Ich hoffe, sie wird auch diesen Abschied —

FRANZISKA zurückkehrend. Sie ist nicht da — dieser Zettel —

ADOLF liest ihn, erschrickt.

FERDINAND liest ihn; hart. Worte!

BETTY. Um Gotteswillen!

FERDINAND. Das beweist gar nichts ... Worte ...

FRANZISKA in höchster Erregung. „Nicht nach mir suchen — es ist zu spät" — was heißt das?

FERDINAND. Angst einjagen. Ein letzter Versuch. Beruhigen Sie sich doch. Ich lege meine Hand ins Feuer, daß die sich nichts antut.

FRANZISKA. Wo ist sie?

FERDINAND. Warum fragen Sie das mich, Franziska?

FRANZISKA. Sie haben sie ja davongejagt, darum frag' ich Sie.

BETTY. Mein Kind!

ADOLF den Zettel in der Hand. „Es ist zu spät." — Das heißt einfach: Sie wünscht nicht, gesucht zu werden ... steht ja übrigens da: Nicht nach mir suchen

... sie wünscht es nicht — statt morgen früh, ist sie eben schon heute —

FERDINAND. Gewiß ist es so.

FRANZISKA. „Nicht nach mir suchen, es ist zu spät." Was redet ihr denn, das ist doch so klar.

FERDINAND. Sie wird sich schon irgendwo aufgreifen lassen — an den Ufern der Donau — auf einer Brücke — das kennt man ja. — Diese Art Weiber bringen sich nicht um — das Leben ist zu schön für sie —

ADOLF. Ah, meine arme Betty, was kommt alles über uns!

BETTY sich endlich aufraffend. Ja, aber irgend was muß man doch tun! Wie immer das Billett da aufzufassen ist, geschehen muß doch irgend etwas!

FRANZISKA. „Es ist zu spät" — es ist zu spät.

ADOLF. Ich will sofort die Anzeige machen — ich werde augenblicklich zur Polizeidirektion fahren. Oder warten Sie, Doktor, ich werde hintelephonieren. — Oder, nein, ich werde mir einen Wagen nehmen und zu — *Er klingelt.* Ich will einfach vor allem zu der Wachtstube im Prater fahren, das scheint mir das Vernünftigste — *Stubenmädchen tritt ein.* Holen Sie einen Fiaker — rasch — *Stubenmädchen ab.*

BETTY. Hätten wir sie nicht fortgeschickt.

FRANZISKA. Warum hast du's zugelassen, Mama? Was hilft das alles jetzt! Ihr wißt das so gut als ich —

ADOLF. Wie willst du was wissen?

FERDINAND. Was immer geschehen sein mag, — ich versichere Sie, — es wird nichts geschehen sein; — niemand — jawohl, niemand hat sich einen Vorwurf zu machen — niemand — ich betone das; niemand sich, und niemand einem anderen.

FRANZISKA. Ja, warum habt ihr sie denn davongejagt? Hat sie irgend wen gestört? Irgend wem was Böses getan?

ADOLF. Der Doktor hat recht — Vorwürfe sind durchaus nicht am Platze — *er sieht zum Fenster, ob der Wagen schon da ist,* durchaus nicht — wir konnten

sie nicht bei uns behalten — es lag gar kein Grund mehr vor. Da müßte man ... Das kannst du, Franziska, nicht verstehen ... viele Weiber im Hause haben!

FRANZISKA. Warum denn? Ja warum? Haben wir denn alles vergessen, was sie ihm war? Alles bewahren wir auf, was uns an ihn erinnert, alles, was er geliebt hat — das Nichtigste! Da sind die Bilder — die Bücher — und man hat an diese Dinge nicht gerührt — mit Andacht treten wir alle in dieses Zimmer ein — alles, was uns an ihn erinnert, ist uns heilig, und gerade das Wesen, das ihm durch Jahre mehr war als wir alle, jagen wir hinaus? Die, die wir am sorgsamsten hätten hüten müssen, das einzige Lebendige, was uns von ihm übrig geblieben ist, nachdem das Kind gestorben — die jagen wir hinaus?

FERDINAND in starker Bewegung. Franziska, ich muß doch bemerken, daß es nicht angeht, als Erinnerung an seinen verstorbenen Bruder dessen Maitresse aufzubewahren.

FRANZISKA fast aufschreiend. Ferdinand, gehen Sie, ich bitte Sie, gehen Sie. Ich fange an, Sie zu verstehen. Gehen Sie — es ist mir entsetzlich, Sie zu sehen. Sie haben sie gehaßt ...

FERDINAND. Ja — wie die Sünde!

FRANZISKA. Nein, sie war nicht die Sünde — es ist nicht wahr — so schaut die Sünde nicht aus. Was einen guten Menschen so glücklich macht, kann nicht die Sünde sein. Wie das Glück ... wie die Freude eines andern haben Sie sie gehaßt, weil Sie alles hassen, was heiter und frei ist, wie Sie auch unsern Hugo gehaßt haben. — Ich verstehe Sie so gut. Gehen Sie, ich bitte Sie darum ... es ist mir entsetzlich, Sie zu sehen.

ADOLF. Franziska, du bist in einer Weise erregt —

FERDINAND Adolf ins Wort fallend. Es ist jetzt nicht Zeit, darauf zu erwidern. Gestatten Sie mir, daß ich mich vorläufig entferne. Ich will nicht — Adieu —

ADOLF zu Ferdinand. Warten Sie gefälligst im Haustor auf mich. Sie müssen mit mir fahren.

FERDINAND ab.

BETTY. Verzeih, mein Kind, wir haben in ganz anderer Absicht — wir konnten nicht ahnen . . . — —

ADOLF plötzlich, nachdem er auf- und abgegangen, stehenbleibend. Man bittet sein Kind nicht um Verzeihung. Man will das Beste seines Kindes. *Zu Franziska.* Was waren das für unerhörte Dinge, die du dem Doktor gesagt hast! Was wird er von dir denken? Und ich erkläre dir: Ich fühle mich vollkommen unschuldig — auch wenn diese Person ihren hysterischen Vorsatz ausgeführt haben sollte. Ich sehe ja mit Schrecken, was durch diesen Verkehr schon alles in dir angerichtet worden ist . . . „die Freude . . . das Glück der andern . . . keine Sünde — so schaut die Sünde nicht aus." Woher willst du wissen, wie die Sünde ausschaut? — Man sieht ja nun, was herauskommt, wenn man sich einmal über gewisse Dinge hinwegsetzt und sich mit Geschöpfen einläßt, die — nicht zu uns gehören! Was hat man am Ende davon? Nichts als Skandal! Die Leute höhnen einen aus — und zum Schlusse kommen noch solche Absurditäten. Ich, der Professor Losatti, muß jetzt auf die Polizei gehen, anzeigen, daß die Geliebte meines verstorbenen Sohnes vermißt wird. Es ist einfach empörend . . .

FRANZISKA. Papa! Papa!

BETTY. Adolf, hast du denn kein Herz!

ADOLF. Herz genug. Mehr Herz als ihr alle! Eine Rente hab' ich ihr aussetzen wollen — hat sie mir vielleicht nicht geglaubt? Oder will sie durch diese . . . *Beim Fenster.* — Da ist der Wagen. Adieu. Ich gehe. — Nun — vielleicht bin ich noch würdig, von meiner Tochter die Erwiderung auf meinen Gruß zu bekommen. Es scheint beinahe, man hat Lust, mir die Verantwortung aufzulasten — ah, da werd' ich schon ergebenst . . . Das ist der Lohn! Ja, das ist der Lohn! Das erlebt man an seinem eigenen Kinde! *Er geht erbittert ab.*

BETTY. Mein Kind, mein liebes Kind!

FRANZISKA mit gerungenen Händen. Hugo! Hugo!

BETTY. Es ist ja noch — man kann sie noch finden.

FRANZISKA. Nein — nein ... wir werden sie nicht mehr sehen. — Alle ... alle sind fort von uns — Hugo, das Kind, sie ... sie sind alle zusammen ... *erschauernd* in diesem Augenblicke vielleicht geht sie zu ihnen. Und auch wir, Mama, sind schuld, auch wir —

BETTY. Ich vielleicht ... ich hätte — aber du nicht — du nicht —

FRANZISKA. Auch ich, Mama, ich fühle es so tief. Wir sind feig gewesen, wir haben es nicht gewagt, sie so lieb zu haben, wie sie es verdient hat. Gnaden haben wir ihr erwiesen, Gnaden — wir! — Und hätten einfach gut sein müssen, Mama!

Vorhang.